


DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Historisches
Taschenbuch.

Zehnter Jahrgang.




DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Historisches

Taschenbuch.

Zehnter Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Mit Beiträgen
von
Arendt, Barthold, Böttiger, Schubert,
herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Zehnter Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1839.



I n h a l t.

I.

Deutsches Bürgerthum in Pommern

um die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Von

F. W. Barthold.

Erstes Capitel.

Vernachlässigung der Geschichte des nord-östlichen Deutschlands in der Reichshistorie. Ursprung der deutschen Städte in Pommern. Kraftentwickelung derselben in der Hanse.

Eine philosophisch-genügsame Geschichtsforschung der Blütenzeit des griechischen Lebens pflegt sich zufrieden zu stellen, daß aus der unübersehlichen Fülle an größeren und kleineren Gemeindewesen, in welche das Volk von den Küsten Asiens und Scythiens bis nach Italien, Afrika und Gallien sich zersplittert hatte, nur die historischen Hauptmomente aufbewahrt sind, indem sich das Wichtigere, die Entwickelung Kundgebende, nothwendig in der Historie erhalten mußte, die Wiederholung desselben auf dem kleinen und kleinsten Raume, im Allgemeinen nachweisbar, als unnöthig zur Belehrung übersehen werden kann. Während die Armuth an geschichtlicher Ueberlieferung im Verhältniß zum Reichthum des Geschehenen hier

am Tage liegt und wir, auch bei der mühsamsten Forschung, nicht mehr wissen können, verhält es sich anders mit der Kenntniß des deutschen und italienischen Mittelalters, welche sich bis in die entlegensten Gebiete ermitteln und in ihrer Gemeinbezüglichkeit sowie ihrer Besonderheit darstellen lassen. Betrachten wir indeß hier nur die Geschichte unsers Vaterlandes, so ermessen wir leicht, daß auch die ausführlichsten Werke über dieselbe sich den Kreis ihrer Erzählung auf sehr unwissenschaftliche Weise verengen; daß die sogenannte Reichsgeschichte sich nur auf diejenigen Momente beschränkt, die sich unabweisbar in den politischen Verband drängen, und mit Stillschweigen jene fast unerschöpfliche Masse von deutscher Volksthätigkeit übergeht, die mit gleichem Anspruche an Ueberlieferung, wiewol zurückgezogener vom Mittelgetriebe des Reichs, sich kundgiebt. Wenn schon die Geschichten der Schweiz, des deutschen Lothringens, der Niederlande seltener in unsern Volksgeschichten berührt werden, und nur die Großartigkeit des Ritterstaates an der Ostsee vorübergehende Kenntnißnahme veranlaßt, so pflegen die innern und äußern Zustände der Hanseverbrüderung, Pommerns, Mecklenburgs und selbst Brandenburgs nur gar dürftig und oberflächlich, als gehörten sie kaum zum Vaterlande, angedeutet und die Schicksale mancher winzigen Stadtrepublik in Schwaben und am

Rhein ausführlicher behandelt zu werden, als die oft episch und mannichfach verschlungenen, immer bedeutsamen und anziehenden Verhältnisse und Bezüge jener nordöstlichen Staats- und Volksgesellschaften. Wir wollen nun nicht aus besonderer Vorliebe zu unserm Norden behaupten, daß unsere Geschichte an innerm Gehalte, an merkwürdigen, maßgebenden sittlichen und politischen Erscheinungen, mit Süd- und Westdeutschland wetteifern könne; wir räumen es gern ein, daß die Geschichte der Reichsländer im engern Sinne welthistorischer, epischer und in ihrer Mannichfaltigkeit mehr auf gemeinsame Principien zurückzuführen sei; daß die Typen des norddeutschen Lebens im früher entwickelten Süden gesucht werden müssen; daß geistige und gesellschaftliche Bildung von dort her ausströmte; allein wir suchen unser Anrecht an die gemeinsame vaterländische Geschichte festzuhalten und zu sichern, und wir glauben, daß die Größe und die Vorzüge unserer deutschen Historie erst nach Würde beurtheilt werden könne, wenn die Summe des hier entwickelten Lebens eine verhältnißmäßige Aufnahme in das Gebiet der gesammten Volksgeschichte erlangt. Um so nöthiger und gerechter scheint diese Foderung, als alle Bewegungen und Entwickelungsepochen der norddeutschen Stämme in der regsten Verbindung mit den verwandten im Süden und Westen stehen, ohne die Vorgänge „im Reiche"

nicht sich erklären lassen, und daß, außer jener Gemeinsamkeit, die Bevölkerung der Ostseeländer eine mächtige, imponirende Beziehung, einen Schauplatz zu entwickelnder Kraft behauptet habe, welcher den Süddeutschen ganz fremd blieb; wir meinen die drei nordischen Reiche, auf welche unsere Städte Jahrhunderte lang einen bedingenderen Einfluß ausübten, als je die Hohenstaufen auf Italien mit der Kraft Süd- und Mitteldeutschlands; einen belebenden Einfluß höherer Cultur, dessen das kaiserliche Deutschland, als an Bildung den Welschen nachstehend, nie sich rühmen konnte.

Zum Beweise des Reichthums zunächst der pommerschen Geschichte, zumal zur Charakteristik des Bürgerthums in Pommern, werden wir in den folgenden Blättern eine Reihe von Ereignissen erzählen, die, in wenige Jahre sich zusammendrängend, einen innern Bezug zu den gleichzeitigen Verwickelungen der Reichsländer und Europas überhaupt nicht verkennen lassen, die aber, bei ihrer Bedeutsamkeit und bei der Fülle von in ihr kundgegebener Kraft, mit keinem Worte auch in den umfassendsten deutschen Reichshistorien erwähnt werden. Ehe wir jedoch die Thatsachen selbst berichten, ist es nöthig, den Bildungsgang unserer pommerschen Städte, ihre steigende republikanische Geltung, ihre innern Einrichtungen, die Sitte ihrer Bewohner kurz zu schildern, und als den

Hintergrund die Zustände der nordischen Reiche und des gleichzeitigen Deutschlands anzudeuten, aus denen sich die ungebändigte Regsamkeit erklären läßt.

Pommerns deutsche Städte sind eines sehr jungen Ursprungs, wie denn das Land überhaupt erst in der Zeit der sächsischen Kaiser am Gesichtskreise Deutschlands heraufdämmert. Von der fabelhaften Pracht der ins Meer versunkenen Seeherrscherin Vineta von Jomsburg, der Pflanzschule für die untergehende Heldentugend Skandinaviens, reden wir hier nicht, als mehr der Sage denn der Geschichte angehörig. Bereits hatte sich in dem celtischen, römischen, burgundischen, alemannischen Worms, im goldenen Mainz, in der heiligen Stadt „Köln der Ovhinge" ein kräftiges Bürgerleben herangebildet und schirmte den viel geprüften Greis, den Kaiser Heinrich IV, gegen die Verfolgung des unfrommen Sohnes und die Rachsucht der Kirche; bereits hatte Berthold III von Zähringen Freiburg im Breisgau (1120), das Muster zahlreicher Nachbarstädte, mit Willen und Bewußtsein als Freibürgerthum angelegt, als im heidnischen Pommern nur Demmin, Julin und Stettin, Kammin, Kolberg, balkengefügte Burgen slavischer Fürsten, mit ärmlichen Hütten rings um, oder Sammelplätze eines einfachen Verkehrs mit Fischen und den rohen Erzeugnissen des Landes, genannt werden; bereits hatte das freiheitseifrige Lombardien den

hochstrebenden Sinn Friedrich des Rothbarts bei Legnano gebrochen und blühte ein ausgebildeteres Gemeinwesen am Main, am Rhein und an der Donau, als die ersten deutschen Ansiedler neben slavischen Altsassen sich für ihre Gewerbthätigkeit heroisch Bahn zu erzwingen begannen und den alten Hauptort Stettin zu einer deutschen Stadt kämpfend erhoben; bereits drohte die glanzvolle Hohenstaufenmacht unter dem zweiten Friedrich den Untergang, als erst neben slavischen Dörfern oder auf ausgerodeter Forst deutscher Gemeinwesen unter fürstlicher Obhut und Pflege erstanden. So trat eine zwiefache Art von pommerschen Städten hervor: ursprüngliche slavische Flecken, die mit deutschen Einwanderern besetzt, allmälig deutsches Recht gewannen, aber selten zur höchsten Geltung als freie Bürgervereine sich aufzuschwingen vermochten, und solche, die von den Fürsten mit Bewußtsein als deutsche Städte neu angelegt, mit deutschem Stadtrecht bewidmet und gepflegt, den Keim einer Bürgerrepublik in sich trugen und schnellkräftig als solche erwuchsen, der Aufsicht ihrer Gründer sich bald entzogen. Die erste Classe, selbst wenn sie durch Eintritt in die Hanse Aufhülfe suchte, ist fast immer, mehr oder weniger, den Landesherren unterthan geblieben, wie Treptow, Golnow, Stolpe, Demmin; von der zweiten Gattung haben wir hier zu reden; sie gehört der Bewegung, der großen

deutschen Geschichte an. So ward im Jahre 1209, als die süd- und westdeutschen Städte schon in alter Herrlichkeit hinter Mauern und Thürmen, mit Rathhäusern und steinernen Münstern prangten, Stralsund an geschützter, zum Handel wohlgelegener Stätte, von Witzlav I, Fürsten von Rügen, hinter Erddämmen und hölzernen Bollwerken gegründet, im Jahre 1229 mit rostockischem Stadtrecht beschenkt; so ums Jahr 1233 Greifswald von dem Abt des nahen Klosters Hilda (Eldena) als Markt angelegt und 1249 an Herzog Wratislav III als Klosterlehn übertragen, 1250 mit lübischem Recht und lübischer Freiheit begnadigt; so erhoben sich als deutsche bevorzugte Gemeinwesen Tanglym (Anklam), Stettin, Kolberg, Stargard, später Rügenwalde u. a. Mit verschwenderischer Hand spendeten die Landesherren, um an ihrem neuen Bürgerthum eine Stütze gegen die feindlichen Angriffe der Markgrafen anhaltischen Stammes zu finden, Freiheiten, Güter, Zölle, Gerechtsame; aber war gleich in der tüchtigen, größtentheils aus Niedersachsen und Westfalen zuströmenden, Bevölkerung ein ungemessener Drang nach der Unabhängigkeit, deren ihre deutschen Musterstädte sich bereits erfreuten, so verging doch ein volles Jahrhundert, ehe sie die schlaffer werdenden Zügel fürstlicher Gewalt abschüttelten und als aristokratisch-unabhängige Gemeinwesen, mit einer schwachen

Vertretung der Zünfte, dastanden. Die einzelnen Staffeln anzugeben, über welche unsere Städte das allen winkende Ziel erstiegen, ist hier des Orts nicht; darum nur die Hauptmomente. In ihrer ursprünglichen Stellung war eine Gewähr für die Dauer des landesherrlichen Einflusses beabsichtigt; zwar finden sich schon von ihrer Gründung an Rathmänner, (consules), bald auch Bürgermeister (proconsules); aber sie standen unter der Aufsicht eines fürstlichen Obervogtes, der die innern und äußern Angelegenheiten der Stadt leitete und das Gericht im Namen des Fürsten verwaltete. Da jedoch die Städte bereits vor Ende des 13. Jahrhunderts Handels- und Schutzverträge mit fremden Königen schlossen, fürstliche Wohnsitze, Burgen aus ihren Mauern, ihrem Weichbilde verdrängten, mußte die schwächer werdende Vertretung des Landesherrn ganz verschwinden; und in den ersten Jahrzehnden des 14. Jahrhunderts, als Greifswalds, zumal Stralsunds Kraft in den ersten Kämpfen gegen ausländische Fürsten und gegen den eigenen Schutzherrn sich bewundernswürdig bethätigte, begann eine neue Epoche ihres Daseins und waren unsere Städte thatsächlich so frei, wie die „Herren" von Strasburg, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt und Ulm. Der Landesvertheidigungspflicht außerhalb ihrer Gemarkung entbunden, übten sie die höchste Gerichtsbarkeit über Gut und Blut in ihrem

Namen; konnten sie Schutzherren unter fremden Königen suchen, wenn die Landesherren sie nicht zu schirmen vermochten; handhabten sie die Befugniß, adlige Räuber, die Störer ihrer bürgerlichen Betriebsamkeit, auch auf fernen Landstraßen anzugreifen und blutig zu richten, und zahlten sie nur jährlich eine geringe Summe an den Fürsten, die Derbare, als Zeichen einer nominalen Abhängigkeit. Kraftentwickelung hatte die Freiheit gegeben; aber in der Freiheit verzehrte die Kraft sich nicht selbst, sondern ward veredelt und trug schöne Frucht zur Erhebung des Vaterlandes und zur Vertheidigung selbst der landesherrlichen Rechte, sobald sie von feindlicher Hand angetastet wurden. So als im Jahr 1326 Wratislav IV, der Erbe Rügens, mit Hinterlassung unmündiger Söhne gestorben war, Herzog Heinrich von Mecklenburg, der Löwe genannt, mit gewappneter Faust Ansprüche auf Rügen und die früher dazu gehörigen Provinzen auf dem festen Lande erhob, war es allein dem Heldenmuthe und dem großmüthigen Aufopferungseifer der vier Städte Stralsund, Greifswald, Anklam und Demmin, die seit alter Zeit in einem starken nachbarlichen Bündnisse standen, zu verdanken, daß Vorpommern nicht mecklenburgisch und das Recht ihrer jungen Herrschaft vertheidigt wurde; ein Bewußtsein von Vaterlandsliebe, welches zumal in den Greifswaldern wach blieb, die

das Gedächtniß des Kampfes, das Fürstenfest, alljährlich begingen, ihre ruhmvollen Thaten schriftlich verfaßt, als erstes Document pommerscher Geschichte, den Nachkommen überlieferten, und von den dankbaren, geretteten Fürsten einen Erlaß der Orbare auf einen kaum nennenswerthen Betrag erhielten, auf ein jährliches Ehrengeschenk, bestehend in einer Tonne Rheinwein, einer Tonne Meth und einer geringen baaren Summe, welches nach dem Aussterben der Landesfürsten in Geld verwandelt, bis auf diesen Tag mit 41 Thaler und 32 Schillingen an die Staatskasse gezahlt wird. Ja, der ritterliche Barnim III würde bei aller Tapferkeit und kluger Kriegskunst mit dem Aufgebote seiner eigenwilligen Edelleute der gehaßten hochdeutschen Herrschaft des Baiern sich nicht erwehrt haben, hätten nicht die Städte des Vaterlandes Noth erkannt, an heißen Tagen ihm zur Seite gestanden; sie kündigten ihm aber den Gehorsam auf, als er einen Erbvertrag mit dem Markgrafen zum Nachtheil der Vettern in Wolgast schloß. So wie das Bürgerthum, unbestritten die Kraft des Landes, demgemäß schon 1295 auf den ständischen Versammlungen seine Stimme gab und den Vormundschaftscollegien unmündiger Fürsten neben den Prälaten, Rittern immer die Bürgermeister unserer Städte beigeordnet waren, so ermessen wir aus dieser Bethätigung für das Allgemeine den Kraftaufwand in allen,

ihre innersten Lebensbedingungen angehenden Angelegenheiten. Die wachsende Macht der Hanse, deren Kern Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald, das sogenannte „Wendische Quartier", zu brechen und Dänemarks verjährte Herrschaft über die slavische Ostseeküste wieder aufzurichten, hatte Erik Mendved (VI) einen zahlreichen Fürstenbund aufgeboten. Lübeck, die Herzoge von Mecklenburg und von Pommern verzagten und beugten ihren Nacken; doch die vier genannten Seestädte, zumal Stralsund, behaupteten Freiheit und Rechte, und auch verlassen von den eingeschüchterten Schwesterstädten, nur im Bunde mit dem von ferne helfenden Markgrafen von Brandenburg, schlugen die trotzig starken Bürger von Stralsund das Heer der dänischen Partei von ihren Mauern ab, nahmen den Herzog Erich von Niedersachsen am 21. Juni 1316 gefangen und begannen in demselben Jahre vom Lösegeld des hochbeschatzten Herrn ihr prächtiges Rathhaus und den Artushof zu erbauen. Greifswald, dessen Bewohner jenes energischen Freiheitseifers und jener, alle Fürstengewalt herausfodernden Kühnheit ermangelten, geregelter und geordneter, besonnen in allen Bestrebungen, sahen angstvoll, doch müßig, dem Kampf der Nachbarn zu, verherrlichten aber gleich darauf in der rügenschen Erbfehde ihren patriotischen Sinn, entschlossener für das gemeinsame

Vaterland als für den eigenen Vortheil. Aber noch ehe der Estriden Geschlecht erlosch, gleichzeitig mit den grimmigen Kriegen der süddeutschen Städtebündnisse gegen Fürsten und Herren, rief Waldemar Atterdag (III) die vereinte Kraft aller hansischen Orte, welche damals ihre Gesellschaft zur größten Zahl erheben mußten, zu den Waffen; in dem mit Unterbrechung acht Jahre hindurch geführten Kriege (bis 1370), an welchem mit dem neuerstarkten Vororte Lübeck, Stralsund, Greifswald, Anklam, Kolberg, Stettin, Stargard den ehrenvollsten Antheil nahmen, errangen die „siebenundsiebenzig Gänse", mit zermalmender Gewalt die nordischen Krieger niedertretend, den glänzendsten Lohn, die Geltung des Grundsatzes: „daß kein König Dänemarks ohne Rath der Städte und ohne Verbürgung ihrer Freiheit anerkannt werde". Was das norddeutsche Bürgerthum scheinbar für seine selbstischen, kaufmännischen Interessen errang, dessen genoß Deutschland, genossen ihre furchtsamen, slavischen Fürsten; der Städte Suprematie über Dänemark, der die Fürsten sich beugten, sicherte die Unabhängigkeit der nicht durch das Reich geschützten Küsten der Nord- und Ostsee. In dem großartigen Bunde behauptete von jetzt ab Stralsund mit Rostock die zweite, mehrmals die erste Stelle; sowohl durch Zustimmung, Geldbeiträge als durch ihre, in die fernsten Meere ausgesendeten, Schiffe mit Bür-

gerbemannung und unter Bürgermeistern halfen Greifswald, Kolberg, Anklam, Demmin, Golnow, Stargard, Stettin, später auch Treptow, Kammin, Wollin, Rügenwalde und Stolpe, welche unter Kolbergs Bundescontingent gehörten, die erfochtene Seeherrschaft behaupten, der neue Gefahr drohte, als Königin Margarethe die Union von Kalmar geschlossen und der erste Gesammtherrscher Skandinaviens, Erich der Pommer, alle hochfahrenden Plane, allen Haß gegen die Städte von seinen Vorgängern erbte. Da galt es denn wiederum Einmuth, Kraft und Klugheit, Ausdauer in der Noth; Stralsund, obgleich in furchtbare, kirchliche und bürgerliche, Händel verwickelt, übernahm wiederum den Vorstreit unter den zagenden Schwestern, unterlag mehrmals, siegte häufiger gegen königliche Flotten und Seeräubergeschwader, und ging mit neuem Glanze, aber verwildertem Bürgersinn, aus dem Streite um Sein und Nichtsein hervor (1430). König Erich, müde, gebrochenen Muths, begab sich der lastenden dreifachen Krone, und die Hanse athmete auf, da die getheilte Herrschaft des Nordens ihr dauernden Genuß der Handelsrechte verbürgte, die vereinte Macht dagegen ihr innerstes Leben bedrohte.

Je näher die Entwickelung des Bürgerthums in Deutschland ihrem höchsten Gipfel trat, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, desto mehr schwand das

Ansehen des Reichsoberhauptes, welches damals der an sich träge, aber auch bei einem stahlkräftigen Geiste einflußlose Kaiser Friedrich III war; desto mehr sank die Macht der Landesherren, zumal der Pommern, die uneinig, in zwei Haupt- und mehre Nebenlinien gespalten, zwischen dem Trotze des Adels, der Unabhängigkeit des Klerus und der Autonomie der Städte eine kleinliche Stellung, fast nur als größere Gutsbesitzer einnahmen. Aber allmälig begann um dieselbe Zeit in Süd- und Mitteldeutschland das Fürstenregiment zu erstarken; Wratislav der Aeltere (IX) und der Jüngere (X), Erich II, die aufmerksamen Beobachter einer neuen Zeit, die Nacheiferer des jüngern Markgrafenhauses in Brandenburg, erwachten zu einem landesherrlicheren Bewußtsein, kündigten das neue Princip oft ungeschickt und voreilig an, und es beugten allmälig auch Pommerns Städte den starren Nacken, mehr weil auch im übrigen Deutschlande die fürstliche Oberherrlichkeit sich hob, als daß sie für ihr Theil den Kämpfen unterlagen. Dieser anziehende Zeitpunkt, wo der Wagebalken zu zucken beginnt und das Gewicht den Umschlag droht, haben wir deshalb zur ausführlichern Schilderung gewählt und betrachten darum erst noch die innere Verfassung unsers Bürgerthums vor dieser Krisis.

Zweites Capitel.

Innere Verfassung der pommerschen Städte. Städtischer Adel. Der Rath. Dessen Geschäfte und Selbständigkeit bei geringer Vertretung der Zünfte, nach innern Kämpfen im 14. und 15. Jahrhundert, besonders zu Stralsund und Stettin. Das ketzerische adelige Kolberg.

Der fürstlichen Vogtgewalt, nur für die Anfänge der neudeutschen Städte berechnet, sahen sich unsere Gemeinwesen bis auf die leere Form, daß einzelne Familien, wie noch zuletzt in Stettin die Wussowen, mit dem „halben Gerichte" belehnt blieben, in den ersten Jahrzehnden des 15. Jahrhunderts erledigt. In allen Städten verlieren sich seitdem die von „dem lübischen Baum", in den Lauben des Rathhauses, durch den Vogt in Beistand von zwei Rathsherren gehegten Gerichte, in denen nach einer rohen, mündlichen Proceßform das Urtheil durch die aus dem Volke gewählten Schöffen gefunden wurde; dagegen erhielt sich der altdeutsche Gebrauch, daß der Scharfrichter, eine ehrenhafte Person bis auf die Zeit des römischen Rechts, oft der jüngste Rathsherr, die

Strafe in Criminalfällen bestimmte und vollzog. Die früher jährlichen drei „Ettinge“, in denen der Rath sich zur Rechtfertigung gegen Jedermann erbot, nahmen andere Form und Bedeutung an: sie galten als Beweis, daß ursprünglich die Stadtverfassung eine populäre war, und erst der Reichthum der hansischen Kaufherren sowie der Einfluß des eingebürgerten Adels die nie vergessenen Anrechte des niedern Volks am Stadtregimente vorerst zum Schweigen brachte. Es liegt in dem natürlichen Gange der Dinge, daß in Städten, deren Thätigkeit überwiegend auf einen großartigen Handel gerichtet blieb, der Kaufmannsstand sich an die Spitze der Verwaltung drängte, ausschließlich, ohne gesetzliche Form und Uebereinkunft, sich in derselben befestigte; zugleich aber lockte der Wohlstand der Städte, ihre Macht, lockten die ritterlichen Lebensverhältnisse eines Großhändlers als städtischen Oberhaupts, das glanzvoll die Gemeinde vertrat und persönlichen Muth, Herrschersinn im Verkehr mit den Anwohnern der fernsten Meere, Tapferkeit und kriegerische Fähigkeit in ununterbrochenen Fehden zu Lande und zu Wasser erweisen mußte, lockten solche Reize den (dürftig) lebenden Landadel in die Mauern, und deshalb sehen wir überall in Nord- und auch in Süddeutschland, wie schon früher auch in Lombardien und Toscana, Edelleute der ältesten Geschlechter mit bürgerlichen Kauf-

herren in Bürgermeister- und Rathsstühlen wechseln. War darum die Regierung der Städte in unserm Lande überall eine Aristokratie des Reichthums oder des Adels, so ist doch eine merkwürdige Erscheinung, daß in keiner, zumal pommerschen, Gemeine eine Patrizierherrschaft sich bildete, ein erbliches Regiment der Geschlechter; kehren gleich dieselben Namen in der Reihe der Bürgermeister und Rathsmänner oft wieder, so hatten sich doch nicht, wie in Basel, Strasburg, Mainz, später auch in Nürnberg und Frankfurt, gewisse Familien zum ausschließlichen Besitz der obrigkeitlichen Würde verhelfen können; sondern indem Gütererwerb und bürgerliche Thätigkeit die Bahn zu denselben eröffnete und kein Kastenzwang herrschte, durfte jeder tüchtige Bürger nach der Theilnahme am Stadtregiment streben. So war es denn in allen niederdeutschen Städten Gebrauch geworden, daß der Rath sich aus den angesehensten Kaufleuten und Adeligen, ohne Antheil der Bürgerschaft ergänzte und der Gemeinde an bestimmten Tagen, besonders am heiligen Dreikönigstage, beim Verlesen der sogenannten „Bursprache" von dem Söller des Rathhauses aus, die Erkorenen proclamirte. Anfangs saß jedes Glied drei Jahre; bald aber wurden die Würden lebenslänglich, wechselten jährlich in der sogenannten Umsetzung nur die Aemter, und schied sich der Rath in einen neuen, einen

sitzenden und einen alten, welcher letztere, an den laufenden Geschäften unbetheiligt, allein bei wichtigen Veranlassungen berufen wurde. Die Zahl der Rathsglieder schwankte in den niederdeutschen Städten zwischen achtzehn bis sechsunddreißig; die Zahl vierundzwanzig kehrte oft wieder und bildete mit den neu Eingetretenen den gesammten Rath, die Bürgermeister mit eingerechnet. Auch die Zahl der Bürgermeister, aus den Rathsgliedern erwählt, war in den Städten nicht gleich; in Kolberg finden wir überwiegend drei, in andern Städten gemeiniglich vier, oft auch fünf und mehr, zumal in kriegerischer Zeit. Diese Proconsules hatten die Verwaltung der laufenden Geschäfte, die Ausführung der Rathsbeschlüsse; sie waren die hochgeehrten, gefürchteten Häupter der Stadt. Ehe sich die stattlichen Rathshäuser, wie zu Stralsund, Kolberg, Stettin, erhoben, kamen die Rathsherren früh zur Messe im Rathsstuhl zusammen und übten an heiliger Stätte ihr Amt, wie auch noch später, als es bereits eigne Sitzungssäle und Audienzen gab, mancherlei Dinge in der gewaltigen Kirchenhalle verhandelt, Rathsglieder hier von einzelnen Bürgern angegangen wurden. Pflegten sich doch auch, da der nordische Himmel Versammlungen auf freiem Markte nicht gestattete, Bürger und Zünfte in die Kirchen ihres Viertels geräuschvoll zu berufen.

Nach sehr einfachen, selbstgegebenen Formen und Satzungen, der „Willkür" und den „Statuten", die aber die Summe der Lebenserfahrungen körnig bezeichneten und früh in den freund-benachbarten Städten Stralsund, Greifswald, Anklam, Demmin in Uebereinstimmung gebracht wurden, verwalteten die Rathscollegien ihre mannichfachen Geschäfte. Die Vertretung der Gemeinden nach außen, die Vermittelung der Stadt mit Landesherrn und Nachbaren, die bedeutsame politische Stellung und die vielseitigen Bezüge boten eine Fülle von Obliegenheiten und riefen die mit den auswärtigen Dingen betrauten Rathsglieder jährlich zu vielen Malen in die Ferne. Zur Erleichterung und Sicherheit bediente sich der „Rathssendbote" der Stadtpferde, die in ziemlicher Anzahl und von ausgesuchter Schönheit in den städtischen Marställen gezogen wurden, und ließ sich von den bewaffneten Stadtdienern begleiten, da selten auch nur eine kurze Wegstrecke unter sicherm Geleite ging, oft wegen adeliger Räuber die Bürger der nächsten Orte miteinander nicht persönlich zu verkehren wagten. Nächst dieser Vertretung der Gemeinde, welche aber in den Briefen und Documenten nicht immer besonders genannt wird, hatte der Rath die Bürger im Kriege anzuführen, die, wie in den italienischen Städten, nach Zünften oder nach Vierteln geordnet, zur Stadt- und Landwehr verpflichtet waren. Bei

der Einfachheit und rohen Gestaltung des Kriegswesens, das nur persönlichen Muth, körperliche Ausdauer und gewöhnliche Klugheit bedingte, ferner bei der Ganzheit jener, durch alle Bezüge des Lebens gleichzeitig vermittelten Mannsnaturen galt leicht jeder kaufmännische und zumal jeder adelige Rathsherr als ein Kriegshauptmann. Diese Bethätigung der Bürgertugend verstand sich fast von selbst; nur wenn Rathsherren und Bürgermeister wegen vorgerückten Alters nicht mehr reiten konnten, übertrug man die Würde jüngern Männern. Die Jahrbücher unserer Städte sind voll von Zügen bürgermeisterlicher Kampffertigkeit; bei Anwesenheit fürstlicher Gäste ließen sich nicht allein ritterbürtige Bürgermeister im Lanzenbrechen sehen, sondern auch bürgerliche. Zumal war das amphibienartige, von Jugend auf an Schiffahrt, Wind, Wetter und Meeresgefahr gewöhnte Geschlecht in den Seestädten auf dem Wasser zu Hause; jede Kauffarthei- oder Fischereifahrt in den Norden kam ja, bei der Unsicherheit der Gewässer, einem mutherprobenden, abhärtenden Kreuzzuge, einer Kaperfahrt gleich, und darum zeichneten sich hansische Bürgermeister und Rathsherren, oft auch gewöhnliche Kaufleute als Admiräle und Schiffspatrone aus. Wie bedeutend die Seemacht unserer Städte war, ermessen wir aus der Zahl von Fahrzeugen und Bewaffneten, welche sie nach dem Bun-

desvertrag in Köln 1361 zu dem gemeinsamen Kriegszuge gegen Waldemar Atterdag stellten; Stralsund und Greifswald rüsteten und bemannten zusammen sechs Koggen (größere Fahrzeuge) und sechs Schuten (kleinere) mit 600 Gewappneten, nebst zwei Bliden (Wurf- und Schleuderwerkzeugen); Stettin, Anklam und Kolberg mit den übrigen Städten — welche nicht ausdrücklich zur Hanse gehörten, aber an dem allgemeinen Rachekriege gegen den Zerstörer Wisbys Theil nahmen — hier wahrscheinlich Stargard, Golnow, Kammin, Wollin, Rügenwalde und Stolpe, gaben eine gleiche Anzahl großer und kleiner Kriegsschiffe, Männer und Kriegsmaschinen; während im Sommer 1363 Lübeck, bei der Ausgleichung der aufgewandten Kosten, für sich 35,000 Mark Sundisch verausgabt, hatte Stralsund gegen 37,000, Greifswald 14,000, Stettin 19,000, Kolberg 13,000 zur gemeinschaftlichen Unternehmung beigetragen. So strengten jene Bürger sich an, einen fernwohnenden König zu strafen; galt es der Vertheidigung der Heimat, so war Mannschaft und Schiffszahl bei weitem größer und übertraf gewiß verhältnißmäßig die Kraftaufstellung der Hellenen zur Zeit der Schlacht von Salamis, zumal die hansischen Schiffe des 14. Jahrhunderts ausgerüstet, um die stürmische Ost- und Nordsee zu befahren, gehörig verdeckt und auf tiefem Kiel, breitbauchig, nicht flache Galeeren, wie

die der Hellenen im Perserkriege waren. Darum wuchs denn der Ruf unserer seekriegkundigen Norddeutschen so mächtig, daß der rastlose, fromme Venetianer Marino Sanuto, als er im Jahre 1306 Europa durchzog, um die Möglichkeit der Gewinnung des heiligen Landes zu zeigen, dem Papste kein streitbareres Seefahrervolk empfehlen konnte, als unsere „siebenundsiebenzig Gänse"; er nannte besonders neben Friesen, Ditmarsen und Südseeanwohnern (Holländern) die großen Städte in Holstein und Slavien, in denen er selbst gewesen, Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Sund, Greifswald und Stettin, rühmte ihren Eifer zu einem Zuge ins heilige Land, fürchtete aber ihre nordische derbe Genußsucht, die mit der Kost des Südens nicht ausreichen würde; ferner ihre Herrschbegier, welche wahrscheinlich nicht die Kaufherren von St.-Marco als Gebieter anerkennen möchte. Eine so hohe Meinung trug ein Südländer von unsern Städten mit sich heim, der gleichwohl Venedig, Pisa und Genua kannte und die Welt weit und breit durchwandert hatte. Neben der Anführung im Kriege stand beim Rathe die Aufsicht über die Befestigung der Stadt, wo längst hölzerne Bollwerke und Erdwälle sich in hohe und breite Ziegelmauern, Wehrthürme und „Zingel" verwandelt hatten, fast alljährlich mit neuen unverwüstlichen Werken verstärkt, die bis auf unsere Tage

trotzten und häufiger zur angeblichen Verschönerung als wegen ihrer Baufälligkeit abgetragen wurden; die Bewachung der Thore vertraute der Rath einzelnen Zünften oder nahe wohnenden Bürgern; lächerlich genug findet sich in der bürgerlichen Kriegssprache der Ausdruck: „im Thore Schildwach sitzen". Auch die Sperrkette für die Straßen, zu deren Befestigung wir häufig noch mächtige Eisenringe an den Ecken alter Häuser bemerken, gehörte, wie die Bliden, Armbrüste, Büchsen und das Kriegsgeräth, der Aufsicht des Raths. Ferner lag ihm die Polizeiverwaltung ob, deren einfache Summe, „die Bursprabe", an besondern Tage, zumal zur Marktzeit, verlesen wurde; der Rath zu Stralsund ernannte auch noch seinen Polizeivoigt zu Falsterbo, wo wegen des Heringfangs eine Flut von Menschen zusammenströmte. Auch der Artushof, ein öffentliches Gebäude, zugleich als Börse der Versammlung der Kaufleute und zu öffentlicher Lustbarkeit, zu Gelagen, Mahlzeit und Ehrentänzen dienend, in der Erinnerung an König Artus Tafelrunde erbaut, war der Obhut des Rathes, nebst dem „Wein- und Bierkeller" der Stadt empfohlen.

Nach der Verdrängung der fürstlichen Voigtgerichte sehen wir die Rathmänner in ihrem Gebiete in allen Vorkommenheiten des Justizwesens unabhängig walten, sowohl den Blutbann mit der

Strenge des deutschen Bürgerthums üben, als über Schuld, Diebstahl und dergleichen richten. Der städtische Richtvoigt entschied auf die alterthümliche Weise nach dem lübischen Recht oder nach magdeburgischem, und ließ die Berufung an jene höchsten Schöppenstühle zu, welche erst später von den pommerschen Fürsten ihren Bürgern untersagt wurde. Kolberg war an Greifswald zur Appellation gewiesen. Nach schwerinschem Rechte schlichtete man Rechtshändel, welche die zur Stadt gehörigen Landbewohner betrafen, oder städtische Verbrechen, außerhalb des Stadtbannes begangen. Ist es hier des Orts nicht, die schwierigste Aufgabe unserer Geschichte, die Rechtsverhältnisse, zu lösen, — eine vielleicht unlösbare, weil nach modernem Sinne kein geregelter Rechtsgang nach bestimmter Norm alle Verhältnisse des Lebens durchgriff, so erwähnen wir hier nur, daß ein Sühngeld auf Todtschlag und Verletzung nach altdeutschem Brauche blieb, und die Brüche (Strafgelder) dem Gerichte, nicht mehr den Fürsten gehörten; daß aber in einer grauenvollen, tumultuarischen Weise gegen bürgerliche Vergehungen, Aufruhr, Verrath, Betrug am Gemeinwesen verfahren wurde. Dahin wollen wir nicht rechnen, daß nach fürstlich eingeräumter Befugniß der Rath adelige Straßenräuber und Landfriedensbrecher ohne langes Rechtsverfahren hinrichten ließ; in bürgerlicher Parteiung kostete das

Schwert des Nachrichters nicht; furchtbare Todes=strafen verhärteten die Gemüther, und die Annalen der pommerschen Städte sind so voll von Galgen=scenen, als die Nürnbergs, Augsburgs, Frankfurts und der süddeutschen. Fehlte der „blinkende Schein" oder die „handhafte That", so schritt man sofort zur peinlichen Frage, und unsägliches Jammergeschrei hatte die Mauern und Keller der Büttelei und der Frohnfesten Jahrhunderte lang erfüllt, die wir noch unheimlich in unsern Straßen erblicken. Bei der Rohheit der Zeit und der Geringschätzung gegen Menschenleben — einmal auf der Peinbank gewesen zu sein, galt, wie bei den Alt=moskowiten die Knute, für keinen Schimpf, — er=freut es uns dennoch, nichts von so raffinirten Qua=len, von einem Hungerthurme zu Pisa, von einem Folteredicte der Mailänder Visconti mit Dante's Höllenschrecknissen und dergleichen in unserer Ge=schichte zu hören. Bis gegen Ende des 16. Jahrhun=derts erstreckte sich in Pommern die Hegung des Blut=banns in Städten ohne höhere Instanz. Als im Jahre 1576 der ungerathene Sohn Joachim Appel=mann's, Bürgermeisters zu Stargard, aus fremdem Kriegsdienste heimgekehrt, von seinem Vater durch ei=nem Brandbrief Geld zu ertrotzen gedachte, und die Bürger, über die Drohung erschrocken, den bösen Buben schimpflich verfolgen wollten, übernahm der Alte, ohne Schmach des ehrlichen Geschlechts, die

Bestrafung, fuhr mit dem Geistlichen, unter Vorausschickung des Nachrichters, nach Bruchhausen, wo der Verbrecher sich befand, überraschte denselben, und ließ ihm, mit bürgermeisterlicher Vollmacht schaltend, nach Beichte, unter Troſtrede und väterlichem Segen, bei dem Kirchhofe den Kopf abschlagen. Eine so römische That machte, als sei der Hergang ganz gesetzlich, selbst in so später Zeit in Pommern kein weiteres Aufsehen. War ein Verbrecher, ein Störer der öffentlichen Ruhe oder Verweigerer des Gehorsams gegen den Rath ausgewiesen, so ward er verfestigt, in die Liste der Verbannten eingetragen, in der Stadt Gebiet friedlos gemacht, und er ihr bei seinem Betreffen mit Leib und Gut verfallen. In den „libris proscriptorum", welche wir in allen unsern Städten finden, lesen wir auch oft die Namen von weglagernden Edelleuten, die man durch diese Friedlosigkeit entweder zwingen wollte, sich zu Rechte zu stellen und Sühne zu geben, oder denen man ihr unausbleibliches Geschick ankündigte, falls sie in der verfestenden Stadt Gemarkung ergriffen würden. Uebrigens gab es keine wahrhaft humanere Bestimmung des lübischen Rechts, als daß jeder fremde Verbrecher, falls er vor dem Gehege einer mit solchem Rechte bewidmeten Stadt vom Kläger, der Edelmann vom Bauer, belangt werden konnte, die strengste Strafe des Gesetzes, ohne Ansehen der Person und des Stan-

des büßen mußte. Verfestete dagegen waren, bis auf den besondern Fall der „Verhansung“, schon in den nächsten Nachbarmauern sicher; der Stralsunder in Greifswald; standen gleich die gedachten vier „vorlandischen“ Orte in einem alten Bunde.

Zu dieser ungemessenen Regiments- und Richtergewalt einer kleinen Anzahl Männer über volkreiche Städte, die um so gefährlicher war und um so behutsamer gehandhabt werden mußte, da Verantwortlichkeit und Rechenschaft, wenn gleich verfassungsmäßig nicht geboten, dennoch der öffentlichen Meinung stillschweigend vorbehalten blieb, kam nun noch die Verwaltung des gesammten, sehr bedeutenden Stadteigenthums, an Dörfern, liegenden Gründen, Zöllen; über die milden Stiftungen, „Siechhäuser“, dergleichen ein nie überbotener frommer Sinn zur Linderung mannichfachen Wehs, des Aussatzes, der Miselsucht, Pest und dergleichen reich ausgestattet hatte; ferner das Recht, zur Bestreitung des Stadthaushalts Steuern, die Ziesen, zu fordern, und vollendete den fürstlichen Zuschnitt jener Aristokratien. Weil alle Rathsämter, an und für sich, wie bei den Alten, Ehrenämter, keinen Gehalt abwarfen, konnte nur der Ehrgeiz der vermögendsten Kaufherren, denen die Betreibung „öffentlicher“ Geschäfte keinen Abbruch in ihren häuslichen Angelegenheiten zufügte, nach ihnen streben. Wer in die Gemeinschaft der Regenten,

welche sich überall die „Herren" nannten, eintrat, mußte am Tage seiner Wahl die „Rathsköste" oder den Rathshögen halten, eine Bewirthung der Amtsgenossen nach dem Maßstabe der norddeutschen Opulenz, die jedoch in sparsamer Zeit abgeschafft und in eine Geldsumme für die älteren Herren so wie in das Geschenk eines Silbergeschirres an den Rath verwandelt wurde. An besondern Tagen jedoch schmausten und zechten die Herren auf der Stadt Unkosten, häufig so unmäßig, daß ernstliche Bürgerunruhen darüber entstanden. War nun zwar kein Gehalt für die Aemter festgesetzt, so wendete doch die Vertheilung der sogenannten „Rathslehne", die Aufsicht über Güter, Mühlen, Münze, Weinkeller und dergleichen, die Gefälle und Bräche, den einzelnen Gliedern nicht unbedeutende Nebeneinnahmen zu; so wie sie denn auch, als die nächsten Patrone und Obern gewisser Zünfte, herkömmliche, freiwillige Geschenke, den Ehrenwein, nicht ausschlugen. Die römische und italienische Eitelkeit einer ausgezeichneten Amtstracht drang nicht in den Norden, bei dem wir überhaupt das bunte Spiel mit Farben und Merkzeichen vermissen; doch wie die Rathsherren ihren Frauen und Töchtern früh schon den gediegenen Prunk der Sammtkleider, Perlenstickereien und Goldketten ausschließlich vorbehielten, war die Fütterung und Verbrämung der Wämser und Schauben mit kostbarem Pelzwerke das privi-

legirte Ehrenkleid der Vornehmen, und findet sich sogar eine sundische Rathsbeliebung vom Jahre 1334, welche den „Herren das Tragen von Schafs- und andern gemeinen Pelzen untersagt" und gebietet, die Oberkleider mit feinem Pelzwerk auszuschlagen. Besonders werth galt in unserm Norden sowohl, als im Orient der schimmernde Fuchspelz; wie empörte es noch in späten Jahren den stolzen Altbürgermeister Bartholomäus Sastrow, wenn er sich erinnerte, daß vor einem der Acht und Vierziger, welcher das Reformationswerk in Stralsund befördert hatte, vor einem Schuster, vornehme Bürger mit „Fuchs verbrämtem Kleide" öffentlich sich durch Gruß zu demüthigen pflegten. — Ohne Zweifel lag dem Stadtregimente zu Händen einiger Dutzend reicher Kaufleute und Adeliger eine Anmaßung zu Grunde; aber diese Aristokratie, bald eine geheiligte Gewohnheit, wurde getragen und geschützt durch Rechtsbegriffe, welche in dem gesammten niederdeutschen Städteverbande sich festgestellt hatten. Nach dem Principe, welches schon aus Heinrichs des Löwen Statut für Lübeck hervorgeht, blieben die Handwerke vom Rath ausgeschlossen, hatten an der Verwaltung keinen Theil, wurden von den Rathsherren sogar nur als „unser Bürger" bezeichnet, womit der Ausdruck „unsere Leute" verwandt ist. Doch nahmen die Zünfte, welche bei steigender Blüte und Wohlhabenheit der Städte an

Zahl und Gliedern wuchsen und von dem Rathe ihre Rollen oder Zunftverfassungsurkunden empfingen, zeitig das Rechtsbewußtsein in sich auf, welches hundert Jahre früher die artes minores in Lombardien und Toscana stark gemacht, den artes majores die städtische Verwaltung zu entreißen. Nachdem in Süddeutschland wüthende Kämpfe vorangegangen, welche sich zumal in Basel, Strasburg, Mainz u. s. w. an dem Uebermuthe der regierenden Geschlechter, ihren „Geschellen" zunächst entzündet hatten, verpflanzte sich diese „revolutionnaire" Bewegung auch nach Norddeutschland; aber ungeachtet der blutigsten Stürme konnten die Zünfte ein gesetzliches, dauerndes Anrecht hier nicht erringen, erstens, weil sie nicht mit patrizisch-abgeschlossenen Geschlechtern zu kämpfen hatten, sondern mit den Wohlhabenden im Allgemeinen, und dann, weil die Hanseverbrüderung die Aristokratie folgerecht und energisch in allen Schwesterstädten festhielt. Das Bewußtsein der Unsicherheit seines Besitzes hatte den Rath früh dahin vermocht, die Vertretung der Bürger, zwar nicht bei der Verwaltung und den Gerichten, doch bei allgemeinen, die politische Gesammtheit angehenden, Angelegenheiten berathungsweise zuzulassen. In solchen Fällen wurde entweder die ganze Gemeinde durch Glockenschlag oder Hörnerklang in die Kirche, die gewöhnliche Versammlung, berufen, oder man verhan-

delte mit den Älterleuten der einzelnen Corporationen, die Namens ihrer Genossen den Eid des Gehorsams vor dem Rathe jährlich zu erneuern hatten. Eine gesetzlich feststehende Vertretung der Handwerker durch ihre Älterleute, eine Controle des gesammten Stadtregiments in allen einzelnen Zweigen, trat erst im 16. Jahrhundert als Folge der Kirchenverbesserung ein, die das Recht der Person auch auf diesem Gebiete, wiewohl nach beklagenswerthen Unruhen, beförderte und sicher stellte. — Schon frühe hatte sich in unsern Städten, nach der dem Mittelalter so eigenthümlichen Richtung, die gesammte erwerbthätige Bevölkerung in Innungen, Gilden und Brüderschaften gespalten; ja, aus den ältesten und vornehmsten Corporationen war das ursprüngliche Wesen der Hanse hervorgegangen. Jene rüstigen, muthvollen Gesellschaften von Kaufleuten, welche früh zusammentraten, um in Schonen, Bergen, Nowgorod und an andern fernen Küsten ihren Privatverkehr zu treiben und deshalb früh Privatverträge mit fremden Mächten schlossen, hatten daheim die Stadtverwaltung an sich gezogen, identificirten ihr Interesse mit dem der Stadt, was sie um so eher konnten, da der Handel für alle Bürger ein unerschöpflicher Quell des Wohlstandes blieb, und knüpften nur zur Vertheidigung und Förderung ihrer privativen Interessen mit den gleichgegliederten und gleichbethätigten Nachbargemen=

den jenes Bündniß, dessen Großartigkeit alle übrigen Richtungen des bürgerlichen Lebens in sich verschlang. Diese Gesellschaften blieben nun noch in ihrer Besonderheit, selbst als die ganze Gemeinde sich ihnen assimilirte, und sie traten als die vornehmsten bürgerlichen Collegien mit allem zeitgemäßen Relief, an Alterleuten, Wortführern, Gildehäusern, Grundbesitz und Spitalen, eigenthümlichen Altären in den Kirchen, Vicarien scharfgezeichnet hervor. Die ältesten dieser weltlichen Kaufmannsbrüderschaften, die immer aber auch eine kirchliche Farbe tragen, waren ziemlich in allen Städten dieselben, hatten an den Hauptorten ihres Verkehrs ihre eigenen „Vitten", Factoreien, Kapellen, Brüderhäuser; in Greifswald standen voran die bornholmsche Brüderschaft, deren Hauptgeschäft, der Häringsfang, sie auf jene Insel führte; die Bergenfahrer-Compagnie, die Schonenfahrer; die kopenhagensche galt auch in Stettin und andern Orten als eine der vornehmsten. Weil ein Zweig des Handels, wie die Fischerei, nicht ausschließlich betrieben wurde, sondern die rege Speculation als Tauschmittel mit den trägen Völkern des Nordens auch andere Artikel, besonders den Handel mit Tuch und Zeuchen, deren Bereitung in unsern Städten die Zunft der Wollweber, überall in eigenen Straßen angesessen, fleißig betrieb, sich angeeignet hatte, findet sich, daß die Zunft der Gewandschneider, zugleich die großartigsten Geldnegocianten,

den vornehmsten Rang einnahmen, dem Rathe am nächsten standen und denselben am häufigsten ergänzten. Außer den obern und niedern Zünften, obgleich weltlich, doch kirchlichen Gepräges, gab es aber auch noch überall in unsern Städten Brüderschaften zu eigentlich geistlichen Zwecken, wie die Kalanden, von armen Priestern gestiftet, um bei Lebzeiten Sorge zu tragen, daß bei ihrem Tode durch frommes Leichengepränge, durch Messen an besondern Altären das Heil ihrer Seelen befördert werde. Indem die Stifter auch Laien in ihre religiöse Gemeinschaft aufnahmen, wuchs der Besitz an Rente und Häusern, und wurden die ursprünglichen Zwecke häufig vergessen, da bei feierlichen Zusammenkünften an den ersten Monatstagen (Kalenden), nach Beendigung der laufenden Geschäfte, die lebensfrohen Sterbebrüder so wacker oft mehrere Tage hindurch schmausten und zechten, daß von „nassen Gesellen" sprichwörtlich gesagt wurde „der kalandert die ganze Woche".

Die niedern Zünfte, die sich oft, man möchte sagen nach ägyptisch-kleinen Verschiedenheiten ihres Handwerks vervielfältigten — doch gab es in Niederdeutschland nicht, wie im kunstliebenden und sinnreichen Florenz, bis gegen funfzig verschiedene Handwerke — hatten keine durchgehend gleiche Classifikation, und bald nach geschichtlichem Verdienst ein nä-

heres oder ein ferneres Verhältniß zu den „Herren“. Die Wollenweber, zahlreich, fleißig, aber unruhig, waren in den Städten landeinwärts angesehen; in Stralsund besonders die Böttcher, deren Hantirung der Kaufherr zumal beim Fischfange bedurfte. In Stettin galten die wackern patriotischen Knochenhauer viel und die Schuster; daher Bürgermeister Otto Jageteufel, als er 1412 eine wohlfundirte Schule stiftete, die Älterleute jener Gewerke mit den Bäckern als Testamentsvollzieher verordnete. So streitbaren Zünften ward überall die Vertheidigung gewisser Thore, Mauern und Wälle anvertraut.

Daß die obern, so bevorzugten Zünfte zufrieden blieben mit dem städtischen Regimente, sie es nach Kräften vertheidigten, ist leicht erklärlich; die niedern Zünfte dagegen versuchten fast zwei Jahrhunderte hindurch, angeführt durch kühne Häupter, und günstige Umstände benutzend, ihren Antheil am Gemeinwesen zu erringen, kämpften aber, augenblicklicher, blutiger Siege ungeachtet, erfolglos bis auf die Reformationszeit, welche sie glücklich emancipirte. Es ist hier nur der Ort, diese wüthenden Bürgerfehden anzudeuten, welche vom Anfange des 14. Jahrhunderts an, als eine Fortpflanzung der Bewegung im südlichen und westlichen Deutschlande, die Annalen, doch nur mit dürftigen Nachrichten füllen.

Schon beim Beginn der Selbständigkeit der fun-

dischen „Herren", zwischen 1325—28, kündigten die Stürme sich an; bereits 1308 waren ja die Handwerker zu Strasburg im Elsaß mit ihrem Banner gegen die übermüthigen Junker ausgezogen, hatten aber erst 1332 während des blutigen „Geschelles" zwischen den Zornen und Mühlheimen aus ihrer Mitte Personen in den Rath gebracht. Heftiger in allen niederdeutschen Städten entbrannte der Streit zwischen dem Volke nnd den Herren im letzten Drittel des Jahrhunderts, gewiß nicht ohne Beziehung auf den großen Krieg der süddeutschen Städte unter dem trägen Kaiser Wenzel gegen Fürsten und Adel. Schon im Jahre 1373 überwältigten die Zünfte zu Braunschweig den Rath und die stolzen Geschlechter, trieben starrsinnig ihr Wesen, kamen in den Bann der Hanse und wurden mit Herstellung des Alten erst 1381 nach schwerer Demüthigung in den Verband wieder aufgenommen. Um dieselbe Zeit empörten sich die Knochenhauer in Lübeck selbst, unterlagen aber den 5000 mit ihren Knechten heranziehenden Kaufleuten; auch drei Jahre später (1384) unterdrückte die furchtbarste Themis des Raths eine gleiche Verschwörung. Im Jahre 1387 ergriff die blutgierigste Volksrache den Rath zu Anklam; die Fischer, erbittert durch eine ungerechte Maßregel des Raths während der Theurung, trieben die niedern Zünfte im Sturm auf das Rathhaus, erschlugen

greuelhaft die versammelten Herren, sie des Verraths ihrer Privilegien beschuldigend, und setzten einen neuen Rath ein. Aber Herzog Bogislav nahm das Racheschwert zur Hand und vergalt an den Thätern auf gleich entsetzliche Weise, wie auch der Rath zu Stralsund im folgenden Jahre gegen seine Stadtgesessenen verfuhr. Gefährlicher und dauernder wurde das Getümmel, als in Lübeck ein Ausschuß von sechszig aus den Gewerken sich in den Rath drängte, die eine Hälfte die Alten vertrieb, und gleiche Spaltung Rostock und Wismar heimsuchte; erst im Jahre 1416 bewirkte der Kaiser eine Versöhnung, welche die wiedereingesetzten Herren durch Mäßigung befestigten. Unterdessen war, wie an vielen andern hansischen Orten, besonders in Stralsund, ein wüstes Treiben, Bertram Wulf, der reichste Kaufherr an der Ostsee, beschuldigt einer eigenmächtigen Verwaltung der Stadteinkünfte, mußte 1391 mit seinen Söhnen fliehen; die Stadtämter wurden in populairem Sinne erneuert, die alten Statuten umgestoßen, bis im Jahre 1393 Bertram Wulf mit den Vertriebenen, wol auf Vermittelung der Hanse, wiederkehrte und die veränderte Verfassung herstellte. Aber bald gewann die Volkspartei wieder die Oberhand, das Regiment wechselte unter blutigen Reactionen; endlich behauptete sich aber doch die Aristokratie, und zwar durch die Vermittelung des Landes-

fürsten. Die Priesterverfolgung (im Jahre 1407) zu Stralsund, welche den geistlichen Bann über die Gemeinde brachte, entwickelte keine Gewaltschritte gegen die Stadtgebieter und bis in die Mitte des Jahrhunderts blieben die Rechte der Herren unerschüttert, eine unbedeutende Unruhe im J. 1428 nicht gerechnet, welche der Unionskonig Erich durch geheime Briefe und aufwiegelnde Botschaft anstiftete. Ein Statut, von der Versammlung der Hanse zu Lübeck 1418 einmüthig beschlossen — daß, wer in einer Hansestadt Aufruhr gegen den Rath errege, das Leben verwirkt habe und in keiner Bundesstadt Schutz finden solle; daß, wenn in einer verwandten Commune der Rath abgesetzt wäre, dieselbe außer aller Verbindung mit der Conföderation bliebe, bis sie Abbitte und Buße gethan und die Verdrängten wiederhergestellt, beharre sie aber in ihrer Empörung, „verhanset" (aus dem Bunde ganz ausgeschlossen) sein sollte — schien der kaufmännischen und adeligen Stadtvertretung so lange Dauer zuzusichern, als die Hanse überhaupt bestände. Aber schon vor dem Verfall derselben versöhnte die veränderte Welt der Gedanken die strengen Satzungen der Willkür. — Unter den Erschütterungen der Nachbarstädte genoß Greifswald allein eines tiefen Friedens; eine ruhigere gesetzliche Ordnung erhielt sich, wahrscheinlich bei geringerem Drucke der herrschenden Rathsfähigen;

die Thätigkeit der Bürger, nicht wie in Stralsund überwiegend auf die ungetreue, tobende See gerichtet, war eine vielfältigere, und bedingte vielleicht bei näherer Verbindung mit den Fürsten eine mildere Sitte des Bürgerthums; fehlte es gleich nicht an Fehde mit dem Landadel, mit dem Abte zu Eldena, an Gewaltthätigkeit, Mordsühne und Verfestigung, die bei dem herrschenden, pochenden Bewußtsein des persönlichen Rechts zu den alltäglichsten Erscheinungen gehörten. Weniger erfreulich war dagegen der bürgerliche Zustand in Stettin; dort, wo Fürst und Adel ein nahes Verhältniß gewonnen, entspann sich 1426 über die Erbschaft eines adeligen Rathsherrn ein Streit, welcher dreizehn Jahre hindurch die Bürger in der getümmelvollsten Bewegung erhielt, sie zweimal in des Kaisers Bann brachte, selbst das Concil zu Basel beschäftigte. Die vorgeblich in ihrem Rechte gekränkten Edelleute versetzten das Volk, unzufrieden über eine neue Steuer wegen des Hussitenkrieges, zu offenem Aufruhr; dasselbe verjagte den Rath und zwang auch den Herzog Casimir, der als Vermittler herbeigeeilt, unter der rasenden Drohung: „der Fürsten Bäuche seien ebenso weich als die ihren," zur heimlichen Flucht. Mit Verstärkung wiedergekehrt, erzwang Casimir die Hinrichtung der Rädelsführer, auch der Adeligen, ließ eine Zwingburg bei der Stadt anlegen und setzte den alten Rath wieder ein; aber

der kostspielige Handel, durch die Verwandten der Hingerichteten bei dem Reichsgericht von neuem anhängig gemacht, zog sich zum Verderben der Stadt in die Länge und ward nach vielen Sühnversuchen und Beschickungen erst 1439 durch Kaiser Albrecht II vertragen, indem man die Hauptsache für todt und erledigt erklärte, die vertriebenen Adeligen und Bürgerlichen wieder aufnahm, hierin also einen Sieg der populairen Partei kundgab. Aber Stettin war über diesen Streit unter den Fuß der Fürsten gekommen, daher sein Antheil an der allgemeinen hansischen Angelegenheit schwindet; auf die Klage der Bürger, daß sie nicht zu allen Hansetagen berufen würden, erwiderten die Lübecker: „sie seien zu nah unter den Fürsten gesessen." So kündigte in Stettin sich die neue Zeit an, obwohl Casimir auf seinem Todbette (1434) sich des Beistandes jener Bürgerschaft für seine jungen Kinder nur unter der Bedingung versichern konnte, daß er jene Zwingburg, „welche die freie Stadt zur Dienstbarkeit herabdrückte", abbrechen ließ. Andere geschichtliche Verhältnisse hatten sich in Kolberg herausgebildet und gewährten den Ereignissen dieser uralten Slavenstadt, die zu Anfang des 13. Jahrhunderts als eine deutsche eine Strecke am Strom niederwärts sich angebaut hatte, einen abweichenderen Charakter, den Conflict einer geistlichen Obergewalt mit dem adeligen Bürgerthume. Bereits

stand in Kolberg, wo ums Jahre 1000 Reinbern ein mit ihm verschwundendes Bisthum errichtet, ein reichbegütertes Domcapitel, und hatten die adeligen Mannen des Herzogs, welche, deutscher und slavischer Abkunft, die Burg Kolberg besetzt hielten, sich den bürgerlichen Angelegenheiten genähert, als der fromme, haltungslose Barnim I erst seinen Antheil an Stadt und Gebiet Kolberg dem Bischof von Kammin für das unverhältnißmäßig geringere Land Stargard abtrat (1248) und nach dem Tode seines Bruders Wratislav III den Rest der schon 1255 mit lübischem Rechte bewidmeten Gemeinde mit ihrer weiten Kastellanei den geistlichen Herren für einen, gleichfalls nur sehr unbedeutenden, Kaufschilling überließ. Von dieser Zeit an war der Bischof der nächste Oberherr der Stadt, wiewol er den Herzog von Pommern als seinen Patron anerkannte. Aber eine Zahl adeliger Geschlechter, hervorgegangen aus jenen Burgmannen und Kastellaneiverwandten des alten Kolberg, theilte sich in das bürgerliche Regiment, wurde reich und mächtig, zumal der Besitz der uralten, einträglichen Salzwerke ihr als einer geschlossenen adeligen Verbrüderung, die nur vermögliche, bürgerlich rüstige, waffenfähige Männer, „als gälte es der Vertheidigung des heiligen Graals, aufnahm", unter sogenannten Salzgrafen zugefallen war. Vor andern dieser eingebürgerten Ritter zeichnete sich früh

das Geschlecht der Schlieffen aus, deren Ursprung als eines slavischen vom Dorfe Schleffin benannten, oder aus dem mittlern Deutschland eingewanderten, hier nicht erörtert werden darf. Als Sitz des begüterten Domcapitels zu St.-Marien, durch die hansische Betriebsamkeit ihrer deutschen Bürger und durch die mit vielen Dorflehnen ausgestatteten Salzverwandten wuchs Kolberg in kurzer Zeit zur ansehnlichen Stadt in Hinterpommern, gerieth aber auch schon frühe in Zwistigkeit mit dem nächsten Oberherrn, dem Bischofe, der seine Residenz nicht dauernd in seinem Bischofshofe aufschlagen durfte, und mit dem Domcapitel, das sich eine gebieterische Stellung anmaßte. Doch behauptete sich der Adel im unverkürzten Stadtregimente, und wenn in irgend einem pommerschen Gemeinwesen adelige Aristokratie sich ausbilden konnte und die Glieder der herrschenden Familien sich im Stadtgebiete, wie zu Basel, Strasburg, einander befehdeten, so war es hier. Zwar finden wir keine Spur von sogenannten Thürmen und adeligen Höfen, den Zwingern und trotzigen Festen des städtischen Adels, nur eine Hauptstraße, welche von den Schlieffen benannt war; doch zogen sich von ihren festen Häusern auf dem Lande die Fehden und Gewaltthätigkeiten verderblich bis in die Mitte bürgerlicher Betriebsamkeit. Darum, als viele Jahre hindurch lehnbesitzende Rathmänner in ihren

Privathändeln die Ruhe der Stadt furchtbar gefährdeten, Berthold Glasenegg seinen Stiefvater Detmar Dabelstein erschlagen, die Kamecken durch Verrath das Schloß des Bürgermeisters Vincent Holcke, Nassenburg, eingenommen hatten, in einem heftigen Kriege die Scheunen, viele Salzkothen in Flammen aufgegangen, Bürgermeister und Rathmänner in der Beschirmung ihrer Höfe gefangen und getödtet waren, beschwor ein besonnener Theil der Stadtregenten in den schönsten Tagen bürgerlichen Heldenmuthes gegen König Waldemar III im Jahre 1364, als ein ewiges Gesetz, daß hinfort die Adeligen, welche das Bürgerrecht hergebracht hätten oder erlangen wollten, entweder ihre Lehn- und andern Güter veräußerten, oder, so lange sie dieselben besitzen würden, weder ihr Bürgerrecht genießen, noch in dem Rath sitzen sollten. Nach diesem strengen „plebejischen" Beschlusse verschwinden einige Geschlechtsalter hindurch die Schlieffen aus den Mauern der Stadt; aber bald kam das Statut in Vergessenheit und standen in der bewegtesten Zeit Männer jenes Hauses mit Dictatorengewalt an der Spitze von Angelegenheiten, in denen ihnen der Schauplatz ihrer freudigsten Thätigkeit allein angewiesen schien. Andere Städte waren, in gleichem Drangsale durch ihre ritterlichen Mitbürger, zu leiseren Maßregeln genöthigt, wie Treptow a. d. Rega und Greifenberg, welche, nicht wagend, die

Ruhestörer auszuschließen oder zu vertreiben, wie in süd- und mitteldeutschen Städten oft geschah, die Vereinbarung trafen (1458), „daß Adelige, welche ihre Stadtgenossen werden wollten, ihre Güter auf dem Lande selbst beschützten". Hierin offenbarte sich ein wesentlicher Unterschied zwischen den nord- und süddeutschen Städten, bei denen, zumal in der Schweiz, im Elsaß und in Schwaben, Fürsten, Grafen und Herren aus keinem andern Grunde Bürgerrecht nahmen, als um Schutz und Vertretung zu finden. Aber auch ohne diese trotzige alemannischen Schutzerbietungen gegen den hülfsbedürftigen Adel wuchs Kolbergs Macht und Selbständigkeit, schmückte es sich durch seinen Bürgeradel und ward stark, die heimlichen und offenen Gewaltversuche des Bischofs, der Landjunker, selbst des Landesherrn blutig abzuweisen. Das geistliche Oberhaupt, obgleich unterstützt durch die Domherren zu Kolberg, hatte bereits bis auf die Huldigung und die Anstellung eines Richtvoigts mit beschränkter Wirksamkeit alles weltlich directe Ansehen in Kolberg verloren, als gleichzeitig mit den hussitischen Stürmen in Deutschland auch das kirchliche Ansehen des Hirten in Pommern eine drohende Erschütterung erlitt. Herzog Bogislav VIII, eine kurze Zeit Bischof von Kammin, dann in den weltlichen Stand zurückgetreten, behielt dem Stifte die von ihm verbesserten Güter vor und trotzte mit einer früh protestan-

tischen Gesinnung gedrohter kirchlicher und weltlicher Strafe, dem Bann und der Acht des Kaisers. Sein Sohn Bogislav IX erbte diesen, der Zeit noch fremden Ketzermuth, — obgleich schon der kühne Abt Heinrich von Pudagla die geweihete güldne Rose, welche Wratislav VI von Rom heimgebracht und dem Kloster geschenkt, zerbrochen hatte, „weil gotteslästerliche Abgötterei mit ihr getrieben wurde", achtete nicht der Concilienbeschlüsse und der Ausstoßung aus der kirchlichen Gemeinschaft und setzte es unbeugsam durch, daß selbst der kriegerische Bischof Siegfried von Bock sich im Jahre 1436 zu einem nachgiebigen Vergleich mit dem Gebannten bequemte. Dieses Beispiel ungestraften Trotzes des Laien gegen die Kirche mußte, zumal zu hussitischer Zeit, auf die Weltansicht der Kolberger bedeutend einwirken und sie, vor inneren Unruhen bewahrt durch Abwehr der geistlichen Herrschaft, unter einem streng geordneten Adelsregiment, mit einem so frühzeitigen Hasse gegen die Geistlichkeit erfüllen, als wir sie, Kirchen beraubend, Pfaffen würgend, Heiligthümer antastend und verhöhnend, in unserer Schilderung werden auftreten sehen.

Drittes Capitel.

Bild der pommerschen Städte. Baustyl der Kirchen. Rathhäuser. Artushöfe. Bürgerhaus. Oeffentlichkeit der Lebensweise. Uebermuth des Reichthums in Stralsund. Ernst und Einfachheit. Oeffentliche Lustbarkeiten. Das Maigrafenthum. Keine Meistersängerschulen. Reinecke Fuchs. Historische Poesie. Gelehrte Bildung. Sittenstrenge.

Fertig mit dem Umrisse der öffentlichen und rechtlichen Verhältnisse unserer pommerschen Städte um die Mitte des 15. Jahrhunderts, wollen wir noch versuchen, soweit das kärgliche Material es zuläßt, die äußere Erscheinung, die sittlichen und gesellschaftlichen Eigenthümlichkeiten unsers Bürgerthums, sein Costum, die ästhetische Seite seines Daseins zu zeichnen.

Die Gestalt und der Umfang unserer pommerschen Städte hat sich in den letzten vier Jahrhunderten, bis auf die Zerstörung einzelner durch Feuersbrünste, Belagerung und Abtragung von Mauern und Wehrthürmen, wenig verändert. Ihre Größe ist so ziemlich dieselbe, und auch die Volksmenge mag

sich im Ganzen gleich geblieben sein, bis auf Stettin, das bedeutend gewonnen, und auf Stralsund und Demmin, welche verloren haben. Stralsund büßte seine dichtere Bevölkerung aus gleichen Ursachen ein als Lübeck; Demmin erlitt im 15. Jahrhunderte so furchtbare Verheerung durch Brand, daß es fast zum dritten Theil seines frühern Umfangs herabsank, der sich noch deutlich an zerstreuten Grundmauern, namhaften, jetzt öden, Stätten und Wällen erkennen läßt. Der Zeiten Noth hatte allen Städten das Gepräge von Festungen gegeben, was ja überhaupt die Erscheinung aller mittelalterlichen Städte bedingt. Auch im Frieden baute man unablässig an der Bewahrung der Stadt, zumal da um die Mitte des 15. Jahrhunderts auch in Pommern die Donnerbüchsen bei Belagerungen in Anwendung kamen. Von den schöngezeichneten schlanken Mauerthürmen haben noch viele sich erhalten, wie zu Stargard, Piritz, bis in dieses Jahrhundert auch noch zu Greifswald; die hohen Thore mit gewölbten Eingängen stehn noch, vor ihnen Mauergänge mit Schießscharten, steinerne Brücken, Zingel. Nächst der Sorge für die Vertheidigungsanstalten blieb der fromme Wetteifer der Bürger der Erbauung und Ausschmückung von Gotteshäusern zugewandt; was unsere Städte an großartigen Kirchen besitzen, ist vor der Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden, hat aber an Thürmen, Höhe

des Gewölbes und innrer Zier überall herrlicher als jetzt geprangt. Wie überall im gebirgslosen Niederdeutschland war das Material der gebrannte Ziegel; um aber den starr und kahl aufsteigenden Mauern den Schein der Leichtigkeit, des Durchbrochenen zu geben, bediente man sich mit großer Kunst zierlich geformter und buntglasirter Ziegel, sowie zu Ornamenten und Thürbögen des schwedischen blauen, marmorartigen Kalksteins. So vermißt man allerdings an unsern Kirchen das phantastische Steingebilde, die Fensterrosen und gefällig heraustretenden durchbrochenen Thürmchen und Strebepfeiler mittel- und süddeutscher Münster; das Ganze aber gewährt den Eindruck des Ernsten, Starken, Dauernden und übertrifft an Höhe der Gewölbe und an Umfang oft die aus gebilderten Bruchsteinen erbauten Gotteshäuser des Innenlandes, da das Material, der gebrannte Ziegel, immer leichter zu beschaffen und weniger haushälterisch zu verwenden war, als natürliches Gestein aus fernen Brüchen. Reste des sogenannten neugriechischen oder byzantinischen Styls finden sich unverkennbar nur an den Querhause und dem hohen Chor der Domkirche zu Kammin, erbaut gegen Ende des 12. Jahrhunderts, ehe noch der Spitzbogenstyl den Rundbogen überall verdrängte. Dieses Gebäude mit halb verwischten Verzierungen, wie sie sich an den ältesten deutschen Domen vorfinden, ist

daher um so merkwürdiger; im Nordosten von Europa können nur einzelne Theile des Doms zu Lund, die Kraftskirche, eingeweiht 1123, ähnliches Vorgothische nachweisen. Die Form unserer gothischen Kirchen hat etwas Abweichendes, ohne daß wir jedoch, streng geschieden, einen allgemeinen, sogenannten hanseatischen Styl gelten lassen. Die Form des Kreuzes liegt nur bei drei bedeutenden Kirchen zu Tage: bei der Domkirche zu Kammin, der St.-Marienkirche zu Stralsund und der Marienkirche zu Danzig, die wir, im frühern Hauptorte Pommerellens oder Ostpommerns, als zu Pommern gehörig betrachten. Zwei Thürme auf dem Westende nebeneinander sind nur an der Nicolaikirche zu Stralsund und der Hauptkirche zu Prenzlau, dessen Ursprung echt pommerisch ist, ausgeführt, sonst kaum angedeutet. Eine der gewöhnlichsten Formen ist die des Langhauses, mit einem Hauptschiff und zwei etwas niedrigeren Seitenschiffen unter einem Dache verbunden, ohne besonders abgesetzten hohen Chor. Freistehende Säulen tragen unmittelbar das Gewölbe, das Licht fällt durch die ganzen Bogenfenster der ziemlich gleich hohen Abseiten hinein. Noch häufiger trifft man die Form mit niedrigern Abseiten, welche das Hauptschiff als Chorgang umschließen, ein besonderes Dach haben und zur Erleuchtung des Langhauses oberhalb der Pfeilerreihe, die das Hauptschiff trägt, noch eine gradlinige Mauer mit kürzere Fenn-

stern nöthig machen. Zur Befestigung bedurften diese freistehenden Mauern, wie man an den Münstern dieser Bauart in Deutschland findet, in freien Bogen über der Abseite bis an das Hauptdach hinauf gesprengter Strebepfeiler, die mit ihren Thurmverzierungen, leicht und kühn, einen so imposanten Anblick gewähren. Dergleichen stützende Bogen, finden sich aber in Pommern nur bei St.-Nicolai in Stralsund, und zwar ziemlich kahle; man hat hier zu Lande diese Strebepfeiler in das Dach der Abseiten selbst gelegt und glaubt durch leichte föhrene Balken, die, störend für das Auge, unter dem Hauptgewölbe von Wand zu Wand führen, die kunstgemäßern Stützen zu ersetzen.

Die größten und schönsten Kirchen in Pommern sind, außer der Pommerellischen in Danzig, die genannte Marienkirche in Stralsund, eine doppelte Kreuzkirche, da unter dem Thurme sich noch ein paar verhältnißmäßige Querarme mit mächtigen Hallen finden; kupfergedeckt und mit ringsum laufenden niedrigem Chorgange; die Hauptkirche zu Stargard, ausgezeichnet durch Kühnheit des Gewölbes, Haupt- und Seitenschiffe unter Einem Dache; die Jakobikirche zu Stettin, gleichfalls ganz unter einem Dache; die Nicolaikirche in Greifswald, mit niedrigern abgedachten Seiten, ohne Strebepfeiler und ohne ein außen markirtes hohes Chor, mit einem grad-

linigen Giebel im Osten schließend; und endlich die ehemalige Domkirche in Kolberg, mehr ausgezeichnet durch ihre sonderbaren monströsen Anbauten als durch zierliche Verhältnisse des Styls. Ursprünglich enthielt sie drei schöne Schiffe unter einem Dache und ein abgesondert hohes Chor. Vielleicht mehr aus frommer Lust, etwas Denkwürdiges für die Kirche zu thun, als daß es das Bedürfniß erfoderte, baute man ein viertes Schiff, den Badengang, im Süden hinzu, worauf dann, um die Entstellung der einfachen Grundidee aufzuheben, der adelige Bürgermeister Vincentius Holcke im Jahre 1414 auf der Nordseite ein fünftes Schiff, den Holckengang, in soliderer Bauart hinzufügte. Darauf nun brachte man, mehr als Kunstwerk des Zimmermanns, als architektonisch schön, alle fünf Schiffe unter ein Dach, das nothwendig von auffallender Breite und tiefhinabgehend, dem Aeußern der Kirche eine schwerfällige Form verleiht, sowie das Innere, im Verhältniß zur Länge, zumal ein leichter Baldachin und gitterartiger Querbau das hohe Chor versteckt, eine störende, das Auge verwirrende Breite, bei dem Walde von Säulen, gewinnt. Ein in dreifache, doch nicht hohe Giebel und Spitzen auslaufender Thurm, ähnlich dem System am erfurter Dom, macht den Eindruck des wunderlichen Gebäudes von der Westseite noch erträglich.

Da dem schiffenden Bürger unserer Städte auf weiter See die Heimat winken mußte, so trug er Sorge für weit ins Meer als Landmarken gesehene Thürme, und zumal mußte St.-Nicolaus Münster, als des Patrons der Seefahrer, sich tröstlich schon in der Ferne verkündigen. Freiburg, Strasburg und Ulm konnten aus festem Gestein, kantenartig oder in durchbrochenen Rosen jene köstlichen, in die Luft sich verlierenden Spitzen zusammensetzen; unser Pommern mußte mit Holzwerk sich behelfen, welches künstlich gefügt, auf breiter steinerner Grundlage, mit Kupfer gedeckt pyramidalisch bis in eine schwindelnde Höhe hinaufgeführt wurde. Dergleichen kühne Nadeln trugen die Kirchen zu Stralsund, Greifswald, Kammin, besonders zu Stettin, den Schiffern auf sieben, acht, ja zehn Meilen in der See sichtbar, und vereinigten in schönem menschlichen Sinne mit irdischer Getröstung ihre fromme, der Gottheit geweihte Bestimmung. Aber das gebrechlichere Gebäude widerstand nicht dem Wetterstrahl, nicht der Wuth der an der Küste besonders heftigen Stürme; so wurden alle zerstört und in ärmerer Zeit geschmacklos ersetzt durch jene birnförmigen Hauben, unter denen Greifswalds St.-Nicolaithurm, zweimal durchbrochen, wol nicht der höchste, doch der gefälligste ist. Auch die innern Hallen unserer Kirchen, wenn gleich weit und hoch — wo finden die drei Marien zu Lübeck, Stralsund und Danzig ihres

Gleichen? — müssen doch an Schmuck und Architekturreichthum hinter den mittel- und süddeutschen zurücktreten. Von der Glasmalerei finden sich geringe ärmliche Spuren; vielleicht eignete das Klima und der stürmische Himmel sich nicht dazu; keine spiralförmige Fensterrose entzückt das Auge; kein kunstfertiger Rothgießer hat bei uns sich in prächtigen baldachinartigen Sarkophagen verewigt. Der Schmuck der Bilder ist gering bis auf die spätere Zeit, wo mit der Plastik die Malerei zu erblühen begann; erst unter Herzog Philipp I (1531—1560) wurde die Malerei in Pommern befördert; Philipp's Enkel, der kunstliebende Philipp Julius, zweifelt deshalb mit Recht im Jahre 1596 echte Bildnisse der Vorfahren Bogislav zusammenbringen zu können, und stellt sogar die Genuität der Portraits seines Urältervaters, Bogislav X in Frage. Nur in Lübeck finden wir den sinnvollen Humor des Todtentanzes; dagegen hat Danzig als unübertroffenes Meisterwerk das jüngste Gericht aus unserer Periode aufzuweisen. So sahen denn Altar, Kanzel und Seitenhallen schmuckleer aus, und selbst künstlich geschnitzte Schreine, Beichtstühle und Domherrensitze waren selten; dagegen bedeckten den Boden Denksteine und Gedächtnißmale gestorbener Kleriker und Edler, von wenig hervortretendem Relief, häufig nur mit in Stein geritzten Bildern; aufrecht standen dergleichen, auch erzverzierte, Steine an den Wänden; und in-

dem von den Säulen die Banner gedemüthigter Feinde, ihre Waffen, die Trophäen von Seeschlachten, herabblickten, riesige Armleuchter von Erz, wie der siebenarmige zu Kolberg, Taufbecken von mächtigem Umfange, wundersam phantastisch gebildert, sich erhoben, war der Charakter unserer Kirchen zwar nordisch-düster, zugleich aber großartig, würdig, die Seele erhebend, machte in ihnen ein frommes, kräftiges Geschlecht sich ganz verständlich. — Von andern Bauwerken zur Zierde der Stadt können wir aus unserer Periode nur die Rathhäuser und die Artushöfe erwähnen, in deren Aufführung die Gemeinden miteinander wetteiferten. Die ältesten und stattlichsten Rathhäuser besaßen Stralsund und Kolberg, ziemlich nach einem herrschenden Geschmack. Die Giebelseite von zwei bis drei langen, parallel miteinander laufenden Häusern verkleidet ein mächtiges Frontispice im Quadrat, im untern Geschoß laubenförmig durchbrochen, die großen Fenster abgetheilt durch halb hervortretende säulenartige Thürmchen, welche oben in schlanken, kupfergedeckten Pyramiden ausliefen und, abwechselnd mit den Erkern der einzelnen Abtheilungen, goldglänzende Fähnlein, das Stadtwappen, auch emblematische Figuren tragend; die Eckthürmchen architektonisch reicher verziert, mit bunten Farben und phantastischen Gebilden höchst zierlich und würdevoll ins Auge fielen. Stralsunds Capitol bewahrt noch die früheren Umrisse,

nicht mehr die farbige südliche Pracht, welche an die gefälligen Gemälde erinnert, mit denen wir die Außenseite der Rathhäuser in der Schweiz und in Schwaben geschmückt sehen; Kolberg hat in der neuesten Belagerung die alterthümliche Zierde eingebüßt, und an dem im toscanischen Styl aufgeführten neuen Gebäude sind nur noch einzelne alte Ornamente geblieben. Von den kleinern Städten bewahrt Lauenburg im verminderten Maßstabe noch ein Muster der angedeuteten Bauart. Das Innere dieser öffentlichen Gebäude entsprach durch großartige Hallen, buntgeschmückt, mit den Stühlen und Tribunen der Stadtgewalt versehn, oft, wie in Lübeck, mit körnigen warnenden Sprüchen an den Wänden, ihrem Zwecke; zumal in Stralsund, wo so häufig die Sendboten der ganzen Hanse sich versammelten; die Zeit und die gleichgültigen Enkel haben aber selbst Lübecks, des Vorortes, großen hansischen Saal nicht geschont, daher jetzt nichts mehr von alter Zier zu sehen ist, welche die Bedeutung der Gemeinde sonst repräsentirte. Von den Artushöfen oder „König Arendshöfen", die verschiedenen öffentlichen, kaufmännischen und geselligen Zwecken dienten und deren Entstehung sich vielleicht auf die alten slavischen Concinen, welche die ersten Bekehrer in pommerschen Städten vorfanden, zurückführen läßt, hat sich hier zu Lande, bis auf das alterthümlich geschmückte Danzig, kein Rest erhalten.

Bürgerliche Laune, Willkür und Nothstand gefiel sich in einem unregelmäßigen, engen, labyrinthischen Gewirr von Straßen, Zeilen, Hüxen und Sackgassen, wie sie heute noch ihren Charakter nicht eingebüßt haben. Sieht doch selbst Strasburg, das kunstsinnig schon im 14. Jahrhundert auf Regelmäßigkeit der Anlage bedacht war, noch in seinen ältern Theilen so düster und launenvoll gebaut aus. Eine Ausnahme von diesem altdeutschen Gefallen an gewundenen, engen, sich durchkreuzenden Straßen machte von Beginn an Greifswald, dessen ursprünglicher Bauplan noch in seiner rechtwinkeligen Gassentheilung erfreulich zu Tage liegt. Die Häuser in den Hauptstraßen und auf den Plätzen der Seestädte Stralsund, Greifswald, Anklam, Stettin, Kolberg, Stolpe waren im 15. Jahrhundert sämmtlich steinern; die thurmhohen Giebel mit, im bunten Ziegel ausgeführten, gothischen Lineamenten, nach der Straße gewandt; weiter im Inlande, nach der Mark zu, baute man Häuser von Holz und Lehm. Eine solche Reihe fast kirchenähnlicher Gebäude, wie wir sie noch bis auf diesen Tag sehen, nahm sich bei der Mannichfaltigkeit der Verzierungen höchst stattlich aus und würde die Bewunderung eines Aeneas Sylvius, der die Wohnhäuser in deutschen Reichsstädten den Königssitzen Schottlands vorzog, gewiß in gleichem Grade erregt haben; aber es gehörte die

rauhe Gewöhnung und der auf öffentliches Treiben gerichtete Sinn der Vorfahren dazu, um sie behaglich und wohnlich zu finden. Nur das untere Geschoß selbst der wohlhabenden, adeligen und Kaufmannshäuser umfaßte, hinter trüben, runden, dicken Scheiben, den schmalen Fenstern, einige enge Gemächer für den Herrn und die Frau mit nothdürftigen Möbeln; ein tiefer und hoher Flur, so geräumig, daß man darin mit Wagen und Pferden umwenden konnte, nahm den übrigen Raum ein, in welchem der Kaufmann, der Handwerker sein Gewerbe trieb, Waaren aufhäufte, mit Weib und Kind, mit Magd und Knecht patriarchalisch verkehrte. Die Räume im Giebel, mit einer Menge kleiner Fensteröffnungen, dienten zur Aufbewahrung der Vorräthe mancherlei Art, da die Kaufherren in der Regel mit allen Artikeln zugleich handelten, mit Eisen, Fischen, Salz, Malz, Getreide, Wolle, Honig, Wein, auch reihenweise nacheinander brauten. Auffallend ist es, daß die witzige Plastik der Sinnbilder, Abzeichen mit Inschriften, in unsern Städten sich nicht findet, wie im übrigen Deutschlande; sollte auch dazu das Material gefehlt haben? Rohgearbeitete mächtige „Steinwangen“ mit Namen des Erbauers, Jahreszahl, auch heiligen Emblemen, erblickt man dagegen nebst Steinbänken häufig vor den Thüren alter Häuser. Mit gleich wenig Bequemlichkeit

nahm auch der vornehmste adelige Rathsherr, der keinen Verkehr trieb, vorlieb; sein Wappen schmückte vielleicht ein Fenster, oder die ehernen Knäufe der Pforte; sonst war dieselbe Bauart, die ohne Zweifel in den altdeutschen Bauerhäusern Westfalens ihr Muster hat, allen gemeinsam. Auch bedurften sie keiner Prunkgemächer und Säle in ihrer Wohnung, denn die Thätigkeit des Lebens und seine Lust war eine durchaus öffentliche; der Markt, die Gerichtslaube, das Rathhaus, die Kirche, die Zunft- und Gildehäuser oder die Wegfahrt ins Ausland, das Schiff, die Witte an ferner Küste waren des Bürgers Schauplatz; wollte er geselliger Freude obliegen, so öffneten sich ihm der Artushof, die Gildestube, der Kaland, der Rathskeller oder die Lusthaine des Stadtgebietes.

Eine getümmel- und geräuschvolle Lebendigkeit gewährte den Gassen unserer Städte, daß die Handwerke bei guter Jahreszeit größtentheils im Freien geübt wurden. Nicht allein hämmerten und pochten Schmiede, Schlosser, Wagner und dergleichen vor ihren Häusern; auch andere Hantirungen, gesellschaftlich in einer Gasse beisammen gesessener, Schuster u. s. w. trugen ihr Arbeitsgeräth lustig ins Freie, um überall zu sehen und bei der Hand zu sein, wo es Händel gab; selbst die Schneider saßen vor der Thüre auf gebrechlichem Gerüste, wie wir

aus dem Schalksstreiche unsers niedersächsischen Eulenspiegels wissen.

Wenn andere, in bergigen Landen belegene Städte mit schöngefaßten, sprudelnden Brunnen sich schmückten und die lebendigen Wasser, aus Steinbildern hervorrieselnd, den Straßen ein so heimatliches Ansehn gewähren, versagte ein ebenes Land hier die Mittel; bald aber wußte fortschreitende Mechanik sich mit künstlichen, durch Pferde getriebenen Wasserwerken zu versehen, wie Stralsund in einer frühern Zeit, ehe noch Kopernik die berühmte Wasserleitung zu Frauenburg ersann. Fassen wir demnach die gegebenen Züge zu einem Ganzen: die engen, winklich gebauten, durch Vorsprünge, Wangensteine, Kellereingänge, Lauben verkürzten, aber gepflasterten Straßen, mit thurmhohen Häusern, Buden, Hallen und Scharrn, auf ihnen nun das Gewirre städtischer Hantirung und vielfachen Getreibes, eine auf engem Raume sich bewegende Volksmenge — so gewinnen wir ein Bild, dem zwar das nach unserer Vorstellung unerläßliche Element polizeilicher Ordnung gänzlich mangelt, das aber, in seiner bunten Mannichfaltigkeit und Ameisenlebendigkeit, gleich ergötzlich und malerisch, für ein freies Bürgerthum allein charakteristisch ist.

Die Lebensweise in unsern Städten, mit aller Welt in Verbindung durch ihren Handel und der

Stapelplatz eines nicht unfruchtbaren, wohlangebauten Landes, zeichnete sich früh durch Opulenz, durch den Vollgenuß an allen guten Dingen aus, welcher den Städten des bevölkerten Inlandes häufig gebrach und die Unmäßigkeit der Küstenanwohner deshalb leicht in Verruf brachte. Doch war bei aller Derbheit in Befriedigung des Bedürfnisses in den Städten nicht jene ekelhafte, alles Humors entbehrende Völlerei des Adels heimisch, welche uns der treffliche Thomas Kantzow aus der Mitte des 15. Jahrhunderts unter dem Artikel „vom Saufen in Pommern" mit gerechtem Unwillen schildert; Gelage, an welchen z. B. einmal der junge Wratislaw X vom Ausbunde eines unflätigen Volltrinkers zu „Wasser geritten" wurde, d. h. zur Pön eines Zechversehens mußte der Prinz jenen auf den Rücken nehmen und auf allen Vieren zu einer entfernten Schale kriechen, um wie ein Pferd das durch den Reiter obenein verunsauberte Getränk zu schlürfen. Dergleichen widerwärtige Völlerei scheint die relativ verfeinerte Bürgersitte dem Landadel überlassen zu haben; dagegen hatte der reiche Städter seine Lust, die Fülle des Besitzes, freilich oft mit gewisser Rusticität, zur Schau zu stellen. Die Familie Wulflam in Stralsund, Vater und Sohn, Bertram und Wulf, ausgezeichnete Bürger, waren als die reichsten Leute an der ganzen Ostsee berühmt; der Sohn, Bürgermeister

seit 1397, im Besitz von sieben Gütern und vielen auch an fremde Fürsten ausgeliehenen Geldes, saß auf einer silbernen Schaubank; Teppiche bekleideten die Wände seiner Zimmer; in bunten Farben war eine Gallerie an sein Haus gemalt; als er Hochzeit hielt, ließ er, als gälte es der Krönung des römischen Königs in Frankfurt, die Straßen von seiner Wohnung am alten Markt bis zur Kirche mit englischem Tuche bedecken, und feierte sein Beilager unter der Musik der herzoglichen Spielleute. Aber die Nemesis folgte dem Uebermuthe und dem Gewaltsinn des hansischen Gellias. Als ein rügenscher Edelmann, Starke Zuhme, auf der Fähre zwischen Stralsund und Rügen im Beisein seines Sohnes erschlagen ward, kam Wulf in den Verdacht des Mordes, zumal er den Leichnam des ehemaligen Freundes, welcher vor seine Thür gelegt wurde, mit gefühllosen Worten fortwies: „Man sollte das Beest von der Thür bringen". Er erlag 1409 der Blutrache des Geschlechts auf dem Kirchhofe zu Bergen, und wenn gleich die Bürger den Hof des Todtschlägers zerstörten und jene adelige Sippschaft mit großem Gepränge die Unthat sühnen mußte, so wich doch der Segen von seinem Hause. Seine Witwe vergeudete in kurzer Zeit die reiche Habe und wurde so arm, daß sie von ihrer frühern Magd sich Hemden erbitten mußte, welche diese von feinem Flachse,

dessen die Bürgermeisterin sich auf dem heimlichen Gemache bedient hatte, gefertigt. Zur Strafe ihres, den Himmel beleidigenden Hochmuths saß die Verarmte am Eingang vor der Nicolaikirche und sammelte in der einzig ihr gebliebenen silbernen Schale Almosen für „die arme Reiche".

Sonst aber war die Lebensweise unserer Bürger ernst, streng, arbeitsam; ruhelos gerichtet auf den Erwerb irdischer Güter, der auf ferner Seefahrt und bei den Gefahren, der Unsicherheit der Landstraßen, ein wahrhaft mühseliger, das Gemüth verhärtender sein mußte. Zu jeder Stunde, nicht auf der Reise allein, ging der Bürger bewaffnet, gewöhnlich mit einem Messer oder einem Taßhaken, wahrscheinlich eine gekrümmte schneidende Waffe; selbst der Bauer wagte sich nicht anders auf den Weg zur Stadt als mit dem Spieß über der Schulter. Jene gemüthliche Heiterkeit, welche der Himmel mit dem Weine den Südländern spendet, fehlte den Trinkern des strengen Bieres von Barth und Pasewalk. Die leichtsinnige Lust, das spielende Behagen an wechselnder seltsamer Kleidung und äußerer Zierath, die in Westdeutschland den „kunstfertigen Schneider heute zu einem Knechte macht, der gestern ein Meister war", tritt in abenteuerlicher Willkür unter den ernsten Söhnen des Nordens nicht hervor. Soviel wir von der Tracht unserer Vorfahren auf alten Grab=

steinen abnehmen können, blieben sie bei weiten Mänteln, pelzverbrämten Schauben und auf Fahrt und Wanderschaft schützenden Wämsern; selbst die Fürsten begnügten sich mit einfacher Kleidung, und Wratislav der Jüngere schien sich stattlich am Ehrentage geschmückt, wenn er einen scharlachnen Rock, oder gar ein sammetnes Wams und eine Hose von leydner Tuch trug. Doch hielten bei aller Einfachheit und Kunstlosigkeit des Aeußern die höhern Stände auf die ihnen ausschließlich zustehenden Stoffe und Zierden, wenngleich die Kleider- und Luxusgesetze erst aus dem folgenden Jahrhundert stammen, in welchem Gewerbe, Künste, Verkehr mit dem innern Deutschlande einen überraschenden Aufschwung bekommen hatten.

Um mit Uebergehung des bäurisch-prassenden Aufwandes bei Hochzeiten, der berittenen Aufzüge „um das Rathshaus" unter schallender Musik, bei Kindtaufschmäusen und Beerdigungen, der in allen deutschen Städten im Mittelalter wol ziemlich derselbe war, zu charakteristisch-öffentlicher Lustbarkeit überzugehen, so bietet sich uns, sei es wegen der Mangelhaftigkeit der Nachrichten, oder der relativen Armuth des Volksvergnügens, nur Weniges dar. Wir vernehmen in pommerschen Städten nichts vom Schönbartlaufe, Fastnachtsspielen, dem Humor der Possenreißer, den tolllaunigen Wettspielen in Gri-

massen, lächerlichen Aufzügen, vom Laufen nach ausgesteckten Preisen wunderlicher Art, Kämpfen zu Glimpf und Schimpf und was dergleichen Lustbarkeiten mehr, mit denen, sinnreichen oder platten, die Annalen Augsburgs, Nürnbergs, Basels, Frankfurts, Erfurts, Kölns u. s. w. angefüllt sind. Was wir von Fastnachtsfreuden in Stralsund gelegentlich erfahren, der Kampf des Katzenritters mit der angenagelten Katze, die er todt „beißen" mußte und dafür vom Bürgermeister ritterlichen Standes zum „Ritter" geschlagen wurde, gibt uns keinen erfreulichen Beweis von dem öffentlichen Geschmack; ebenso wenig, daß am Fastelabende 1415 die Blinden auf dem alten Markte in einem beschlossenen Raume das Schweine schlugen, wobei denn der Volksjubel aufs Höchste stieg, wenn die Bedauernswürdigen mit ihren Keulen, statt auf das Schwein, sich einander zu Leibe gingen. Das Schachbret war längst als eine Unterhaltung der feinern Stände bekannt; zu den bürgerlichen Lustbarkeiten gehörte die Pilketafel, ein sicheres Auge und geschickte Hand erfoderndes Spiel mit einer hölzernen Scheibe, welche über eine bis 60 Fuß lange schmale Tafel geworfen werden mußte, dergleichen man in andern Ostseestädten, in Danzig und Königsberg, in den „Gemeindegärten" und Zechhäusern noch findet. Von lustigem, aber gefahrvollem Schifferstechen, in welchem berliner und spandauer

Bürger ernsthaft genug sich miteinander maßen, vernehmen wir bei uns nichts; das Turnier bei Anwesenheit der Landesfürsten wird erwähnt und die Geschicklichkeit städtischer Kämpfer gerühmt. Aber eine wahrhaft poetische, das Gemüth ergreifende Vorstellung sprach sich in den jährlichen Maispielen aus, die aus echt deutscher Lust an der freien, sommerlichen Natur stammend und in die uraltesten mythologischen Vorstellungen skandinavischer und germanischer Völker eingreifend, in Stralsund, Greifswald, Anklam und Pasewalk erweislich als Maigrafenthum gefeiert wurden. Bei dieser heiteren Begrüßung des siegenden Sommers lag keineswegs die bei den slavischen Stämmen durchblickende triste Symbolik des ausgetriebenen Todes zu Grunde; auch der das germanische Fest motivirende Kampf zwischen dem „unwillig weichenden grimmen Winter" und dem „Platz behauptenden Sommer", wie derselbe in Schweden und in Dänemark in heiterster Mimik dargestellt wurde, trat bei unsern Pommern zurück; es galt nur im fürstlichen Aufzuge den bekränzten Sieger aus Wald und Flur feierlich in die Stadt einzuführen. Aber schon früh bemächtigte sich die städtische Aristokratie der ausschließlichen Rollen des öffentlichen Freudenspiels; alljährlich, entweder am ersten Mai oder am ersten Juni, ritt der jüngste Rathsherr im stattlichsten Aufzuge, geharnischt, be-

gleitet von den gleichfalls bewaffneten und berittenen Amtsgenossen, Rathsverwandten und jungen Bürgern ins freie Feld, empfing hier als Sieger über den Winter einen aus Birken- oder Buchenzweigen geflochtenen Kranz und ritt unter Musikschall triumphirend, indem er entweder selbst den grünen Schmuck trug oder ihn sich durch einen vornehmen Knaben zu Pferde vorführen ließ, in die jubelnde Stadt zurück, wo Kirchen und Häuser mit frischem Birkenlaube prangten. Mochte auch die übrige Bürgerschaft unter sich den Tag fröhlich begehen, so lag es dem Maigrafen in späterer Zeit ob, die Collegen, die Rathsverwandten und ihre Frauen mit einem Schmause im Artushof zu bewirthen; an einer schönen Maigräfin oder „Maiin", wie bei ähnlichen Festen in Dänemark und Holstein, fehlte es nicht; feierlich pflegte der bewirthende Rathsherr dem an Alter nächstfolgenden den Maikranz aufzusetzen. Aber eben das schwelgerisch kostbare Gelage, welches bei dem gemüthlichen Feste bald Hauptsache wurde, machte dasselbe lästig und brachte die schöne Sitte in Abnahme; schon 1474 entfloh in Stralsund der Junker Krassow, welcher in den Mai reiten sollte, nach Rostock, und mußte ihm der Rath bei Strafe gebieten, sich einzustellen. Die Bürger zu Greifswald und Anklam murrten über die prassenden Stadtregenten, argwöhnten, daß bei dieser Gelegenheit wol auch

vom Gemeindeeinkommen gezehrt werde, und als deshalb 1557 in beiden Städten ein nicht unblutiger Tumult ausbrach, beschloß der Rath zu Greifswald die Abschaffung des öffentlichen Mairitts und ordnete an, daß nicht allein jeder neuerwählte Rathsherr 60 Mark unter die älteren Amtsgenossen vertheilte, sondern auch nach der Ordnung, wie die einzelnen Maigrafen auf einander folgten, eine Abendcollation für die sämmtliche Rathssippschaft ausrichtete. So verwandelte sich 1560 die Poesie eines gemüthlichen allgemeinen Bürgerfestes in die Prosa eines Schmauses für die Privilegirten, sämmtliche Rathsherren, ihre Frauen und unversorgten Kinder — keine andere Gäste wurden geladen — ließen sich „mit drei Gerichten, mit süßem Wein und fremdem Biere" bewirthen. So ward das öffentliche Leben immer kahler. In Stralsund ritten noch am 1. Juni 1564 zweihundert Bürger und Junggesellen in Harnisch in den Mai und thaten sich im Artushofe bis vier Uhr Morgens gütlich; in Pasewalk war schon 1563 das Fest der Erwachsenen ein Spiel der Schuljugend geworden, indem die Knaben, nach einem im Freien zugebrachten Tage, einen Maigrafen an ihrer Spitze, unter „ehrlichen Gesängen" Abends heimkehrten und mit ihren Lehrern von den Aeltern des Erwählten eine Mahlzeit erhielten; Alles bereits unter der Controle der Landesregierung, welche,

bei etwaigem Misbrauche, die Abstellung der Maigrafschaft drohte. In Hildesheim erlosch, unter unschuldigerem Genusse, der schöne Brauch erst im 18. Jahrhundert.

Bei dieser poetisch-deutschen Grundanlage, die sich Jahrhunderte hindurch bedeutsam öffentlich aussprach, sollten wir erwarten, daß unser Norden sich in fröhlichen Liedern erging und von Jahr zu Jahr neue Weisen zum Gruß des Maies und zur Ehre der Frauen gesungen und „gepfiffen" wurden, wie die limpurger Chronik so ergötzlich die Sanglust der Süd- und Mitteldeutschen lehrt. Allein es ist schon angedeutet, daß die ernstere, auf das Praktische drängend gerichtete Sinnesart unserer Pommern sich weder für die unerschöpfliche Liebes- und Frühlingspoesie der Minnesänger, noch für die abgemessene, einförmige, aber immer ergötzliche Meistersängerei und Spruchsprecherei geeignet fühlte. Einerseits war das deutsche Wesen in Pommern ein zu spät gepflanztes, und konnte daher nicht die Blüte zeitigen, welche das aus der Wurzel entwickelte innere Deutschland hervortrieb; und dann hatte sich auch das plattdeutsche Idiom an der Küste so fremdartig ausgebildet und wurde so entschieden festgehalten, daß der südlichen Muse das Mittel der Annäherung und Uebertragung fehlte. Der schwäbische Dialekt, vom 12. Jahrhundert an die Sprache der verfeinerten Gesell-

schaft in ganz Deutschland, vermittelte die Lust an der Ritterpoesie und ihre Nachahmung in allen Gauen des Vaterlandes. In schwäbischer Weise dichteten der Herzog Johann von Brabant, dessen Muttersprache die flämische; in ihr der böhmische Wenzel, die polnischen Piasten Schlesiens; zu geschweigen des anhaltischen Markgrafen von Brandenburg; doch finden wir in der Reihe von vielen hundert Minnesängern keine Pommern, bis auf die feiner organisirte Fürstenfamilie in Rügen, deren reger Verkehr mit dem innern Deutschland und mit dem poetischen Norden in Witzlaw dem Jüngern und in seiner sinnigen Schwester Euphemia eine schöpferische Lust an jenen poetischen Gebilden weckte. Berühmte Meistersänger und Spruchsprecher kamen, wie nach dem ferneren Preußen, so nach Pommern; bei der durch ganz Europa gepriesenen Hochzeit König Waldemar's, des brandenburgischen Waldemar's und so vieler Fürsten und Ritter im „Rosengarten vor Rostock" (1311) fehlte der Stifter der neuen Zunft, Meister Heinrich Frauenlob von Mainz, nicht, besang die Blumen der Ritterschaft, die Pracht des Tages in einer reichen „Canzone", und widmete seine Muse auch dem „Jungen von Rügen", Herrn Witzlaw, und „von Mekelburg, Herrn Heinrich". Früher schon hatte ein wandernder Sänger den Herrmann Bischof von Kammin, einen Grafen von Gleichen, besungen, und

Meister Rumland den „milden Fürsten Barnim" von Stettin (I); doch fand der fremde Ton weder unter Edeln noch unter Bürgern Nachhall. Darum trat keine Meistersängerzunft unter unsern Handwerkern nachahmend auf, und selbst nicht zur fortlaufenden Reimchronik erhob sich die Phantasie unserer Ritter, Mönche und Stadtschreiber, dergleichen doch in Mecklenburg Ritter Ernst von Kirchberg, und in Preußen, wo freilich die hochdeutsche Abkunft des Hochmeisters und der Ordensbrüder auch die sprachliche Verbindung mit Oberdeutschland beförderte, Bruder Jeroschin versuchte. Doch müssen wir hervorheben, daß von allen Erzeugnissen der deutschen Poesie eins der schönsten Gemeingüter der Nation, der nie übertroffene Weltspiegel, das geistreiche und witzvolle Bild des Weltlebens, wie es uns zuletzt in niedersassischer Mundart Herr Henrik von Alkmar im Reinecke de Voß vorgehalten, auch den Pommern, bei ihrer derbkräftigen Lebensansicht, heimischbekannt und lieb war, und die Pommern behaglich und witzig in den Ton eingingen, wie die Spuren einer historischen Liederpoesie unleugbar darthun, deren wir mit Lob als der einzigen dichterischen Bethätigung unserer Altvordern erwähnen müssen. Nämlich jedes wichtigere Ereigniß im Staats- und Stadtleben, die Entscheidung jeden Kampfes, wenn Hochmuth gestraft, adelige Tücken gezüchtigt, prah-

lende Feinde gedemüthigt wurden, erweckte die Form eines epischen Liedes und ward in derben plattdeutschen Reimen durch mündliche Mittheilung Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt. So diente diese Volkspoesie statt beglaubigter Geschichte, wie überhaupt bei den Deutschen bis ins 17. Jahrhundert hinein der Antheil des Volkes an den Ereignissen sich durch Lieder kund gab. Leider sind diese Zeugen eines regen Gemeingefühls bis auf wenige Bruchstücke und einige ganze Strophen verschollen; wir haben noch dergleichen auf den kleinen Barnim, „der im Kampfe der Große" war; auf sein löbliches Verhalten zur Zeit des „Falschen Waldemar", auf das Treffen bei Angermünde gegen die Märker (1422), wo des Herzogs unüberlegter Schlachtenmuth durch Hehn den wackern, jung beweibten Marschall Detleff von Schwerin in den Tod trieb; auf die Zerstörung der Burg Neu-Torgelow und die Strafe des argen Landfriedenbrechers Hase; auf die Niederlage des „dünnleibigen Karsten Wopersnow auf der langensche Haide". Der herrschende Ton in allen diesen Liedern, denen selbst an dichterischer Schönheit nichts mangelt, ist immer der komische, humoristisch-moralisirende, wie in ähnlichen deutschen Productionen, nie ein feierlicher; so oft die Namen der handelnden und leidenden Personen und eigenthümliche Verhältnisse es gestatten, klingt die Erinnerung an das Volks-

buch, den Reineke, in witzigen Anspielungen durch. Bei solcher verwandten poetischen Richtung mit Süd- und Mitteldeutschland und bei den vielfach ähnlichen Veranlassungen dieser Muse zu Spott und Hohn geschlagener Feinde, hat sich dennoch kein Dichtername erhalten, etwa wie Hans Rosenplüt's, genannt der Schnepperer, Wappenmalers zu Nürnberg, welcher 1450 im Treffen gegen die Fürsten bei Hempach und Pillenreut mitstritt, und mit fröhlichem reichsständischen Patriotismus, fromm gegen Gott, den Verleiher des Siegs, die Bürgerhelden verherrlichte. Die derben Schwänke Till Eulenspiegel's dagegen, des nie vergessenen Schalks unter den Niederdeutschen, gehörten unserm Norden so eigenthümlich, wie der Pfaff vom Kalenberge, Neidhart Fuchs und Markolf den Süddeutschen, und waren schon lange vor der Buchdruckerkunst, reimweise und frei erzählt, eine Quelle unerschöpflicher Lust für unser Volk. — Außer der historischen Poesie gab es aber fast keine Ueberlieferung des Geschehenen, wenn wir Urkunden nicht hierher rechnen; so wenig Mönche in den Klöstern, als Bürger befaßten sich mit der Verzeichnung wichtiger Ereignisse, und bis auf die lateinische Beschreibung der Thaten Greifswalds im rügenschen Erbkriege liegen nur die dürftigsten Notizen vor, aus denen sich mit Mühe die lebendigsten Züge des Volkslebens auffassen lassen. In welchem

Grade das niedersächsische Idiom sich zum treuherzigen Chronikenstyl eignet, erfahren wir durch glänzende Beispiele bei den Nachbarn; doch war diese Mundart, sonst so geschmeidig im gewöhnlichen Verkehr, so ergötzlich reich an Kernsprüchen, naiven Wendungen, gäng und geben Redensarten historischen Ursprungs, meist mit der Allitteration oder im Reime, so spröde dagegen und ungehorsam bei schriftlicher Auffassung; ein jeder Schreiber bildete sich seine Orthographie, und in den vorhandenen plattdeutschen Urkunden, sowohl aus der fürstlichen Kanzelei als aus städtischen Schreibstuben, herrscht noch im 15. Jahrhundert eine so ungebundene, regellose und verworrene Schreibart, daß der Leser, auf Construction fast verzichtend, froh sein muß, den summarischen Inhalt zu verstehen, zumal der rege Verkehr Hochdeutsches und die verschiedenen Dialekte des Platten von Brabant bis nach Narwa, als wechselnde Formen in die Schriftsprache einführte. — Eine künstlerische Veredlung der Sprache ist wol nicht zu verstehen, wenn wir der Anfänge dramatischer Poesie in Deutschland, der sogenannten Mysterien und Passionsspiele, einmal erwähnt finden. Zu Bahn, einem Städtchen, welches zu der Johanniter-Comturei Wildenbruch gehörte und wohin die aus der Fremde kommenden Ordensbeamten die Lust am Fremden gebracht haben mögen, führte man vor

Ostern, unter großem Zudrange, dergleichen mehr mimisch=plastische als dramatische Spiele auf, bis ein wunderlicher Unglücksfall den künstlerischen Bestrebungen der Geistlichen und Bürger ein beklagenswerthes Ziel setzte. Die Personen, welche Jesum und Longinum vorstellten, waren Todfeinde, daher der römische Hauptmann, statt mit seinem Speer auf die blutgefüllte Blase zu stechen, den Heiland im Ernste durchbohrte, daß er, vom Kreuze herabstürzend, Marien erschlug. Johannes, der Freund Jesu und Maria's, erwürgte zur Rache auf der Stelle den Mörder, sprang, entfliehend, von einer Mauer herab und brach den Schenkel. Erhascht, wurde er darauf als Mörder aufs Rad gelegt. Seit diesem Ereignisse hörte das Passionsspiel in Bahn auf und verbreitete sich das Sprüchwort ins Land, „es geht zu, wie das Spiel zu Bahn", wenn ein fröhliches Ding ein jämmerliches Ende gewann.

Aus dem Angeführten können wir abnehmen, daß die gelehrte Bildung in Pommern, wie gleichzeitig auch in der Mark Brandenburg, gegen das übrige Deutschland zurückstand, dürfen wir überhaupt diesen vornehmen Ausdruck von dem Maße der Kenntnisse in jener dunkeln Periode gebrauchen. Dürftige Schulen gab es in allen Städten, besonders an den Domstiften und Klöstern; die Stettiner sahen schon im zweiten Decennium des 15. Jahrhunderts, im Wi=

derspruch gegen ihre Domherren, das Jageteufelsche Collegium als guten Anfang erblühen. Mönchslatein wurde nach altem Herkommen gelernt, und war wol ziemlich allgemein verstanden, da wir noch oft Verhandlungen in der fremden Sprache finden; auch wird in Greifswald schon 1395 des „Stadtarztes" erwähnt, sowie 1323 eines Büchervorraths, doch keiner classischen humanistischen Werke, sondern nur der Quellen des römischen und kirchlichen Rechts. Wenn wir, was in unsere Erzählung gehört, Bürger und Fürsten von dem Gedanken lebhaft ergriffen sehen werden, eine Universität in Pommern zu stiften, so war es überwiegend das tief empfundene „praktische Bedürfniß" der römischen Rechtsgelehrsamkeit, welche im 15. Jahrhundert des deutsche Herkommensrecht zu verdrängen begann, was dieses Verlangen erweckte und dem pommerschen Staate schnell eine höhere Geltung im Vaterlande verschaffte.

Entbehrte das Leben der Pommern damals so manchen Schmuckes, so manches Erhebungsmittels, so befreunden uns mit dieser „geistigen Armuth" wiederum eine gewisse sittliche Strenge, ein schönes bürgerliches Ehrgefühl, das wir durch zwei altväterliche Züge eigenthümlich belegen können. Unbescholtenheit des Eheweibes war die unerläßlichste Mitgift; noch im Jahre 1551 erprüfte man zu Greifswald auf eine sehr bedenkliche Weise die Ehrbarkeit eines

jungen Paares, wie Bartholomäus Sastrow von sich selbst berichtet. Am Nachmittag vor der Hochzeit ging der Bräutigam zwischen zwei vornehmen Gästen auf den Markt und stellte sich allein unter der lärmenden Musik der Stadtpfeifer auf einen bestimmten vierkantigen Stein, um etwaigen Einspruchs des Rechts gegen die Verbindung oder gegen den guten Leumund der Braut und des Bräutigams gewärtig zu sein. Einen leisen Anklang an dieses Sittengericht der öffentlichen Meinung enthält bis auf diesen Tag noch die „Brautschau" in unsern Städten; jene Herausforderung des Leumundes hörte aber mit Sastrow auf. Andererseits wachte selbst die städtische Polizei über ehrbares Verhalten beider Geschlechter bei fröhlichem Tanze; so hatte der Rath in Greifswald noch gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts das „unverschämte „Ummekuseln" (das unanständige Umfassen beim Walzen) untersagt, und ein junger Gesell, der am Abend auf einer Hochzeit sich unbekümmert der Lust hingegeben, wurde oft am folgenden Morgen durch den Frohnknecht vor den „lübischen Baum" zur Buße gefordert. Aber eine Zeit, welche so streng auf Sitte und Anstand bei „ehrlichen" Leuten hielt, duldete auf das unbefangenste die Emancipation aus der Sitte bei solchen, die eben daraus ihr zünftiges Gewerbe machten. Das Laster, wenn es sich als solches kundgegeben, ging mit naivem Trotz, ohne alle

Gleißnerei, am hellen Tage um; alle größern deutschen Städte hatten ihre geschützten Frauenhäuser, und fahrende Weiber fanden sich in kaum glaublicher Zahl mit allem Anspruch auf ihre Privilegien auf Reichstagen, Kirchenversammlungen u. s. w. ein. Wir kennen ja die Zahl derselben auf dem Concil zu Kostnitz, wo sie sich besondern Schutzes erfreuten. Wenn uns nun auch aus pommerschen Städten kein ähnlicher Zug, wie aus Nürnberg bekannt ist, wo im Jahre 1492 die „armen Töchter" einen weisen Rath mit der Bitte angingen, „sie und ihr Gewerbe durch Beschränkung der Unzünftigen vor Hunger und Kummer zu schützen," so erfahren wir doch, daß schon im Anfang des 14. Jahrhunderts der Bischof von Kammin gedrungen war, die „sich mehrende Zahl der „losen Weiber" durch Absonderung von den ehrlichen Frauen beim heiligen Abendmahl zu beschränken".

So mögen wir denn auch für die sittliche Gebardung des pommerschen Volkes unserer Epoche die scharfen Grundzüge als geltend annehmen, mit welchen Thomas Kantzow, ein strenger Eiferer bei der treuesten Liebe zu seinen Landsleuten, sie ums Jahr 1540 schildert, daß die Pommern, bei mancherlei hervortretenden Unarten, Untugenden und ihrer grobsinnlichen Natur, ein gutherziges, ernstes, aufrichtiges, treues, verschwiegenes Volk gewesen seien, das Lüge und Schmeichelwort haßte; wir fügen noch hinzu,

daß, als Bürgschaft für jede gesellschaftliche und bürgerliche Tugend, ein unbeugsames Rechtsgefühl in seiner Brust wohnte, welches, erbittert durch wirkliche oder geglaubte Unbilde, keine kirchliche und weltliche Autorität scheute, und daß es im Rechtsbewußtsein lieber Alles daran setzte, als selbst im Kleinsten nachzugeben, wie der Verlauf der von uns zu erzählenden Begebenheiten darthun wird.

Viertes Capitel.

Allgemeine Zerrüttung Europas, besonders Deutschlands, um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Mistrauen der Städte gegen die Fürsten. Schwäche der getheilten Pommernherzoge. Krieg der Stadt Kolberg gegen das Domcapitel, den Bischof und den Herzog vom Jahre 1442. Bürgermeister Hans von Schlieffen der Ketzer (1449). Bruch zwischen Städten und Landesherren in Vorpommern 1450. Wratislav IX im mecklenburgischen Kriege. Otto Voge, Bürgermeister in Stralsund. Tod Barnim's VIII und Anfang des Streits mit Voge um die Aussteuer der Prinzessin Katharina von Wenden bis 1453.

Schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts war, aus spröder, mittelalterlicher Vereinzelung heraus, der Zustand unserer germanisch-romanischen und slavischen Staaten ein in sich so vielfach vermittelter geworden, daß die Ereignisse in Europa eine rege Wechselwirkung hervorbrachten und unterhielten; daß kein bedeutendes Factum los und unverknüpft eintrat und vorüberging. Eine Reihe von ungeheuren Begebenheiten, verbunden durch den Gedanken, auf einander bezüglich, brachen mit der Gewaltsamkeit ei-

ner rohern Jugendzeit über das sich neigende Weltalter ein und erschütterten krampfhaft die innerlich verstimmten und gereizten Volkszustände. Das vorhergegangene heillose Schisma der Kirche, ihre zu Tage liegenden Gebrechen, der religiöse und bürgerliche Aufstand in Böhmen, der entsetzliche Nationalkrieg zwischen dem Stamme Valois in Frankreich und in England, das zerschmetternde Andringen der osmanischen Macht rüttelten zusammen an allen bisherigen Grundsäulen im Gemüths- und im Staatsleben, in Gesetz und Sitte; darauf nun die Entthronung des dreifachen Königs im Norden, der Kampf der rothen und weißen Rose, der habervolle Zustand im gealterten Ordensstaate, welcher auch hier, nach eben überkommener Lehre aus Böhmen, Schweden und Dänemark, mit der Gehorsamsverweigerung gegen die gesetzliche Herrschaft endete, der rasche Untergang der italienischen Städtefreiheit. In Deutschland nach den Hussitenstürmen das kraftlose Regiment Kaiser Friedrich III, der Verrath der Rheinlande und der gefürchteten Eidgenossen an die wilden Söldnerbanden Frankreichs und Englands, die Armagnacs (armen Gecken), Aufstand und Haß gegen die habsburgischen Erben in allen Landen des ausgestorbenen lützelburgischen Hauses; dabei das offenkundige Streben verschworener Fürsten, die Unabhängigkeit der Städte zu beugen und hier und da ein

gelungener Versuch; darum denn, zumal seit der zweite berufene Unionskönig, Christoph von Baiern, auf der Zusammenkunft mit nord- und mitteldeutschen Fürsten beim Wunderblut zu Wilsnack (1445) — Markgraf Friedrich hatte bereits den störrigen Sinn seiner Bürger zu Köln und Berlin gebrochen — den Entwurf mitgetheilt, durch List und Gewalt die Bürger zu unterjochen, und seit der tückische Versuch in Lübeck 1447 fruchtlos und mit Beschämung des königlichen Namens abgelaufen, in allen Städten gesteigertes Mistrauen gegen die Fürsten, Haß gegen ihr ungerechtes Vorhaben und Unsicherheit der Beschämten gegen die an den Landesherren irre gewordenen, treuen Schutzbefohlenen. Aus dem fast unübersehlichen Gewirre und blutigen Hader im deutschen Reiche vom Jahre 1445 an bis 1464 heben wir nur hervor: den häßlichen Bruderzwist in Sachsen und Thüringen; die offene Fehde der fränkischen und schwäbischen Reichsstädte gegen Fürsten und Adel, den deutschen Achill, Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Verächter des Bürgerthums, an der Spitze, welchen der später so berüchtigte Hauptmann der Nürnberger, Kunz von Kaufungen, im Treffen bei Pillenreuth, Hempach, (April 1450) in seine Gewalt bekam; die Gährung in Oesterreich gegen den eigennützigen Vormund des jungen Ladislaw, Friedrich, der unkaiserlich aus Ita-

lien mit der Krone und der portugiesischen Prinzessin zurückgekehrt war; den offenen Aufstand der Niederösterreicher unter dem kühnen Ulrich Eintzinger (1452), der den Kaiser in Wienerisch-Neustadt belagerte; die Ertrotzung des jungen Herrschers durch die Stände. Zwischen so wirren, unerfreulichen, ja schimpflichen Dingen hallt denn in Europa wieder das Jammergeschrei der Griechen, deren Hauptstadt, der Rest des Reiches Justinianus und der Komnenen, den stürmenden Osmanen am 29. Mai 1453 unterlag, und verraucht rasch die Begeisterung des Papstes und der Fürsten gegen den Erbfeind. Ferner der sächsische Prinzenraub, eine Tücke, unerhört in deutschen Landen (7. Juli 1455), nicht ohne Verschuldung des Kurfürsten; die geheimen Beschlüsse und Schritte der Reichswähler, den untauglichen Kaiser abzusetzen (1457); ihre Beschwerden gegen den römischen Stuhl; der Tod des erblosen Königs Ladislav 23. November 1457, worauf gewöhnliche Edelleute, der schlaue Georg Podiebrad und der ritterliche Matthias Corvinus, die alten Kronen von Böhmen und Ungarn davontrugen; endlich nun unter den rührenden Beschwörungen des neuen Papstes, Pius II (seit dem 19. August 1458), ehemaligen Kanzlers des Kaisers, Aeneas Silvius, alle Kraft gegen den Erbfeind zu einigen, Krieg und Mord, Zwist und Verrath an allen Enden Deutschlands, als gäbe es kei-

nen Gott mehr im Himmel, kein Recht auf Erden, als das Schwert. Ludwig der Reiche, mit dem bösen Fritz von der Pfalz im Bunde, tastet das reichsfreie Donauwerth an, erwehrt sich, geächtet, der Gegner; zwistige Wahl in dem mainzer Erzbisthum zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau, welche einen landverödenden und des alten Mainz Freiheit brechenden Krieg am Rhein entzündete; die Siege des bösen Fritz, der würdig sich an der Spitze der Christenheit gegen die Türken ausgenommen hätte, wären Pius II fromme Pläne auf dem Convente zu Mantua nicht an der Eigenwilligkeit oder der Gleichgültigkeit der Fürsten gescheitert; war doch der Kaiser selbst mit seinem Bruder Albrecht um Niederösterreich (1461) in offenen Krieg gerathen und von neuem mit schimpflicher Absetzung bedroht. Statt an der Unterdonau und vor Konstantinopel, ward edles Blut bei Seckenheim (30. Juni 1462), am Rheinstrom und an unzähligen Stätten, in Baiern, Franken und Schwaben vergossen, theidigte das Reichsoberhaupt (November 1462) mit seinen Bürgern zu Wien, die ihn mit seiner Kaiserin und dem jungen, hungernden Maximilian in der Burg belagert hielten, und fiel das freie Mainz, die Wiege weltveredelnder Künste, durch Verrath und List in die Gewalt des blutbefleckten Erzbischofs Adolf (28. October 1462).

Ein so unbeschreiblich wirrer, unklarer, gewaltthätiger Zustand der Dinge im Reiche, ein Krieg Aller gegen Alle, der jedoch, statt die Kraft der Nation gänzlich aufzureiben, sie, freilich nur zum Bürgerkriege, stärkte, frischer und wachsamer machte gegen das Ausland, beim Mangel alles patriotischen Gemeingefühls dagegen das Reich zum Spott werden ließ, mußte auch in Pommern, einem reizbaren Gliede des kranken Körpers, fieberhafte Anspannung, Krampf und hitzige Ausbrüche längst verhaltener Leidenschaft hervorrufen.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war Pommern in drei in losem Zusammenhange stehende fürstliche Hauptgewalten getheilt: in das Herzogthum Stettin-Pommern, das, am meisten geschmälert, mühsam sich der brandenburgischen Oberherrlichkeit erwehrt und dessen Herzog Joachim (1434—1451) durch eine Heirath mit einer Markgräfin sich vorübergehende Ruhe erkauft; in das Herzogthum Wolgast, das den größten Länderumfang erworben und behauptet, und in das Bisthum Kammin, mit bedeutendem zusammenhängenden Besitz, zwar unter der Oberhoheit der Landesfürsten, aber bei selbständiger Verwaltung des Landesbischofs, bis 1446 Siegfried II (Bock). Die stettiner und wolgaster Linie, seit dem Jahre 1295 getheilt, aber zur gesammten Hand gehend und durch Erbrechte verbunden, hatte

heilsame Gemeinschaft in der Politik zu ihrem Schaden oftmals vergessen; die Fürsten der wolgastischen Linie waren durch immer neue Theilung so geschwächt, daß im Jahre 1440 sechs Herzoge mit ungleichem Güterbesitze neben einander sehr beschränkte Herrschaft ausübten. Im wolgastischen Hause diesseit der Swine gebot Wratislaw IX, mündig seit 1425, über die Districte Wolgast, Usedom, Greifswald, Anklam, Demmin, und hatte seinem landjunkerhaften, zum Regiment unlustigen Bruder, Barnim VII, wegen roher Jagdliebe „der Hunde-Barnim" genannt, die Grafschaft Gützkow besonders zugetheilt. Von Wratislav IX Vettern, der rügenschen Linie, theilten 1435 sich Svantibor und Barnim VIII so, daß dem Ersteren die Insel Rügen mit Stralsund, dem Letztern die Districte Bart, Grimm und Triebsees zufielen. Auch das wolgastische Haus jenseit der Swine mit einem geräumigern Ländergebiet war gespalten in Pommerisch Stolp, wohin der vielgeprüfte Unionskönig, der kinderlose Erich, mit dänischen Kronschätzen sich zurückgezogen (1449) und achtunggebietend in dem freundlich geschmückten Rügenwalde seine geräuschlose Residenz aufgeschlagen, dessen kecke Bürger, ihrer Verwandtschaft mit der Hanse sich bewußt, gleichwohl erst durch hochsinnigen Gleichmuth beschämt, dem reichen Herrn unverkümmerten Aufenthalt verstattet; und in Pommerisch

Stargard, wo Bogislav IX, der Verketzerte, seit 1436 aber mit der Kirche ausgesöhnt, waltete, ohne andere Nachkommen, als Sophie, die stolze Urenkelin Casimir's, Königs von Polen, die Enkelin Procop's von Mähren und die Tochter Maria's von Massovien, also aus jagellonischem und lützelburgischem Blute stammend. So waren noch im Jahre 1440 mit dem fürstlichen Bischofe sieben Herzoge beisammen; aber dieser Zersplitterung ungeachtet durchwehete, in Folge des Waltens Erich's im Norden, ein großartigerer Impuls Fürsten, zumal einen Theil des Adels und des vornehmeren Bürgerstandes, welche der Unionskönig als Räthe und Hofdiener aus dem engen Pommerlande auf den bewegten Schauplatz der größern Welt geführt, als der Tod die getrennten Landestheile zu einigen begann. Von Svantibor erbte Barnim VIII Rügen nebst der Oberherrlichkeit über Stralsund; von Barnim VII Wartislaw IX im Jahre 1449 Gützkow; der alte König Erich überkam durch den Tod Bogislav IX (1447) auch die stargardschen Lande. So war es denn möglich gewesen, zumal eine tüchtige Gesinnung in Wartislaw IX waltete, nach vereintem Kriege der Vettern den Kurfürsten Friedrich II von Brandenburg dahin zu bringen, daß er seinen Ansprüchen auf das Gebiet von Pasewalk und Torgelow, das Brandenburg zur abgetretenen Uckermark rechnete, auf ewig entsagte (im Jahre

1448). Streitbar genug gegen die Anmuthungen des Auslandes, blieben die Fürsten ohne allen Einfluß auf ihre Städte; wie hätte es z. B. einem Herzog von Pommern einfallen dürfen, eine reiche Erbtochter aus bürgerlichem Hause zur Heirath mit einem seiner Günstlinge oder Hofdiener zu zwingen, wie in dem ständisch so starken Oesterreich noch unter Maximilian I geschah? Die Fürsten lebten mit geringem Gepränge in den kleinern Ortschaften oder zogen mit ihrem hungrigen Gefolge von Kloster zu Kloster; ohne sich besonderes Geleit zu werben, wagte sich kein Landesherr in die ihm zum Gehorsam verpflichteten Städte. Während im fünften Jahrzehende des 15. Jahrhunderts diesseits der Swine, bis auf die Fehde mit Brandenburg, die innere Ruhe durch kein auffallendes Ereigniß gestört wurde, brach im Bisthum Kammin und in einem Theile Hinterpommerns ein wüster Krieg aus, den wir zuvörderst berichten müssen. In Kolberg handhabte mit ungeirrter Energie und ererbtem Ketzertrotz gegen die Prälaten das Bürgermeisteramt Hans Schlieffen, schon 1431 Rathsherr, dann eine Zeit lang, nach adeligem Brauche, im Dienste Christoph III des Baiern, welchen zunächst die Dänen nach dem Ausweichen Erich's zum König gewählt hatten. Einer Bürgerschaft wie Kolbergs, die einen so hochstrebenden, nicht durch kirchliche Rücksichten beengten Mann an der Spitze hatte, konnte

es nicht an Händeln mit den geistlichen Insassen und dem Bischof, dem Oberherrn, fehlen.

Bei dem Mangel an zusammenhängenden Nachrichten ist es jedoch unmöglich, die Reihenfolge der Begebenheiten in den kolbergischen Händeln genau anzugeben, daher wir denn vielleicht Manches früher erzählen, was erst im weitern Verlauf der Dinge sich zutrug. Bereits vor längerer Zeit hatten die Domherren Ansprüche an die Salzwerke erhoben und den Unwillen der Bürger wegen der Hafengerechtigkeit erregt, als im Jahre 1442 die Erbitterung hussitisch furchtbar ausbrach. Ein Schüler hatte die Magd seines Wirths, die Verwandte desselben, beschlafen und war von ihm gefährlich in den Kopf verwundet worden. Der so Gestrafte klagte beim Official des Bischofs, welcher den Bürger vor sein Gericht zog, worauf Hans Schlieffen diesem vor dem geistlichen Forum zu erscheinen verbot und so leidenschaftlich eingriff, daß die Domherren, ihres Lebens nicht mehr sicher, aus der Stadt wichen und beim Bischof in Kammin, sowie bei dem Herzog von Pommern-Stargard, Bogislav IX, Schutz suchten. Hans Schlieffen hatte den Muth, mitten unter der Masse auf eine Bank zu steigen und den Bischof öffentlich für einen Ketzer, einen Meineidigen zu erklären; er leitete den stürmenden Volkshaufen gegen den Bischofshof, zerschlug alles Vorgefundene, ließ den Kaplan und

den Notar desselben als Verbrecher einthürmen, war aber noch treuherzig genug, auf die Zusage sichern Geleits von Seiten des Fürsten und Bischofs nach Treptow zu kommen. Man brach jedoch dem unerschrockenen Manne unehrlich die erbotene Sicherheit, ließ ihm keinen gerichtlichen Beistand und verurtheilte ihn an Leib, Ehre und Gut. Wie sich nun der Bürgermeister aus „Ketten und Banden" gerettet, ob durch eine Summe Geldes oder ob die Hansestädte, zumal Stralsund, seiner sich angenommen, denen der Bischof und der Herzog den Hergang 1443 schrieben und sie von der Unterstützung des Gefährdeten abmahnten, ist nicht zu ersehen; doch gleich darauf finden wir den Ergrimmten wiederum in Freiheit und in seinem bürgermeisterlichen Amte; er ließ sich „wegen treuer Dienste" von Christoph II, König von Dänemark, seinem frühern Gebieter, ein neues Wappen ertheilen (im Juli 1444), obgleich schon seine Vorfahren ihr besonderes adeliges Abzeichen geführt und in der Holkenkapelle schon 1414 ein Fenster damit verziert hatten. Jetzt erst begann der Kampf seine Höhe zu erreichen; die Bürger, gleichgesinnt mit ihrem Oberhaupte, verachteten den kirchlichen Bann und vergalten die Verheerungen der streifenden Rotten, indem sie in einem Plünderungszuge den Dom zu Kammin selbst nicht schonten, reichlichen Ersatz fanden an dem Eigenthum des Fürsten, dessen Leib-

pferde sie bei Belbuck fortführten, und in der Stadt zurückgebliebene Priester, des geheimen Einverständnisses mit den Gegnern verdächtig, mit eisernen Ketten an den Köpfen über die Mauern heraushängen ließen. Herzog Bogislav, die Partei des Klerus ergreifend, zog mit Hülfe des Markgrafen Friedrich von Brandenburg mit Heeresmacht vor die ungehorsame Stadt, mußte aber mit Verlust und Schmach heimkehren, denn die Bundesgenossen Kolbergs, Danzig, Stargard und Stolp halfen getreulich; die vorpommerschen Städte hielten ihre Herrn zurück. Herr Dinnies von der Osten, zu Wollenburg bei Plate gesessen, einst der Vertheidiger des bedrängten Königs Erich auf Gothland, stellte sich, um erlittenen Schaden zu rächen, vergeblich an die Spitze des verschwornen Adels, lockte auch einmal die Bürger, indem er mit wenigen Gefährten ihre Kühe vor der Stadt wegtrieb, in einen Hinterhalt von 300 Reitern, und zwang die Gefangenen, sich um hohe Summen loszukaufen; aber der trotzige Muth derselben war durch dergleichen Unfälle so wenig gebeugt, daß sie eine Steintafel zwischen den beiden Thürmen des neubefestigten Pfannschmiedenthors anbrachten, mit der schmähenden Inschrift:

Na der bort des herren MCCCCXLII Jarn
Hertog Bugslaff mit sinen Veddern und Stichte
Colberg vinde waren
de papen drewen det nich recht
dat Colbergs aven wurde slecht,
dit Dor wi motten buwen
det ma kede ere untruwe,
darna hebben se gestan,
Colberg scholde so vergahn,
Gott dit Ungluck van uns wende
nich ghelort un darmede en ende.

Darunter nun zeigte eine hölzerne Tafel den Rachen der Hölle, in welche die Teufel die Pfaffen hineinwarfen.

Unterdessen war das Gerücht über diese unerhörten Dinge in alle Nachbarländer ausgegangen; die Herzoge von Pommern, in Fehde mit Brandenburg, verschmerzten den erlittenen Schaden und den Schimpf, und nahmen die Vermittelung der hansischen Städte an, um im Innern Ruhe zu gewinnen. Man hielt Tagefahrten, und Kolberg ward, auf Ermahnen der Schwesterstädte, bereit gefunden, dem Herzog zum Schadenersatz eine kleine Summe Geldes, außer Verhältniß mit der erfahrenen Einbuße, zu zahlen, und vor allen Dingen die Bogislav's Ehre antastende Schrift über der Pforte abzunehmen. So geringe Opfer ließen die Kolberger sich gefallen; der Stein verschwand eine Zeit lang, und Bogislav dankte den

Städten für die freundliche, ehrenrettende Versicherung (im Jahre 1446). Die Domherren kehrten in ihr Stift zurück, aber die Gährung blieb in den Gemüthern und brach noch grauenvoller aus, als Bischof Siegfried in demselben Jahre starb. Das Capitel zu Kammin erwählte darauf Herrn Henning Iven aus Stolp, welchen die Herzöge bestätigten und auch das Concil zu Basel confirmirte. Weil aber der neue Bischof herrisch sich gegen die Kolberger geberdete, ihnen die Anerkennung ihrer Privilegien vorenthielt, benutzte der weltkluge Bürgermeister das kirchliche Schisma, trennte sich von den übrigen Städten des Stifts, der „Mannschaft", zumal von dem gehorsamen Köslin, und versagte dem Neuerkorenen die „Huldigung", weil das Concil gegen den Papst Eugen IV, das rechtmäßige Oberhaupt der heiligen römischen Kirche, sei". So ward denn jedes Maß von dem Erbitterten vergessen, zumal Papst Eugen IV nicht verfehlte, seinem treuen Anhänger ein Indult zum Nießbrauch der Güter des ausgewiesenen Capitels zu verleihen; der Dompropst Johann von Dargatz, den wir noch 1445 in einer Urkunde zu Greifswald finden, ward von dem wüthenden Pöbel vor der Thür seiner Kirche ermordet. Zwietracht, Raub und Mord schlug jetzt ihre Wohnstätte in dem geistlichen Lande auf; der kirchliche Bann donnerte, nachdem die Domherren geflüchtet waren,

wiederum über die frevelhafte Stadt, ohne die Gemüther zu beängstigen, welche des Beistands Eugen's, des später siegreichen Oberhaupts der Kirche, sich getrösteten. Der alte König Erich, welcher nach dem Tode seines Großneffen Bogislav (1447) das ganze Land übernommen, war zu schwach, den Frieden herzustellen, und Kolberg hielt seinen starren Nacken aufrecht, obgleich die Bürger von Köslin, die Helfer des Bischofs, ihnen am Tage Cosmas und Damianus 1447 am See Dalchko eine Niederlage beibrachten und sogar ihr Stadtpanier abnahmen. Das Jahr 1449 brachte einen kurzen Stillstand der geschwungenen geistlichen und weltlichen Waffen. Die Kirchenspaltung hörte mit der Anerkennung Nikolaus V auf; Bischof Henning erhielt, Bann und die Strafe zurücknehmend, die Huldigung in Kolberg, und versöhnte am 29. Juni 1449 den neuen Dompropst, die Capitularen, den gesammten Klerus mit dem Rath, den Gewerken und der Gemeinheit, „nachdem Krieg und Zwietracht nur leider allzulange zwischen ihnen gewährt". Günstiger konnten die Bedingungen für eine Gemeinde, welche so schwer sich an der Geistlichkeit vergangen, nicht ausfallen; der Vertrag ließ ihr den Genuß der Privilegien und des päpstlichen Indults, bis sie sich mit dem rückkehrenden Capitel gütlich verglichen hätten; die Besetzung zweier streitiger Präbenden blieb dem Bischof, dem Dompropst

und dem Bürgermeister Hans Schlieffen, als wäre dieser der unumschränkte Stadtgebieter, vorbehalten; endlich ward den Klerikern, welche während der Entfernung des Capitels mit Bewilligung des Rathes kirchliche Aemter erlangt, der ungestörte Genuß derselben gesichert. Nach dieser Aussöhnung suchte Hans Schlieffen, dessen Gegenwart sowie die Erinnerung an seine gewaltsamen Thaten vielleicht anstößig schienen, einen entlegenern Schauplatz für seinen ritterlichen Sinn, bis neue geistliche und weltliche Zerwürfnisse den tüchtigen Mann wieder hineinriefen. Kolbergs Domkirche aber, zum Zeichen unerschütterten Wohlstandes und frommen Sinnes, ward 1450 ganz mit Kupfer gedeckt. —

In Vorpommern war während dieser geräuschvollen Vorgänge bis auf den glücklich beendigten Krieg mit den Märkern, dessen Folgen unsere vier Städte zur Erneuerung ihres alten Bündnisses gegen die Straßenräuber 1446 veranlaßten, das Verhältniß der Landesfürsten ein friedliches gewesen, als die unüberlegte Kriegslust Joachim's von Stettin den ersten Anstoß zu den nachhaltigsten Kämpfen zwischen Bürger und Landesherrn gab. Wratislaw IX, der angesehenste unter den Vettern, seit 1417 eine so unerfreuliche, von außen und innen erschütterte Fürstengewalt bekleidend, der allen Greuel der Selbsthülfe, die Frevel des Faustrechts in unmittelbarer Nähe er-

blickt, dem vor Augen Wicke Behr, Hofmarschall seiner Tante, seinen Schützling, den Landmarschall Degener von Bugenhagen, ermordet, dessen im löblichsten Sinne niedergesetztes Quatembergericht der Roheit des Jahrhunderts nur zum Spotte gereichte, jetzt gealtert in verhängnißvoller Zeit, aber nicht kraftlos, hatte, behutsam eingegangen in das neue Princip der landesherrlichen Hoheit, dennoch das herkömmliche Verhältniß zu den Städten nicht gefährdet, und sah in seinem durch Erbanfall gehobenen Hause zwei stattliche Söhne heranwachsen, den schönen, aufstrebenden Erich und den festgesinnten ruhigern Wratislaw den Jüngern, welchen er die kluge Benutzung günstiger Umstände zur Vermehrung ihrer Rechte anheimgeben konnte. Aber die Unbesonnenheit des Vetters von Stettin brachte das zarte Verhältniß zwischen Fürst und Städten zum Bruch: er misbrauchte ein Bündniß, welches, nach Christoph's von Dänemark Vorgange, die Pommernfürsten mit den Mecklenburgern zur Bezwingung ungehorsamer Städte zu Malchin am 24. August 1449 geschlossen, um Rostocks Kaufleute auf der Heerstraße bis Gnoien auf mecklenburgischem Boden zu berauben. Herzog Heinrich von Mecklenburg, mit Recht über diesen unbefugten Eingriff erbittert, zog vor das Schloß Kummerow am See gleiches Namens, eroberte dasselbe, worauf, uneingedenk ihres Bündnisses, die vorpommerschen Her-

zöge ihre Vasallen und Städte aufboten, um die Grenzfeste wiederzugewinnen. Greifswald und Anklam folgten dem Herzog Wratislav willig; aber die Stralsunder, welchen die Gefährdung der Landstraßen, die Beraubung der Rostocker durch Joachim zu Herzen ging, und die sich nicht verpflichtet glaubten, in ungerechter Sache ihrem Landesherrn beizustehen, zogen, mehr als Schiedsrichter, als um den Mecklenburgern oder Pommern zu helfen, herbei; die Demminer dagegen wagten es sogar, den Fürsten Wratislav und Barnim ihre Thore zu verschließen, läuteten die Sturmglocke und jagten einige Bürger, welche zum Gehorsam riethen, aus der Stadt. Die Behutsamkeit des alten Wratislav verhinderte für jetzt, daß man die Dinge auf die Spitze trieb; er söhnte die kriegführenden Parteien zu Kummerow am 29. August 1450 aus und vermochte den Anfänger Joachim, den Rostockern den Schaden zu ersetzen, und dem Mecklenburger für die Zurückgabe der Voigtei Kummerow 6000 Thaler zu verheißen, bis zu deren Entrichtung das Schloß dem Herzog Barnim von Barth anvertraut blieb. Aber ungeachtet dieser Ausgleichung war ein dauernd gutes Verhältniß zu Mecklenburg unmöglich; das Geschlecht der Schwerine, in vielen Gütern und Burgen zwischen der Peene und Ucker angesessen, und als Vasallen zum Gebiet von Pommern-Stettin gehörig, hatte bei den Kriegshändeln

durch die Mecklenburger viel Schaden erlitten, wollte auf eigene Hand sich helfen, und entsagte, da Joachim, der Oberherr, nicht zu schützen vermochte, dem nächsten Landesherrn, sich unter Wratislav's Schutz begebend, der denn auch die neuen Lehnträger durch Einfälle ins Mecklenburgische rächte (1451), als Vorzeichen eines Streits, welcher bald die Nachbarherzoge erhitzt gegen einander führte. Den Demminern trug Wratislav, als den Ohnmächtigeren, nicht lange nach; mit den vertriebenen Bürgern wurde zu Weihnachten 1450 die Stadt durch die Sendboten der drei Schwestergemeinden ausgesöhnt, und erhielt, so stark sie sich vergangen hatte, die Verzeihung des Landesherrn; gegen die Stralsunder dagegen verbarg Wratislav seinen Unmuth über ihre Anmaßung und ihre schiedsrichterliche Stellung, und harrte der Tage, wo er sie züchtigen könne.

In jener Stadt war schon seit 150 Jahren ein reiches adeliges Geschlecht, die Fugen oder Vogen, eingebürgert, das wir auch in Stettin, Stargard und in Salzwedel wiederfinden, und hatte seit d. J. 1328 der Gemeinde tüchtige Rathmänner und Bürgermeister gegeben. Im Jahre 1432, als der Kampf gegen König Erich noch auf seiner Höhe stand, war Herr Otto Voge in den Rathsstuhl gekohren und, seit 1449 Bürgermeister, angesehen durch sein altes Rathsgeschlecht und einflußreich als Besitzer von sechs Landgütern;

schon am Ruder, als jene mecklenburgischen Händel ausbrachen, hatte er mit rücksichtslosem Rechtsgefühl die Schritte der Stadt geleitet. Da sein politischer Scharfblick bevorstehende Gefahren witterte, — zumal der Landesherr Barnim VIII, welcher 1450 frommen Sinnes nach Rom gezogen, keine männlichen Erben hinterließ — waren gewiß auf seinen Betrieb seit 1449 die Gräben der Stadt vertieft, steinerne Brücken und Zingel erbaut, mit neu gezimmerten Bliden (großen Wurfmaschinen) versehen worden. Da das Feuergewehr die ältern Vertheidigungsmittel immer mehr verdrängte, hatte er 1451 auch eine ungeheure Donnerbüchse, 30 Schiffspfund schwer, gießen lassen, deren Steinkugel 13 Liespfund wiegend, durch eine Ladung von 26 Pfund Pulver bis an das Steinkreuz zu Lüssow, gegen eine halbe Meile weit getrieben wurde. Seltsam begegnete aber hier sich Altes und Neues: die Bliden aus der Väterzeit zu handhaben, fehlte es an verständigen Meistern; und der Gebrauch der riesigen Kanone erwies sich gleich gefahrbringend als unnütz zur Abwehr.

Gegen das Andenken dieses berühmten stralsunder Bürgermeisters ist die Zeitgenossenschaft ungerecht gewesen, indem sie, um die Historie unbekümmert, nur höchst dürftige Notizen über seine Thaten und Schicksale, sein Wollen und Vollbringen mitgetheilt hat; gewissenlos und lügenhaft dagegen haben die

spätern pommerschen Geschichtschreiber seit Kantzow, Klemptzen, Eichstädt ihn behandelt, indem sie den Maßstab ihrer zahmen bürgerlichen Verhältnisse auf jene Periode des unabhängigsten Städtewesens übertrugen, und als Diener der pommerschen Fürsten sich verpflichtet glaubten, mit Umgehung, ja mit grober Verletzung der geschichtlichen Wahrheit, die Ereignisse so zu erzählen, daß ihre Zeitgenossen mit Abscheu vor kräftiger Beschirmung bürgerlichen Rechts erfüllt würden, und ihnen aus der Vergangenheit überall die himmlische Bestrafung des Ungehorsams gegen den gottverliehenen Landesherrn entgegenträte. Unsers Amtes ist es, die Dinge in ihrem wahren Zusammenhange zu erzählen, sie in der Beleuchtung der ihr eigenthümlichen Zeit darzustellen, ohne daß wir Otto Voge von vorne herein, wie es noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts herkömmlich war, als einen stolzen Abenteurer bezeichnen, „der da wollte, daß das ganze Land und der Fürst vor ihm beben sollte", und der darum mit seinem ganzen Geschlecht in Pommern elendiglich ausgerottet ward, wollen wir den mittelalterlichen Bürgerhelden fürs erste ohne Charakteristik auftreten lassen. Herzog Barnim IX von Barth, welcher im Februar 1449 seine einzige Tochter Agnes mit großem Gepränge dem Markgrafen Friedrich dem Fetten vermählte und neben der Landsteuer den Bauern der

Klöster Neuenkamp, Hiddensee, der Vogtei Grimm und Horst eine ungeheure Zahl von Rindern, Schweinen und Schafen abgepreßt hatte, war bald darauf mit seiner Frau Anna nach Rom gezogen, mit vielen Heilthümern wiedergekehrt, starb aber schon am 15. December 1451 in der Behausung des Oberpfarrherrn zu Stralsund mit Anna an der Pest, welche seit Pfingsten Niederdeutschland, zumal die Städte, furchtbar heimsuchte. In feierlichem Zuge der Bürger, Priester und Schüler, obgleich die Stadt selbst 20,000 Menschen (?) an der Seuche verloren, führte man die fürstliche Leiche aus den Mauern und in die Gruft Neuenkamp (Franzburg), unter dem Ehrengeleite des Bürgermeisters Otto Voge und der berittenen Stadtknechte. Dieser Todesfall eröffnete dem Herzog Wratislav IX von Wolgast eine erwünschte Erbfolge; die Zahl der regierenden Herren war in wenigen Jahren von 7 auf 3 vermindert worden: auf den unmündigen Otto III von Stettin, dessen Vater Joachim am 22. Septbr. desselben Jahres zu Stettin gleichfalls der Seuche erlegen, und auf den alten unbeerbten König Erich in Rügenwalde. Da der staatskluge Wratislav die nahe Verwandtschaft des stettinischen Hauses mit den Markgrafen von Brandenburg, die als Vormünder dem Testamente des Vaters gemäß den jungen Herzog zur Erziehung nach Berlin nahmen, fürchtete, hatte er schon

früher Sorge getragen, im Fall des Aussterbens jener Linie sich die Gemüther der stettinischen Stände zu verpflichten, deshalb sie theils, wie die Schwerine, in Schutz genommen, theils durch günstige Privilegien in sein Interesse gezogen; ebenso hatte er, neben dem unbestrittenen Erbrecht auf Hinterpommern, seinem Geschlecht den Heimfall noch mehr gesichert, indem er um Martini 1451 eine Heirath seines ältesten Sohnes Erich mit Sophia, der Tochter Bogis Bogislav IX und einzigen Erbin des Zweiges Wolgast enseits der Swine, vermittelte, aus welcher politisch glücklich, aber sittlich unglücklich, gefügten Ehe am 29. Mai 1454 Held Bogislav X geboren wurde. So schienen sich denn für den in Sorgen und Mühen gealterten Herrn alle Dinge auf das erfreulichste zu gestalten; aber Habsucht und Unbilligkeit beim Antritt des reichen Erbes Barnim VIII verwickelte ihn in die bösesten Händel, welche den Abend seines Lebens trübten, seinen Namen verunglimpften und eine nachhaltige Reihe von innern und äußern Kriegen herbeizogen. Barnim VIII hatte Katharina, der Tochter seiner Schwesterund Wilhelm's, des letzten Fürsten zu Wenden, für 20,000 von der Nichte entliehene Goldgülden die Herrschaft Barth und Zingst mit den Städten und der Ritterschaft verpfändet (1441), unter der Bedingung, daß nach seinem Tode dieser ansehnliche Besitz der Prinzessin so lange bleibe, bis

die Summe ihr baar gezahlt wäre; der Vetter von Wolgast hatte diese Verpfändung genehmigt, da der Pfandschilling auf des Landes Beste verwandt ward, und den Ständen des Landes Wenden eine versiegelte Versicherung darüber ertheilt. Katharina, welcher jene Landschaft eine Pfandhuldigung geleistet, am Hofe ihres Oheims erzogen, jung an Herzog Ulrich, Sohn Heinrich's von Mecklenburg, verlobt, hatte sich noch besonderer Vermächtnisse aus der liegenden Habe und den Barschaften oder sonstiger Aussteuer und Schmucks zu erfreuen, mit denen Barnim VIII nach dem Tode seiner eigenen Tochter die geliebte Nichte bedachte.

Gleich nach dem Tode des Vetters eilte Wratislav nach Stralsund, fand die Landschaft geneigt, ihm als dem rechtmäßigen Herrn zu huldigen, weigerte sich aber, das reiche Vermächtniß für die Prinzessin von Wenden herauszugeben, indem er behauptete, daß von den Pfaffen von Stralsund und sonst Eingriffe in die Nachlassenschaft vor seiner Ankunft (20. Decbr. 1450) geschehen wären. Darüber nun ward besonders der Bürgermeister Otto Voge, dem die Herrschaft des jetzt so mächtigen Gebieters Gefährliches weissagte und welcher den aus dieser Vorenthaltung dem Lande nothwendig erwachsenden Unfrieden ermaß, zum heftigsten Widerspruche gereizt; in einem Rechtsgefühle, das wir nicht verwerflich

finden, widersetzte er sich der Huldigung vor dem beendeten Vergleich mit den Mecklenburgern, und wich aus der Stadt, als die Erbietungen Wratislav's und seine Klagen über die Anmaßung des Bürgermeisters bei dem Rathe und der Gemeinde durchdrangen. So erhielt denn der Herzog in Abwesenheit Voge's die Huldigung und bestätigte am 2. Januar 1452, nicht kargend mit brieflichen Verheißungen, um fürs erste die öffentliche Meinung zu gewinnen, den Städten Stralsund, Greifswald, Anklam und Demmin eine solche Fülle altherkömmlicher Freiheiten, welche sie einzeln zur Zeit der schwächsten Fürstengewalt erworben hatten, daß noch späte Nachkommen diese Urkunde „das goldene Privilegium" zu nennen pflegten. Zugleich war Wratislav höchst wahrscheinlich bemüht, den Samen innerer Zwietracht zur Stütze seines Ansehens und zumal Unzufriedenheit gegen das ausgewichene Stadtoberhaupt auszusäen, wie die Ereignisse der nächsten Zeit zu erkennen gaben.

Voge verweilte unterdessen, wie die spätern Geschichtschreiber erzählen, bei den Herzogen von Mecklenburg, die wol seiner Anreizungen nicht bedurften, um den Wratislav ihren Zorn für erlittenes Unrecht empfinden zu lassen. Bereits am 1. Januar 1452 rüsteten sich beide Herzoge, der von Stargard und von Schwerin, zu Malchin zu einem Waffenbündnisse gegen die Pommern, versprach der Vater Ulrich's

von Stargard dem Schweriner einen Antheil an der, der Prinzessin schuldigen Summe, und begann ungesäumt die Feindseligkeiten, da Wratislav bei seiner Weigerung beharrte und selbst das Recht der Verpfändung des Landes Barth nach den Cassatorien Karl IV und Siegmund's in Abrede stellte, obgleich er jene Veräußerung selbst gebilligt hatte. — Otto Vogen sehen wir bald nach dem malchiner Bündniß in einer bedenklichen Fürstenversammlung an heiliger Stätte, wohin den scharfsichtigen Vertheidiger bürgerlicher Freiheit sein Eifer gelockt hatte, um zu horchen, ob nicht von neuem Feindseliges gegen die Gemeinde im Werke sei? Wie König Christoph beim heiligen Wunderblut zu Wilsnack 1443 mit den niederdeutschen Fürsten, jedoch ohne Erfolg, die Zähmung der Städte berathen, und ober- und mitteldeutsche Herren schon um diese Zeit offen das Banner gegen die Bürger erhoben, berief auch Christian von Oldenburg, der neue König von Dänemark, viele Fürsten und Herren auf Lichtmesse eben dorthin und „betrieb mit der Versammlung mancherlei Gewerbe in größter Heimlichkeit". Oeffentlich wurde zwar kundgethan, daß die Sicherung des Landfriedens der Zweck der Zusammenkunft sei; dagegen hatten die aufmerksamen Stadtboten, zumal die Lübecker, erspäht, daß die Fürsten sich zu einem gemeinschaftlichen Bündnisse gegen ihre Widerwärtigen geeinigt und dem

Oldenburger Hülfe gegen den Volkskönig von Schweden zugesagt hätten; man suchte bereits Mittel, die böhmischen Söldner, Erben hussitischer Kriegstüchtigkeit, die wir in Preußen gleichzeitig hausen sehen, ins Land zu locken, als die wachsamen Städteboten, unter ihnen Otto Voge, noch geschickt die Einführung jener entsetzlichen Horden hintertrieben, die leicht zu ihrer Ueberwältigung zunächst verwandt werden konnten. — Nach dieser politischen Geschäftigkeit kehrte der Bürgermeister furchtlos nach Stralsund zurück, und nahm, geschützt durch seinen Anhang, mit verstärkter Energie das Regiment wieder zur Hand. Wohl aber bedurfte es solcher Eigenschaft, denn die Saat bürgerlichen Unfriedens ging auf. Sechs Bürger, den Mathias von der Lippe an der Spitze, verschworen sich in einer Schrift, den Rath zu ermorden, sich an dessen Stelle zu setzen; ihr Anschlag, gewiß vom Herzoge begünstigt, wo nicht gar angestiftet, ward aber entdeckt; die Empörer entwichen und die Verfestung, als Verräthern der Stadt, folgte ihnen nach. Daß wir den Anführer später wieder im Rathe finden, als die dem Fürsten gefügigere Partei die Oberhand gewonnen, deutet auf ihr Einverständniß mit dem Landesfürsten hin. Zwischen dem Herzoge von Mecklenburg und Wratislav IX kam es um so eher zum offenen Kriege, als überhaupt zwischen den nahen Nachbarn seit einigen Jah-

ren Grenzfehde herrschte, und zuletzt wegen der Schwärme ihr neuer Schutzherr einen verheerenden Einfall in das Gebiet von Stavenhagen und Brandenburg gethan; nach vergeblichen Sühnversuchen erschien deshalb der alte Heinrich, „der Kühfeind“, wegen seiner Bauernplackerei in Pommern, genannt, mit dem Vater Ulrich's und ansehnlichem Gefolge im hohen Sommer an der Grenze, ging über die Recknitz, belagerte Barth, um das Pfandeigenthum Katharina's zu unterwerfen, brannte das Städtchen Richtenberg so wie manches Dorf ab, und beschädigte die armen Einwohner, die nun mit Leben und Gut den Eigensinn und die Habsucht ihres Landesherrn büßen mußten. Mit den Mecklenburgern waren ihre Städte Rostock und Wismar; umsonst jedoch hatte Wratislav sich bemüht, die Stralsunder in seinen ungerechten Krieg zu ziehen, ihnen noch am Johannistage 1452 den streitigen Besitz zweier Landgüter zugesprochen. Otto Voge vertheidigte muthvoll die Ansprüche des Herzogs Ulrich auf seine Braut, hielt die Mitbürger zurück; auch die Greifswalder, deren Verhalten zum Fürsten sonst ein gefügigeres war, weigerten sich, gemeinschaftliche Sache mit dem Landesherrn zu machen. Da nun Wratislav und seine Söhne sich viel zu schwach erwiesen, die Unterthanen auf dem offenen Lande zu schirmen, übernahmen, um sie nicht einem ergrimmten Feinde preiszuge-

ben, die Städte Stralsund, Demmin und Greifswald mit den Boten von Rostock und Wismar die Ausgleichung. Otto Voge und Bernd Blesch besuchten in Person den anberaumten Tag, schlossen einen Stillstand im Namen des Herzogs bis auf Martini, um dann auf einer zweiten Zusammenkunft zu Ribnitz die fernere Ausgleichung zu versuchen. Aber während auf die Verheißungen der Städte die Mecklenburger das verheerte Land gutwillig räumten, — ein Verdienst, das die Mitbürger dankbar dem Herrn Otto zuerkannten — harrte Wratislav mit seinen Söhnen, unzufrieden mit der Theidigung der von ihm nicht bevollmächtigten Vermittler, bei Triebsees mit dem Aufgebot von Rügen, zog in das wehrlose Gebiet von Mecklenburg und belehrte durch fern gesehenen Rauch brennender Dörfer die Gegner, daß Pommerns Fürsten sich nicht an den von den Bürgern geschlossenen Stillstand hielten. Im gerechten Zorne warfen die Mecklenburger sich darauf auf die Landbeschädiger, fingen ihrer eine bedeutende Zahl, und machten auch über 30 Edelleute, welche die Pommern auf ritterliche Bestrickung freigelassen, wieder ledig, indem sie, beim offenkundigen Bruch ehrlicher Kriegsweise, ihnen nicht gestatteten, in die geforderte „Leistung" zu reiten. Verlust und Schmach erbitterte den alten Wratislav noch mehr, besonders gegen den so anmaßend erscheinenden Bürgermeister,

der jedoch ungeirrt fortfuhr, für des Landes Beste zu arbeiten und in einer neuen Unterhandlung der Städte zu Damgarten den 18. Januar 1453 einen Vertrag vermittelte, dem gemäß die Fehde aufhören, die Gefangenen auf beiden Seiten losgegeben, der Schade gegen einander aufgerechnet werden sollte; die drei pommerschen Städte dagegen für die Auslieferung der Prinzessin Katharina mit ihrem Schmuck an ihren Bräutigam zu Kahlden oder Ribnitz, und die Entrichtung der 21,500 R. Gulden in Jahr und Tag Gewähr leisteten. Zwar entsagte in gutem Glauben die Prinzessin Dienstag vor Lichtmesse 1453 der Pfandverschreibung auf die Herrschaft Barth und empfing auch wol eine Summe Geldes von Wratislav, den sie der Verpflichtung ledig sprach; indessen erfüllte der beschämte Herzog doch nicht alle Punkte, suchte nur zuvörderst einige Ruhe, um an Otto Voge sich zu rächen, er mußte später mit noch größerem Unglimpf eine größere Buße zahlen.

Fünftes Capitel.

Voge's Landtag zu Stralsund. Hinrichtung Raven Barnekow's, des herzoglichen Landvoigts auf Rügen, als Verräthers den 16. März 1453. Unruhen in Stralsund. Voge's Flucht in den Schutz der Hanse und Königs Christian von Dänemark 1456.

Der Bürgermeister ermaß, daß diese Gesinnung des Landesherrn neue Störung des öffentlichen Friedens drohe, und traf mit bewundernswürdigem Muth seine Maßregeln. Er erkannte die Befugniß der Landschaft, sich selbst zur Ruhe zu verhelfen und den Fürsten nöthigenfalls zum Rechtthun zu zwingen, und berief deshalb im Anfang der Fasten die Städteboten, den Adel und die Geistlichkeit zu einer gemeinsamen Berathung nach Stralsund; ein Schritt, dessen Kühnheit allerdings jede Grenze bürgerlicher Stellung zu überschreiten scheint, der aber bei so dringenden Umständen, da es sich um das Wohl des ganzen Landes handelte, nach den Rechtsbegriffen jenes Jahrhunderts allerdings statthaft war, und deshalb von Zeitgenossen, als etwas ganz Herkömmliches, unbe-

fangen berichtet wurde. Wratislav, dessen fürstlicher Stolz auf keine härtere Probe gesetzt werden konnte, fuhr fort, den Bürgermeister des verrätherischen Verhältnisses mit den Mecklenburgern zu beschuldigen, verlangte Recht über ihn und untersagte seinen Hauptleuten, wie allen Vasallen und Kirchherren im Landestheil Wolgast und auf Rügen, in jener Versammlung zu erscheinen. Doch dieses Verbot erwies sich zu ohnmächtig, und andere Mittel, den übermüthigen Stadtregenten zu stürzen, wurden daher im Geheimen angewandt. Die bedenklichen Zeitläufte, die unabhängige Stellung der Stadt Stralsund, die unabweisliche Vorbereitung auf einen schweren Kampf hatte den Rath zu Stralsund veranlaßt, unter dem Namen Ziese der Bürgerschaft eine bisher ungewöhnliche Abgabe aufzulegen. Ein Theil der niedern Bevölkerung, die Gefahr des Ganzen nicht ermessend, war deshalb unzufrieden; neuerungssüchtig und in der Hoffnung, bei unmittelbarem Regiment des Herzogs vielleicht weniger besteuert zu werden, als unter den „Herren", bot sie der Hofpartei eine erwünschte Gelegenheit, die trotzige Gemeinde unter den Fuß des Herzogs zu bringen. Geleugnet durch die im herzoglichen Dienste fast hundert Jahre später schreibenden Chronikanten, aber ausdrücklich bezeugt durch die Erzählung des wohlunterrichteten hansischen Geschichtschreibers, des Lesemeisters Detmar, und aus

dem Zusammenhange unbestritten hervorgehend, ist es, daß einige Bürger sich mit dem Herzoge und seinen Hauptleuten in geheime Verbindung setzten, ihn um Hülfe gegen die Bedrückung des Raths baten, sich bereit erklärten, ihm zur Ueberwältigung desselben beizustehen, sogar eine nächtliche Zeit anberaumten, in welcher sie den mit Heeresmacht vor ihre Stadt Rückenden durch ein in die Mauer gebrochenes Loch einlassen wollten; aber Voge, der schon seit Jahren für die Befestigung der Stadt Sorge getragen, war auf seiner Hut; er kannte die Widerwärtigen in der Gemeinde und auch im Rath, und stand zu den äußersten Entschlüssen bereit, um Verfassung und Freiheit der Stadt zu erhalten. Weil Wratislav seinem Adel und Dienstgefolge verboten hatte, in Stralsund zu erscheinen, untersagte seiner Seits der Rath den Fährleuten, Niemand ohne Anfrage aus Rügen überzufahren. Doch gehorsamer dem Ausschreiben Stralsunds, als Wratislav's Befehlen kamen in der Fastenzeit Boten von Greifswald, Anklam, Demmin, Barth, ja auch von Wolgast, der Residenz des Herzogs, und der größte Theil des angesessenen Adels in Stralsund zusammen. Unter ihnen erblickte man unerwartet einen der vornehmsten Diener des Herzogs, Raven Barnekow, aus einem alten, auf Rügen begüterten Geschlechte, dessen Vorfahren dem Fürsten schon treue Dienste geleistet, und der im in-

nersten Rath Wratislav's, mit dem einflußreichen Amte eines Landvoigts auf Rügen betraut war. Wratislav, der auf dem Tage nicht persönlich zu erscheinen wagte, „sollte den muthigen Diener geschickt haben, um von dem Hergange der Dinge besser unterrichtet zu sein"; ohne Zweifel aber war der Landvoigt mit den gegen den Rath verschworenen Bürgern einverstanden und das vornehmste Werkzeug des Anschlags. Schon an und für sich mußte, bei dem Verbote des Herzogs, die Ankunft des Landvoigts, des herzoglichen Ministers, befremden und Verdacht erregen, zumal da um dieselbe Zeit dem wachsamen Stadtregenten die bösen Anschläge hinterbracht wurden. In so dringender Gefahr vor innerer Meuterei und äußerem Angriff, da obenein sich gleich darauf erwies, „der Herzog sei in der Nähe", glaubte das Oberhaupt sich in den gewaltsamsten und schnellkräftigsten Maßregeln vor sich und der Welt entschuldigt; als Raven Barnekow in der Versammlung der Landschaft unbefangen erschien, berichtete Otto Voge alle von Wratislav begangenen Unbilde, und wagte es, fortgerissen von seinem leidenschaftlichen Rechtsgefühl, ihn öffentlich einen „Verräther" zu schelten. Raven Barnekow, nicht die Nähe überlegener Gegner fürchtend, nahm sich muthvoll des so schmählich beleidigten Gebieters an, zieh den Bürgermeister öffentlich der Lüge und nannte ihn einen Verräther

seiner Herrschaft und des Landes. So persönlich an seiner Ehre vor der ganzen Versammlung angetastet und herausgefordert, erklärte Voge, „Raven Barnekow sei nur in ihre Mitte gekommen, Alles zu erspähen und dem Fürsten zu melden, um so diesem die ganze Landschaft, und besonders die gute Stadt Stralsund zu verrathen", und begann gleich zur Stunde einen entsetzlichen, tumultuarischen Rechtsgang voll Uebereilung und nicht ohne Rachsucht von seiner Seite, welcher der Vaterstadt so theuer zu stehen kam. Auf sein Gebot bemächtigten sich die Stadtdiener und Bürger des Landvoigts gegen die zaghafte Abwehr der Edelleute und einiger besonneneren Städteboten, und schleppten ihn nebst seinem Schreiber Holthusen und dem Notar Albrecht Wenemer in den Kerker. Wie in ähnlichem Drange der Dinge die Volksrichter in lombardischen Städten vor dem Herunterbrennen der angezündeten Kerze das Urtheil über einen politischen Verbrecher gefunden haben mußten, so geschah auch jetzt auf Voge's Geheiß durch die Richtvoigte Johann Vorwerk und Rottger Steinweg über den herzoglichen Diener; nach einem summarischen Verfahren, wobei man wahrscheinlich auf die Angabe Hans Liskow's, des „Buntmachers", das entscheidende Gewicht legte, ward der Landvoigt mit seinen Gehülfen als Verräther zum Tode verurtheilt. Es war des Donnerstags nach Mitfasten,

den 16. März 1453, als zu Stralsund eine That vollbracht wurde, welche in der Städtegeschichte des Jahrhunderts nur an das Schicksal Peter's von Hagenbach, des bösen burgundischen Landvoigts im Elsaß (1474), erinnert, der, obwol schuldig erkannt vor bedächtig und besonnen gesetztem Gericht, und seines Todes gewiß, als er von seinem Thurme aus acht große starke Leute, grau und schlecht gekleidet, auf zahmen Thieren in Breisach einreiten sehend, ausrief: „Nun helfe mir Gott, ich muß sterben, das sind der Eidgenossen Boten!" nicht mit heroischerm Muthe seinen Leib hingeben konnte, als, ungekannt von der romantischen Muse, Herr Raven Barnekow, der Landvoigt auf Rügen.

Furcht und Entsetzen lag über der Versammlung, als Voge die Anstalten traf, um den Schuldigen, nebst dem Schreiber und Notar, welche dem Herzog jenen Verrätherbrief geschrieben hatten, sogleich mit schmerzlichem Tode büßen zu lassen. Die adeligen Mitgenossen verstummten, fürchteten Gefahr; viele sattelten und zäumten, froh der morderfüllten Stadt zu entrinnen. Unter gewaltigem Getümmel, Volksauflauf, öffentlicher Berathung und Anklage gegen andere verdächtige Bürger, ward Raven Barnekow mit beiden Füßen an ein Pferd gebunden von dem Henker durch die Gassen der Stadt geschleift; so oft der greuelhafte Aufzug an ein Eckhaus kam, schrie

der Henker: „Dieser ist ein Verräther der guten Stadt Stralsund und sein Herr mit ihm!" Aber so oft der Henker schrie, richtete sich der jämmerlich Geschleifte mit dem Oberleibe, wie er vermochte, auf, sie lögen es über ihn und seinen frommen Herrn, wie ehrlose Schelme und böse Wichte! Schon halb todt und zerschlagen ward Raven darauf hinausgeführt, und mit den Leidensgenossen als Verräther auf das Rad gestoßen.

Otto Voge, nachdem er ein so entsetzliches Gericht gehalten hatte, frohlockte der That und fürchtete ihre Folgen nicht; gleich strenge Maßregeln zur Verfestung der Mitverschworenen hastig anordnend, hatte er bereits auf offenem Markt, als Hans, der Buntmacher (Kürschner), einer der Verschworenen, einen Volksaufstand versuchte, Herzog Wratislav für einen „bösen Verräther" erklärt, und wiederholte, in der Trunkenheit seines consularischen Eifers, dieselben Beschuldigungen auf dem Rathsweinkeller in Gegenwart der Boten von Anklam, Demmin, Greifswald und andern Anwesenden, mit Hinzufügung, „daß er jenen nimmer für seinen Herrn halten würde". War aber Voge's Gewaltsinn, die Stadt zu retten, schon zu leidenschaftlich weit gegangen, so glaubte er noch nicht einhalten zu können, ließ im Widerspruch einer besonneneren Partei des Rathes einige Amtsgenossen, auch den Wirth des Herzogs und andere

unschuldige Bürger aufgreifen und zur peinlichen Befragung in die Büttelei legen. —

Ob die dringende Gefahr der Stadt so blutige, stürmische Maßregeln rechtfertigte, wollen wir dahingestellt sein lassen; soviel geht aber aus Kantzow und spätern Hofgeschichtschreibern hervor, „daß der Herzog sich mit Gefolge an dem Schreckenstage ganz in der Nähe der Stadt befand, welche der Landesherr, zumal in so unruhiger Zeit, nicht ohne vorhergegangene Anmeldung und Werbung beim Rath zu betreten gehalten war". Der Herzog habe seine Furiere und Stallleute vorausgeschickt, um Herberge für ihn zu bestellen; aber ein Bauer, aus der Stadt zurückkehrend und Zeuge der Hinrichtung Barnekow's, habe sie gewarnt, und so hätten sie das Unglaubliche dem Herrn gemeldet, der, wie auch andere Augenzeugen ihm die barbarische That berichteten, ergrimmt mit den Worten umgekehrt sei: „er wolle kein Herzog bleiben, oder die tyrannisch grausame That strafen", und von Stund an stralsunder Bürger, wo er ihrer nur habhaft werden konnte, in Ketten und Banden legen ließ.

Ungeirrt durch den Zorn des Fürsten, fuhr Voge, um das Heft in Händen zu behalten, mit gesteigertem Argwohne fort, alle Verdächtigen und Widriggesinnten zu ergreifen und den Anhang der Verschworenen vollends durch Schrecken zu betäuben. Unter den Schuldigen wurden auch viele redliche Bür-

ger, zumal solche, welche sich dem herrschenden Bürgermeister sonst abgeneigt gezeigt hatten, hart gepeinigt und nicht freigelassen, selbst wenn sie unter Martern sich zu keinem Verrath bekannten. Als Wratislav's Sendschreiben die Auslieferung der Missethäter forderte, „oder er würde Alle für schuldig halten“, sprachen Mäßiggesinnte sich gegen den Landesherrn mit hartem Tadel über Voge's Beginnen aus, berichteten, Voge allein habe mit dem verleiteten Volke die Unthat vollbracht, der sie, um dem Tode zu entgehen, hätten beistimmen müssen“; baten, es der Stadt nicht entgelten zu lassen, und machten sich anheischig, soweit sie es vor der Menge vermöchten, den Rechtsgang einzuleiten. Voge, mit seiner Partei davon unterrichtet, erkannte die Gefahr und säumte nicht, auch jene Gegner zu überfallen und einzuthürmen, da es Leben und Tod galt.

Schon früher hatte die ruhigere Bürgerschaft über so terroristisches Walten laut gemurrt; als sie aber Herrn Matthias Darne's, eines angesehenen Rathsherrn, Einkerkerung und Peinigung am Sonnabend vor der Kreuzwoche (am 24. März) erfuhr, gingen ihrer vierhundert den Rath um die Freilassung des Angeklagten auf ihre Bürgschaft ernstlich an. Auf die standhafte Weigerung Voge's beharrten jene trotzig bei ihrem Verlangen, erklärten sich entschlossen, keine fernere Gewaltthat mehr zu dulden, und da ein Bür-

germeister und mehrere Rathleute, denen Voge's Härte unzweckmäßig erschien, ihnen beistimmten, drangen sie in die Büttelei, befreiten die Gefesselten und geleiteten den gefangenen Rathsherrn Darne (25. März) wieder mit Ehren in den Rathsstuhl. Da war es denn um das Regiment Voge's geschehen, aber der Zweck, die Stadt vor fürstlicher Ueberwältigung zu retten, blieb gesichert, indem die mäßiggesinnte Partei, nicht die mit dem Fürsten einverstandene, die Oberhand behielt, und keineswegs sich geneigt zeigte, die Gemeinde furchtsam in die Hände des erbitterten Landesherrn zu geben. Noch wich Voge nicht aus seiner dictatorischen Stellung; Hans der Kürschner und Wichmann, ein Bäcker, welche als Verräther noch auf den Tod saßen, mußten mit dem Leben büßen; schon aber zagten, bei der veränderten Stimmung, die Werkzeuge seiner Justizhandhabung: die beiden Richtvoigte Johann Vorwerk und Rottger Steinweg wichen heimlich aus der Stadt (28. März) und liefen stracks in ihr Verderben; denn auf dem Wege nach Mecklenburg durch den Dars lauerte ihnen Wratislav's Voigt zu Herthaburg (Hirschburg) auf und schickte die Ergriffenen zu bösem Ende nach Wolgast. Noch volle zwei Monate trotzte Otto Voge, im Bewußtsein der Pflichterfüllung, dem Zorn der eingeschläferten, schwankenden, ihm abgewandten Menge; vergeblich versuchte er durch Erlassung der Ziese, Frei-

tags vor Pfingsten (21. Mai), die Unzufriedenen zu begütigen; die drohende Stimmung wuchs und Mittwochs darauf, am 26. Mai 1453, rettete sich Herr Voge und sein gleichgesinnter Genosse im Bürgermeisteramt, Nikolaus Krakow, ihres Lebens nicht mehr sicher, zu Schiffe aus der Gewalt des wüthenden Haufens. Drei Tage nach Voge's Abzug aus Stralsund fiel Konstantinopel unter dem Schwerte Mohammed's.

Jetzt nun war es Zeit, sollte die Stadt in so unklaren Verhältnissen, bei der Feindschaft des Fürsten, nicht gar verderben, den Rath mit besonnenen, aber kräftigen und bürgerlich gesinnten Männern neu zu besetzen. An Voge's Stelle trat Herr Ebert von Huddessen, ergraut in den gefahrvollsten Kriegshändeln gegen König Erich, der aber, Sieger in vielen Seeschlachten, ausgezeichnete Weltgewandtheit an fürstlichen Höfen sich erworben und selbst die Unterhandlungen Stralsunds mit dem Unionskönig zu glücklichem Schlusse gebracht hatte. Als damals (1430) die Städteboten zu Nyköping am Hofe des Königs sich befanden, lud der Herrscher, erheitert durch die Mahlzeit, seine Gäste ein, ihm nach seinem Lustgarten vor der Stadt zu folgen. Den Weg hinaus, durch Pfütze und Koth trug den König sein Pferd; die Städteboten zu Fuß, in langen Schauben mit Marder und stattlichem Pelzwerk gefüttert, blieben

verlegen zurück, um ihre Kleider nicht zu verderben, und erwarteten ihre Diener, damit sie sie hinübertrügen. Nur Ebert von Huddessen schämte sich der Unhöflichkeit aus so kleinlicher Rücksicht, trat mit den Worten: „Ei, was stehn wir hier, soll königl. Majestät so allein reiten? Meine Herren von Sund sind wol so reich, daß sie mir einen neuen Rock können wiedergeben," wohlgemuth, ohne seine Marderschaube aufzuheben, durch den Koth hinter den König drein. Darob freute sich Erich, ward dem wackern Seekämpen, ungeachtet er ihm ein Jahr vorher seine Flotte vor Stralsund zerstört, so hold, daß er ihm eine Schaube, mit Zobel gefüttert, schenkte und die Bedingungen des Friedens mit Stralsund sich durch den heitern, gewandten Mann gefallen ließ. Der nun ward jetzt das Oberhaupt der Stadt und mit ihm erkor man eilf neue Rathmänner, zum Theil von den unschuldig durch Voge gepeinigten. Am 9. Juni machte man, nach der Burspräche, die neue Besetzung herkömmlich bekannt, untersagte Auflauf und Geschrei wegen der geschehenen Dinge, verhieß den Bürgern ein treues, väterliches Regiment, und forderte sie auf, bösen Verleumdungen gegen den Rath nicht Gehör zu geben.

So war mit der Freiheit auch die innere Ruhe glücklich gerettet; Voge dagegen, dessen Verdienst, bei aller Uebereilung und Rachsucht, nicht zu ver-

kennen ist, blieb seinem Geschick heimgegeben. Voll Zorn gegen die undankbare Vaterstadt, segelte er nach Kolberg, bei seinem Geistes- und Standesverwandten, dem Schlieffen, zunächst Schutz und Hülfe erwartend, fand aber in der beruhigteren Gemeinde den Bürgermeister nicht daheim. Wir treffen den Hans von Schlieffen gleich darauf unter den Befehlshabern der gefährlichen böhmischen und deutschen Söldner, welche dem bedrängten Hochmeister Ludwig von Erlichshausen so eigennützig halfen, und denen er, den hartsinnigsten Gläubigern, 1455 das Schloß Marienburg verpfändete; i. J. 1459 stritt Schlieffen noch wacker bei Bassenheim für das niedergehende Glück des Ordens gegen die Polen und trug eine Wunde davon; bald aber führten aus fremdem Streit ihn die Händel der Vaterstadt zurück, um hier zur bedrohlichsten Zeit die Leitung wieder zu übernehmen.

Voge weilte nicht lange in Kolberg; er trug seine Klagen gegen Stralsund aus Kolberg nach Lübeck vor die hansischen Städte; Herr Nikolaus Krakow wandte sich nach Rostock, und starb, der Heimat fern, schon gegen Ende des Jahres 1455; Voge dagegen erharrte, rastlos arbeitend, eine ehrenvolle Heimkehr.

Die kluge gemäßigte Partei, welche jetzt in Stralsund am Ruder saß, bot unterdessen alle Mittel auf, den Fürsten zu begütigen, ohne jedoch ihre Schutzbefohlenen dem Zorne desselben preiszugeben. Sie

ließ dem Landesherrn die Bestrafung der aufgefangenen beiden Richtvoigte, welche, nachdem sie auf Voge und Krakow noch auf freien Füßen alle Schuld des Geschehenen geschoben, nichts desto weniger zu Wolgast im Juni 1453 auf grausame Weise geradert und geviertheilt wurden; sie schrieb unter den härtesten Beschuldigungen die Namen beider Bürgermeister in das Buch der Verfesteten, verbannte sie aus ihrem Gebiete zu Lande und zur See und machte sie friedlos, dieselbe Strafe für Diejenigen festsetzend, welche sie „hausen oder hüten" würden, nicht jedoch wegen der Hinrichtung des Landvoigts, sondern wegen der dem Herzog öffentlich zugefügten Beschimpfung. Damit war Wratislav aber keineswegs ausgesöhnt; er zog die schönen Güter des Verfestigten ein, nachdem er am 23. und 25. August die Bürgermeister von Anklam und Demmin über die von Voge im stralsunder Rathskeller ausgestoßenen Reden eidlich verhört hatte; verfestigte den Flüchtigen „soweit der Greif kehrt", und suchte auf alle Weise den gehaßten Mann durch Ausschreiben in die Fremde lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Als dieser ihm nach Dänemark und in den hansischen Hauptort Lübeck entwichen war, verlangte er von Stralsunds Obrigkeit, welche durch die Verfestung Voge's genuggethan zu haben glaubte, die Auslieferung aller Helfer, und fuhr in heftiger Befehdung der Bürgerschaft, in der

Niederwerfung ihrer Kaufleute und Wanderer fort, da der neue Rath, nach seinem Gelöbniß, nicht neue Bestrafung verhängen durfte, ohne die des Antheils sich bewußte Menge zum offenen Aufstande zu zwingen. Endlich nöthigte der von neuem mit den Mecklenburgern ausbrechende Krieg den harten Mann zu gelinderen Maßregeln; wollte er des Beistandes der mächtigen Stadt sicher sein, so mußte er sich vorläufig mit der erhaltenen Genugthuung zufrieden geben, den Rechtsgang gegen Voge allein verfolgen, sowol bei fremden Fürsten, als beim Kaiser, und vornehmlich den erbitterten Söhnen und dem Geschlechte des Landvoigts die Rache anheimstellen. So finden wir denn schon im September 1453 Stralsunds Bürger ernstlich theilnehmen an dem unpopulären, ungerechten Kriege Wratislav's gegen Mecklenburg; sie zogen mit seinem Heerschilde in das Land Stargard, brachen das Schloß Galenbeck, dessen Besitzer, die Rieben, zumal den pommerschen Grenzen gefährlich waren, erschlugen die Besatzung, verbrannten 18 Dörfer und fast die ganze Stadt Friedland, spürten aber sonst wenig Segen von den, in schlechter Sache erhobenen Waffen. Denn der weidliche Alte von Stargard folgte den mit der Beute beladenen eilig Zurückweichenden nach, überfiel sie, daß die Stralsunder und Greifswalder ihre Wagen mit Büchsen stehen lassen mußten, und schickte sie mit hartem

Verluste heim. Zwar holte sich der junge Herzog Erich noch gegen Ende Novembers 1453 die Kühe von Ribnitz und verbrannte Stavenhagen; aber gleich mit Anfang des neuen Jahres 1454 raubte ihm Herzog Heinrich seine Leibrosse, 60 an der Zahl, vor Triebsees; fing Klaus Hagedorn den neuen Richtvoigt zu Stralsund, schätzte ihn auf 3000 Gulden und verwüstete mit Feuer am 10. und 20. Januar 1454 die Mühlen vor Barth und 22 Dörfer in jener Voigtei und in der von Grimmen. Da erkannten denn die Städter, daß ihr Gehorsam gegen den Fürsten dem unschuldigen Lande nur Schaden und Unehre brächte; gemeinschaftlich mit dem Herzog, der unterdeß auch mürbe geworden, hielten sie eine Tagfahrt mit den Mecklenburgern zu Damgarten (zu Anfang Februar), schlossen einen Stillstand, und brachten nach langen Verhandlungen am 24. Februar mit Hülfe Rostocks und Wismars den häßlichen Krieg zum Austrage, dem auch der Herzog, so empfindlich er dabei betheiligt war, beitrat. Mußte Wratislav IX doch dem Geschlecht der Rieben für die Zerstörung Galenbecks 3000 Mark vergelten, den Schaden seiner Landschaft ohne Vergütigung tragen, und erhielt von der der Prinzessin ausbedungenen Summe nur einen Erlaß von 200 Gulden! Nachdem Voge's Staatsklugheit so empfindlich für das Land und die Ehre des Herzogs gerechtfertigt war, sicherten sich die

Stralsunder auf neuen Zusammenkünften zu Michaelis 1454 einen sogenannten „ewigen“ Frieden mit Mecklenburg; Wratislav dagegen trieb leidenschaftlich den Rechtsgang mit Voge, den er für den Urheber alles erlittenen Schimpfes und Schadens ansah, auf die Spitze und äußerte seine feindselige Stimmung gegen die Stralsunder, deren entscheidende Einmischung in sein fürstliches Ansehen ihn von neuem verdrossen haben mochte, indem er dem Bürgermeister von Greifswald, Doctor Rubenow, welcher bald in unserer Erzählung auftreten wird, für die Summe von 2000 Mark die Orbare zu Stralsund, 143 Mark jährlich betragend, verpfändete.

Voge irrte unterdessen, voll Sehnsucht nach der Heimat und voll glühenden Verlangens, gerechtfertigt in sein Amt zurückzukehren, in den Städten des Nordens umher. Von Kolberg nach Lübeck gegangen, brachte er seine Klage gegen Stralsund, das ihn frieblos und vogelfrei erklärt, vor die hansischen Städte und vor den König von Dänemark, Christian I, der gern eine oberherrliche Gewalt in Niederdeutschland ausübte. Ungeachtet der Rath zu Stralsund, in der Zeit des Zeugenverhörs gegen Voge im August 1453, dem König Christian geschrieben, wie gröblich ihr gewesener Bürgermeister sich öffentlich in Wort und That gegen den Landesherrn vergangen und ihm den Gehorsam aufgekündigt, langte in der

Fastenzeit 1454 zu Stralsund ein drohendes Schreiben an, in welchem Christian die Aufnahme des Vertriebenen befahl; auch Voge hatte eine Rechtfertigungsschrift beigelegt; gleich nach Pfingsten schrieb Graf Gerhard von Oldenburg in demselben Tone an die Stralsunder, zum Zeichen, wie mächtige Beihülfe der Verbannte sich auch unter Fürsten und zwar Wratislav's „nächsten Schwägern", erworben. Jene Gemeinde, in schwerer Verlegenheit, um bei der Fehde mit dem Geschlechte der Barnekow nicht wiederum des Landesherrn Zorn auf sich zu laden, wandte das Urtheil des Herzogs vor, der, um nicht mit Spott zu bestehen, die Sache als eine die Reichsfürstenehre angehende, vor den Kaiser gebracht. Friedrich III, der Träge, damals in so mislichen Umständen, wies den Herzog an den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg als Richter, welcher die Acht des Reiches über Voge verhängen ließ, ohne daß wol der Beklagte durch einen Anwalt vertreten wurde, und ihn zeitlebens aus dem Gebiete des Herzogs verbannte, „wenn jener ihn nicht aus Gnaden aufnehmen wollte". So mußten denn die Stralsunder, als Folge der Unzufriedenheit des Königs, mannichfache Störung in Handel und Schiffahrt hinnehmen, während die ritterlichen Gebrüder von Barnekow die Hinrichtung ihres Vaters als Privatsache der Stadt und ihres Geschlechtes zu rächen fortfuhren, Henning, Raven

und Hans ihr absagte, und Jaroslav, ihr Bruder, ein ausgezeichneter Doctor des römischen Rechts, ihre besondere Klage gegen die Stadt vor den Kaiser trug. Doch obgleich Herzog Wratislav seinen Schwager von Dänemark gebeten, den Verräther nicht zu schirmen, gestattete Christian dem Verfolgten den Aufenthalt in seinem Gebiete und erörterte ausführlich dessen Klage auf der großen Versammlung der Hanse zu Hadersleben (Ostern 1455). Auf Voge's Hülfsgeschrei gegen die Mitbürger war Christian selbst zu thätlichem Beistande bereit, als die Hansen die Sache zu vertragen begehrten, „falls Herr Otto und die Stralsunder sie in ihre Entscheidung stellten". Jener und die anwesenden Sendboten Stralsunds, im Namen ihrer Stadt, erkannten das Schiedsgericht der sechs Städte, Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock, Greifswald und Anklam, an, welche beide Parteien auf einen Tag nach Rostock luden und den Streit ausglichen. Aber Herzog Wratislav antwortete auf das fürbittende Schreiben der Hanse: „Fuge hätte in seinen Landen übel gefugt, er solle zu keiner Zeit mehr darin fugen". Die Unversöhnlichkeit des Fürsten nöthigte die Stralsunder, das Gelöbniß ihrer Sendboten zu widerrufen und Herrn Otto zu verstehen zu geben, „erst die Gnade seines Hauptgegners zu suchen, dann wollten sie auch mit ihm dingen". — König Christian, der großmüthige Beschützer, wurde

nicht müde, auch auf der fürstlichen und städtischen Versammlung zu Rostock (Mitfasten 1456) dem Rathe von Stralsund die Aufnahme des Bürgermeisters unter Androhung der Feindschaft zu befehlen; aber jene antworteten in derselben Weise, ohne seine Versöhnung mit dem Herzog dürften sie nicht willfahren; und Wratislav blieb um so fester bei seiner Weigerung, als das Urtheil des Markgrafen gegen Voge bereits ausgegangen war.

So würde nun wol, bei dem Scheinfrieden zwischen Stadt und Herzog, der, von der Gemeinde befriedigt, nur seinen Proceß gegen die Person Voge's fortsetzte und die Fehde der Barnekow gegen die Stadt, als eine Privatsache, gleichfalls ihren Gang gehen ließ, der Heimwehkranke, Vertriebene außerhalb des Greifengebiets haben sterben müssen, wäre er nicht in Folge unbesonnener, unfürstlicher Handlungen der Söhne seines todfeinden Landesherrn zwei Jahre darauf mit glänzender Genugthuung in die über ihn und das Verhältniß zu dem Herzoge ins Klare gekommene Vaterstadt zurückgekehrt, was wir jedoch nicht verstehen können, ohne des von der einen Seite hart beschuldigten neunten Wratislav's würdiges Verhalten in anderen Beziehungen und Ereignisse von bleibender Wichtigkeit in andern Theilen des Herzogthums nachgewiesen zu haben.

Sechstes Capitel.

Politische Betriebsamkeit Wratislav IX und Erich's des Jüngern. Stiftung der Universität Greifswald durch Dr. Heinrich Rubenow, den Bürgermeister, 1456.

Mit rühmlicherem Erfolge hatte Wratislav, unter diesen bescholtenen innern und Grenzhändeln, nach einer andern Seite für die Ausbreitung seiner Hausmacht gesorgt, und selbst in der Zeit leidenschaftlicher Aufregung seine Gedanken einer Schöpfung zugeneigt, welche den sittigenden Segen der Humanität über kommende Geschlechter verbreiten und sein Andenken makellos bei der dankbaren Nachwelt befestigen sollte. Was zunächst das erst bezeichnete Streben betrifft, so sicherte die Ehe seines ältesten Sohnes mit der Erbin von Hinterpommern, aus welcher bereits, zu so harter Jugendprüfung und zu so glanzvoller Herrschaft, der zehnte Bogislav geboren war, das unbestreitbare Anfallsrecht jener ausgedehnten Lande; mit den Ständen des stettiner Hauses, dessen einziger Sprößling in Berlin fürstlich erzogen wurde, stand

er in verheißlichem Vernehmen, und schon war es dem erwerbeifrigen Erich gelungen, aus dem Erbe der ostpommerschen Herzoge, welches den Vorfahren vor 160 Jahren entschlüpft, ein nicht unbedeutendes Stück mit Pommern wieder zu vereinigen. Zwar entging ihm die besser gelegene Neumark, welche der Kurfürst von Brandenburg mit seinen Ländern dauernd zu verknüpfen verstand und für deren Verleihung, im Namen des alten Erich, der Jüngere mit 2000 Lanzen der Krone Polen in allen Kriegen zu dienen versprach; doch benutzte Erich, welcher sich häufig jenseits der Swine um die Person des gealterten, frommen Königs aufhielt, mit Entschlossenheit und Klugheit die greuelvollen Verhältnisse des in allen Grundfesten erschütterten Ordensstaates, um Lauenburg und Bütow unter seine Hoheit zu bringen. — Die Danziger hatten beim Ausbruch der Empörung der preußischen Stände gegen den Orden beide Gebiete zu vertheidigen übernommen; doch plagten die treulosen Söldner, aus böhmischen und deutschen Rotten zusammengesetzt, für ausstehenden Sold im Pfandbesitz jener Burgen, die pommerschen Lande durch räuberische Angriffe. Ihnen ließ bei einem Besuche diesseits der Grenze Erich der Jüngere auflauern, fing sie durch Rüdiger von Massow, Landvoigt in Stolpe, zwang sie, ihre Freiheit mit der Uebergabe ihrer Festen zu erkaufen, und forderte, daß ihm König Casimir

statt der Danziger, die Vertheidigung derselben über trüge. Der Polenherrscher, obenein den verwandten Pommern zugethan und befürchtend, daß die Verweigerung dieses Theils von Pommerellen die Herzoge auf die Seite der nach der Schlacht von Konitz wieder ermuthigten Ritter treiben werde, wies im Januar 1455 die Danziger an, die Schlösser unter gleicher Verbindlichkeit dem Könige Erich abzutreten, und genehmigte den vorläufigen Besitz, auf Schloßglauben ohne Lehnsverpflichtung, doch unter der Bedingung bundesgenössischen Beistandes in dem gegenwärtigen Kriege. Zwar ließ sich der Rath von Danzig durch Erich's Handschrift die Rückgabe der Schlösser, falls sie sie forderten, verbürgen; aber die Dinge änderten sich vielfach im Laufe der dreizehnjährigen Fehde, und so ward dieser Theil von Pommerellen dem Verbande deutscher Bildung wieder näher gebracht.

Aber aller Zuwachs von äußerer Macht sicherte in so unheilvoll zerfallener Zeit nicht das innere Bestehen des pommerschen Staates, wenn nicht Veredlung des verwilderten Volks durch die Wissenschaft die Bürgschaft geistiger Selbständigkeit brächte und Pommerns fähiges Geschlecht zuvoreilenden Nachbarn gleichstelle. Wie es mit der geistigen Cultur unsers Landes beschaffen war, ist in der Einleitung angedeutet worden. In allen Gebieten Deutschlands hatte

das Ende des 14. und der Verlauf des 15. Jahrhunderts Pflanzschulen der Wissenschaft, als Bedürfniß einer neu sich gestaltenden Welt, hervorgerufen; die kirchliche Spaltung, welche das christliche Gemeinwesen Jahrhunderte lang gefährdet, entwickelte fort und fort eine Reihe von fruchtbaren Ideen; das römische Recht, welches die deutschen Ueberlieferungssatzungen mächtig zu verdrängen begann, erforderte unabweislich eine Umbildung alles Dessen, was man bisher gelehrte Beschäftigung genannt; und auf den Concilien und Reichstagen, in den politischen Verhältnissen war von den pommerschen Herzogen der Mangel an fähigen, gelehrten Räthen empfindlich verspürt worden. Prag, gestiftet 1348, Wien 1361, Heidelberg 1386, Erfurt 1389, Köln 1398, Würzburg 1403, Leipzig 1409, Ingolstadt 1410, Trier 1451 blühten bereits als Pflanzschulen der Wissenschaft, und selbst Mecklenburg sah seit 1419 in Rostock eine Universität, deren Wirksamkeit jedoch damals, im Gedränge bürgerlicher und kirchlicher Streitigkeiten, zu erlöschen drohte. Obenein hatte der Fall Konstantinopels, wo griechische Bildung, das letzte Erbe einer reichen Vorwelt, bis dahin geblieben, den humanistischen Bestrebungen den Weg in den Nordwesten geöffnet und die wundersame Erfindung des mainzer Patriziers ein reiches geistiges Leben zu verbreiten begonnen. Doch war es in Pommern über-

wiegend das praktische Bedürfniß römischer, zeitgemäß gebildeter Rechtsgelehrten, was die neue Schöpfung hervorrief; der Gedanke, durch wissenschaftliche Cultur die Rohheit der Zeitgenossen, Adel und Bürger, zu zähmen, fand in Wratislav's beschränkter Seele wol kaum Raum, und er vermochte kaum zu ermessen, daß der gebildetere Unterthan gesellschaftlicher Ordnung sich williger füge. Dagegen hatte der höhere Impuls, welchen die vornehmeren, großartigen Weltverhältnisse des nordischen Unionskönigs vielen angesehenen Pommern mitgetheilt, einen Mann in Wratislav's Nähe geführt, welcher die Plane seines gelehrter Beschäftigung nicht abholden ehemaligen Gebieters in die pommersche Heimat verpflanzte. Schon unterm 26. Mai 1418 hatte König Erich von Papst Martin V. die Erlaubniß erlangt, mit den Privilegien der pariser Universität in seinem Staate ein studium universale mit Ausnahme der theologischen Facultät zu errichten; aber die Unruhen des misgefügten Reiches waren immer so königlichen Absichten entgegengetreten. Unter Erich's Räthen befand sich in unbestimmter Zeit Heinrich Rubenow, alten, reichen Geschlechts aus Greifswald, auf irgend einer, wol deutschen, Universität zum „Doctor des Kaiserrechts" graduirt, und der Angabe nach als Kanzler in den viel verwickelten Angelegenheiten des nordischen Reichs betraut. Nachdem Erich seiner

lastenden Krone entsagt, war Rubenow mit den Schätzen seiner Welterfahrung und seinem schöpferischen Sinne in die Vaterstadt heimgekehrt, wo er, Enkel und Sohn von Bürgermeistern, Abkömmling eines so reichen, vaterländischen Geschlechts, daß ein Ahnherr, Heinrich Rubenow, im Jahre 1327 die höchste Summe zur Vertheidigung angestammter Fürsten, 1200 Mark, freiwillig hergegeben, im Jahre 1450 auf den Bürgermeisterstuhl erhoben und seitdem in städtischen und fürstlichen Händeln, wie zu Demmin am Ende des Jahres 1450, vielfach gebraucht worden.

Eine neue Revision der Rathswillkür, welche in 17 Artikeln die Summe seiner Weisheit in bürgerlichen Dingen niederlegte und die Aristokratie in gesetzlicher Ordnung befestigte, gab das erste Zeugniß von Doctor Rubenow's durchgreifender, verständiger Sinnesart, so wie unter dem Beistande Wratislav's die Ausgleichung mehrer Streithändel mit den Nachbarn, dem Abte zu Eldena, dem Landadel, an welchen es auch im friedlichern Greifswald nicht fehlte. Schon früher vom Landesherrn in seinen „Rath" aufgenommen, bethätigte er in den bösen Händeln mit Mecklenburg und Stralsund seine feste bürgerliche Denkungsart, bot der Willkür des Fürsten keineswegs überall die Hand, schoß aber dem bedrängten die bedeutende Summe von 2000 Mark vor,

wofür ihm und seinen Erben die in Stralsund am Martinstage zu erhebende Orbare, hundert und dreiundvierzig eine halbe Mark, wiederlöslich zu Damgarten am 1. August 1454 verpfändet wurde, deren Einziehung in einer so ungefügigen Stadt dem Landesherrn lästig sein mochte. Rubenow's Reichthum, ererbt von einer Reihe thätiger Vorfahren, vermehrt durch seine Dienste bei König Erich und durch eine Heirath mit Katharina Hilgemann, Tochter eines Bürgermeisters, erhielt noch einen ansehnlichen Zuwachs durch eine Erbschaft, deren unheimliche Erwerbung ein verhängnißvolles Moment in sein Leben brachte und ohne Zweifel einen wesentlichen Einfluß auf des Mannes denkwürdigste That, die Stiftung der Universität Greifswald, ausübte. Seine Schwester hätte aus der Ehe mit einem in Stadt und Land begüterten Patrizier, Leistenitz, einen einzigen Sohn, Raphael, dessen Vormund der Oheim war. Unbekannt durch welche Zügellosigkeit, verschuldete der Jüngling einen schweren Bruch der Gesetze, worauf Rubenow mit unnachsichtiger, römischer Strenge die Todesstrafe über den Neffen, den Letztling eines berühmten Geschlechtes, verhängte, und als die Schwester vor Gram gestorben war, die gesammte, neidlose Erbschaft antrat, mit Ausnahme zweier großer Höfe bei der St. Jacobi Kirche, des Grundbodens der gegenwärtigen Universität, welche der Rath ent-

weder für sich als Bruch eingezogen zu haben scheint, oder welche der nachsichtslose Richter der Stadt willig eingeräumt. Seit dieser tragischen That ging Rubenow damit um, mit Verwendung seines eigenen und des heimgefallenen Vermögens, zumal er keinen Sohn hatte, durch irgend eine großartige Stiftung sein gedrücktes Gemüth zu versöhnen, als habe er keine Freude am Besitz. Denn auffallend wäre es, daß ein Privatmann jener Zeit, bei aller unbezweifelten Großartigkeit seiner Gesinnung und bei dem praktisch richtigen Blick in das Bedürfniß des Vaterlandes, mit kaum glaublicher Aufopferung an persönlicher Mühe und Geldmitteln einen Plan von der Ausdehnung und Schwierigkeit rastlos betrieb, ohne daß ihn eine innere Gewalt, wie eine Schuld drängte. Hundert Jahre früher würde der Bürgermeister zur Erleichterung seiner Seele ein Kloster gestiftet, Kirche und Siechhäuser begabt haben; so that auch Rubenow vielfach; aber in der Mitte stehend zwischen einer abscheidenden und einer neubeginnenden Zeit, beschloß er, ein studium generale zu gründen, eine fromme Stiftung, welche des Vaterlandes Nutzen unübersehlich beförderte, zugleich das Gedächtniß des entsühnten Richters über verwandtes Blut den Nachkommen überlieferte, demnach eine kranke Sehnsucht zugleich mit einem praktischen Bedürfnisse stillte. So reicht denn wol die Gründung unserer alterthümli-

chen Hochschule noch in die dunkle Gemüthswelt des Mittelalters hinein, und eine im irdischen Treiben verletzte Seele suchte Ruhe in gottwohlgefälliger That, zog aber auch in die jugendliche Stiftung ein Verhängniß hinein, das als Nemesis des Ausstatters Blut nach einer Verkettung von freiwilligen und unfreien Gewaltthaten, gleichsam sühnend, forderte. Denn durch des greifswalder Bürgermeisters Tage schreitet fortan ein finsterer Geist, ein eherner Tritt des Schicksals, der ja, bei der sittlichen Verwirrung des Weltlaufs, in jedem großartigen Menschenleben vernommen wird.

Gleichzeitig mochte auf den innern Drang Rubenow's die Anwesenheit mehrer Professoren aus Rostock, die nach dem Banne des Concils zu Basel jene Stadt verlassen hatten und, in Greifswald weilend, einen Kreis Lernbegieriger um sich sammelten, Einfluß haben. Wol auch war in den Norden Deutschlands die Kunde vom Unternehmen Albrecht's, Erzherzogs von Oestreich, gedrungen, der, „um mit andern Fürsten graben zu helfen den Brunnen des Lebens, daraus an allen Enden der Welt geschöpft werden möge Erleuchtenswasser tröstlicher und heilsamer Weisheit zur Löschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit", seit 1454 damit umging, in dem schönen Freiburg im Breisgau eine hohe Schule zu stiften. Willig trat

der alte Wratislav dem hohen Werk bei, überließ aber, durch andere Sorgen beschäftigt, die erste Mühe und Kosten dem Bürgermeister, welcher, nachdem er seine ehrliebenden Mitbürger und den Landklerus für das Unternehmen gewonnen, unverdrossen zur Ausführung schritt. Zunächst bedurfte es der Einwilligung des kirchlichen Oberhauptes, und deshalb ward durch Rubenow selber im Jahre 1455 ein erfahrener Kleriker des Domstiftes Kammin, Nikolaus Bruckmann, welcher für das wieder mit dem gebannten Kolberg zerfallene Capitel bei der römischen Curie processirte, mit stattlicher Barschaft nach Rom geschickt. Es galt aber dem Bürgermeister nicht allein um die Errichtung einer wissenschaftlichen Anstalt; als könne er sich nicht genug thun, gedachte er seine Vaterstadt auch durch ein Domstift von 20 Präbenden an der stattlichen St. Nicolaikirche zu verherrlichen, damit beide, in einander verwachsend, des Gründers Namen den folgenden Geschlechtern überlieferten. Doch mit vieler Mühe hatte der Sendbote an dem fernen päpstlichen Stuhl zu kämpfen: die Herzoge von Mecklenburg, die entstehende Nebenbuhlerin Rostocks fürchtend, suchten auch durch Beihülfe des Kurfürsten von Brandenburg die Bewilligung Calixt III zu verhindern. Dessenungeachtet trug der Papst in einer Bulle dem Bischof von Brandenburg, Stephan als dem „Unparteilichen", auf, die Hinlänglichkeit

der Mittel zur Stiftung der hohen Schule zu Greifswald zu untersuchen, worauf Herzog Wratislav IX die nächsten Landesäbte anwies, die Vorzüge des Ortes und die ausreichenden Einkünfte jenem Bischofe zu bezeugen. Nachdem die Aebte zu Eldena, Hiddensee, Stolpe, Pudagla, Usedom und Neuenkamp am 14. December 1455 ein günstiges Zeugniß abgelegt, erklärte Tages darauf Herzog Wratislav, daß er mit der Zustimmung des Bischofs, der Aebte und der städtischen Communen — des pommerschen Adels wird nicht besonders gedacht, weil er sich ganz gleichgültig bei dieser wichtigen Angelegenheit verhielt, nicht ahnend, daß adliger Rohheit durch das Licht der Wissenschaft ein Ende bereitet werde — in Greifswald, empfohlen durch gesunde Luft, — ein unerläßliches Erforderniß bei der mehrmals erneuerten Wuth der Seuchen — wegen des Ueberflusses an Lebensmitteln, nach der vorläufigen Genehmigung des heil. Vaters, ein studium generale errichten wolle; er versprach das fürs erste nöthige Einkommen zu verschaffen, und auch die Nicolaikirche, sobald sie zur Würde eines Domstifts erhoben sei, so auszustatten, daß die Universität davon erhalten werden könne. Ohne Beschwer seiner Renten durfte der haushälterische Herzog die Stiftung versprechen, da Rubenow und ein nie genug zu preisender Wetteifer des Raths und der Bürger bereits Gebäude zu Wohnungen,

Bursen für 350 Studenten, baare Gefälle angewiesen, zumal die zwei Höfe aus dem Nachlasse des unglücklichen Raphael Leistenitz eingeräumt hatten, die Aebte sich zu jährlichen Summen verpflichteten und endlich der Bürgermeister zu Gunsten der neuen Anstalt nicht nur der stralsunder, ihm verpfändeten Orbare, mehren liegenden Grundstücken entsagte, sondern auch den zu berufenden Lehrern die Verleihung einträglicher, ihm als Patron zustehender, Präbenden zusicherte. Weil nach der geistlichen Richtung des Jahrhunderts die Universitätslehrer größtentheils Kleriker waren, war die Uebertragung des Patronatrechts über verschiedene städtische und Landkirchen, welche durch Vicare von den in Greifswald residirenden Professoren verwaltet werden konnten, kein geringes Anlockungsmittel für einheimische und fremde Gelehrte, und weil Aebte, so wie der Landesherr nicht kargten in der Zuwendung von dergleichen der Universität noch zustehenden Rechten, war alsbald im Laufe des Frühjahrs und Sommers für die ersten Bedürfnisse der Anstalt gesorgt, zumal Wratislav und Rubenow noch bedeutende Vermächtnisse verhießen. Unter diesem großmüthigen Wettstreit von Hohen und Niedrigen, Geistlichen und Weltlichen, in welchem wir allein den Antheil des Adels vermissen, hatte Nikolaus Bruckmann im käuflichen Rom unverdrossen gearbeitet, und, nicht ohne Gold

gewonnen, der Bischof Johann von Pavia, welchem die Angelegenheit zugewiesen war, einen so günstigen Vortrag bei der Curie gemacht, daß schon am 16. Juni 1456 der Doctor erfreut seinem „hohen Gönner", dem Bürgermeister, aus Rom berichten konnte, daß er mit dem Aufwande von 300 Goldgulden, zum Theil auf Gastereien, den Bestätigungsbrief für die Universität und für das Domstift mit 20 Präbenden, einem Dekan, Domsänger und Scholasticus, nach dem Muster der Collegiatkirche zu Stettin, erwirkt habe. So gelangte denn, bei nicht gespartem Gelde von Seiten Rubenow's, die feierliche Bulle Calixt III, ausgestellt am 29. Mai 1456, welche das studium generale für die Theologie, das geistliche und weltliche Recht, für die Arzeneiwissenschaft und für die freien Künste aussprach, falls Herzog Wratislav für dasselbe ein jährliches Einkommen von 1000 Ducaten verbürgt haben werde, zur Vollziehung an die Bischöfe von Kammin und Brandenburg. Auch Friedrich III, damals in dem wirrvollsten Gedränge der Dinge, gab seine kaiserliche Bestätigung, und auf erneute Verbriefung des Raths und Wratislav's, die Ausstattung betreffend, publicirte am 21. Septbr. 1456 Bischof Henning von Kammin zu Köslin die päpstliche Bulle, übertrug „Herrn Heinrich Rubenow, dem Doctor des Kaiserrechts", „weil er vor allen Andern Mühe und

Geld in dieser heiligen Sache aufgewandt", zum Lohn seiner ruhmwürdigen Thätigkeit an seiner Stelle einen Rath zu bilden, einen Rector zu wählen, Statuten zu verfassen, und erhob ihn endlich zum Vicecancellarius der Universität, sowie auch Wratislav den Bürgermeister mit fürstlicher Vollmacht versehen, alles Nöthige zur wirklichen Eröffnung der Lehranstalt vorzubereiten. Nach diesen umständlichen Schritten, als das von dem Herzoge verkündete freie Geleit für die Studirenden eine Zahl derselben herbeigelockt und bewährte Männer des In- und Auslandes sich eingefunden, ward in feierlicher Versammlung des Fürsten, der Prälaten, des Raths zu Greifswald und der vorläufig ernannten Lehrer am 17. October 1456 in der St. Nicolaikirche das päpstliche Privilegium durch den kamminer Bischof und seinen Suffragan, den Bischof Albrecht von Sidon, „introducirt", und übergab Wratislav in der Frühmesse am Altar dem hochverdienten neuen Rector, Dr. Rubenow, die großen, mit goldenen Kronen geschmückten und mit Inschrift versehenen beiden Scepter als Denkzeichen der ihm verliehenen Gewalt. Tags darauf ward Rubenow, der proclamirte erste Rector, unter dem Vorsitz des Bischofs, durch Conrad Leest, Doctor beider Rechte, zum Lehrer des Kirchenrechts, welche Würde er noch nicht besaß, creirt, und begann darauf der im Bewußtsein gelungenen Strebens gewiß hochbeglückte

Mann seine vielfache Thätigkeit als Rector, Decan der juristischen Facultät, Vicecancellarius perpetuus, vicedominus der Universität und Lehrer des geistlichen und weltlichen Rechts mit einer fast fürstlichen Gewaltfülle, das Katheder des geistlichen und weltlichen Rechts in der Facultätscurie und in dem Collegio der „Artisten" in genau bestimmten Stunden von der Frühe des Tags bis Abend theilend mit drei Theologen, vier Juristen, einem Arzt und fünf Magistern der freien Künste. Die fünf „Artisten" lehrten in ziemlich elementarischer Weise die sogenannten sieben freien Künste, auch wol die zeitbeliebte Alchymie, wie denn Dr. Heinrich Buckow im Jahre 1458 dem Collegium einen kupfernen Kessel oder Schmelztiegel, wahrscheinlich das erste Stück eines physikalischen Apparats, verehrte. Mit der Lust des Schöpfers trug Rubenow eigenhändig in die Annalen der Universität seine Ernennung als Rector „novellae meae plantationis", seine reichen Gaben, seine testamentlichen Verheißungen ein, versprach ihr seine sämmtlichen Bücher, „die er über tausend Gulden schätzte", nur Handschriften, da erst im folgenden Jahre Johann Gutenberg seine berühmte, 42zeilige Bibel vollendete, und bedingte sich nur von der dankbaren Nachwelt, daß die Räthe der Universität und ihre Kleriker in allen Vigilien und Messen nach dem Herrn des Landes seiner, seines Geschlechts und der

Familie seiner Gattin gedächten. Außerdem ließ er ein, noch erhaltenes, Gemälde anfertigen, welches den Herzog Wratislav, vor einem Marienbilde stehend, umgeben von den Beförderern und ersten Professoren der Universität, darstellt. Wir übergehen, als zu unserm Zwecke nicht gehörig, die innere Entwickelung der ganz alterthümlich constituirten hohen Schule, und deuten nur vorläufig an, daß die sonderbare Stellung des noch immer sehr reichen Mannes als unumschränktes Oberhaupt der Universität und der Stadt, diese doppelte Gewaltfülle in einer so kräftigen, sich bewußten Natur, die neue Pflanzung in blutige Unruhen verflocht, die verhängnißvoller, als auf der in Freiburg am 3. Septbr. desselben Jahres errichteten und am 27. April 1460 eröffneten Universität die Wiegentage derselben bezeichneten. Auch fehlte es nicht an äußern Anfechtungen, denn die überbotenen Mecklenburger ruhten noch nicht, wie Nikolaus Bruckmann, im Frühling des Jahres 1457 aus Rom zurückgekehrt, von Stargard in Pommern an den Rector berichtete.

Siebentes Capitel.

Unruhen in Hinterpommern durch Erich's II. Habsucht. Krieg der Kolberger mit dem Stift, der Stettiner mit den Stargardern, wegen der Getreideverschiffung. Tod Wratislav IX; Bruch der Städte mit den Nachfolgern, Erich dem Schönen und Wratislav X. Rache Erich's für die Pfändung auf der Jagd an Rubenow und an Stralsund. Bündniß der vier Städte gegen den Fürsten nach „dem schnellen Markt zu Barth". Strafe der Mecklenburger und überall Niederlage der fürstlichen Partei. Rückkehr Otto Voge's nach Stralsund. Fehde der Anklamer mit den Schwerinern. Bruderzwist nach dem Tode Erich's des Königs. Erich der Jüngere muß nachgeben, 1460, wird durch die stolze Sophie mit König Casimir versöhnt. Sieg der Anklamer gegen die Schweriner 1461, 62.

Unter so friedlichen, eine bessere Zeit verkündenden, Bestrebungen des Fürsten und der Städte, war aber die Ruhe des Landes keineswegs ungestört. Die Barnekowe, noch ohne Genugthuung für das Blut ihres Vaters, setzten ihren Proceß gegen Stralsund beim Kaiser fort, und Jaroslav's Eifer zog den Handel auch nach Rom, von wo aus schützende Briefe

dem Rathe, welcher die Strafverwirkung der gesammten Stadt nicht anerkannte, nicht ohne Geldgeschenke, doch fruchtlos gekommen zu sein scheinen. Wratislav hörte nicht die Erbietungen der „gehaßten" Gemeinde, gab sie den Neckereien des Adels preis und schloß, im Aeußern mit ihr versöhnt, während des weltkundigen Eifers für die Universität, ein Schutzbündniß mit den Nachbarn in Mecklenburg auf einer persönlichen Zusammenkunft zu Dargun (den 29. August 1456), einen sogenannten Landfrieden, der jedoch besonders gegen die „ungehorsamen" Städte gerichtet war. Auch in Hinterpommern hatten die Dinge bedenklich sich gewendet; die Habgier des unruhigen jungen Herzog Erich, welcher noch bei Lebzeiten des so geduldigen Königs des Erbes sich anmaßte und in das Gebiet von Massow Eingriffe gethan, verschuldete so bittern Unmuth des alten Herrn, daß er die Nachfolge im Herzogthum auf den jungen Herzog Otto von Stettin zu bringen drohte; auf seine unverhaltenen Klagen traten der Bischof von Kammin und die Landstände am 16. Januar 1457 zu Rügenwalde zusammen, erklärten den König nach wie vor für den Gebieter Pommerns, und befugten ihn, nur aus gutem Willen dem Neffen gewisse Hebungen aus Hinterpommern, das Schloß Pritter auf Wollin auf „Schloßglauben" zur Residenz, so lange Prinzessin Sophie lebe, zu lassen. Aber auch diese Vermit-

telung, so ernst sie die Willkür des jungen Herzogs beschränkte, erledigte den alten, misvergnügten Herrn nicht seiner Besorgnisse, sodaß Erich sich mit einer jährlichen Zahlung von anderthalbtausend Mark zufrieden geben mußte, doch nichts destoweniger, zur Verkürzung der Rechte seines jüngern Bruders und zum Verdrusse seines, anders theilenden, Vaters, seine Aufmerksamkeit auf die bald ersterbende Herrschaft gerichtet behielt. Zu diesen Händeln zwischen den verwandten Fürsten kam auch noch die erwachte Feindseligkeit der Kolberger gegen das Domstift und den Bischof, als dessen Anwalt Doctor Bruckmann in Rom zwar drei „Endsentenzen" und die Dauer des kirchlichen Bannes erwirkte, aber keineswegs die Güter zurückerhielt, welche die Unfromme dem kirchlichen Anwalte eben geraubt hatte; endlich war seit 1454 zwischen den Stettinern, Unterthanen des in Berlin weilenden jungen Otto, und den Stargardern, den Schutzbefohlenen des jungen Erich, wegen der Ausführung des Korns auf der Ihna ein landfriedenstörender Streit entstanden, indem die Stettiner im Frühling 1454, um den Handel der Nachbarn seewärts zu hemmen, deren Schiffe gewaltsam angriffen, die Mündung des Flusses mit Pfählen versperrten. Die streitbaren Stargarder räumten, die Waffen in der Hand, die Ausfahrt wieder auf, klagten bei ihrem Schutzherrn in Wolgast, welcher ungesäumt die

Schiffe der Stettiner in der Peene und Swine aufhielt, und, um die Kaufherren zum friedlichen Vergleich mit den Nachbarn zu zwingen, den Stargardern Repressalbriefe ertheilte, durch adelige Weglagerer die stettiner Krämer auch auf den Landstraßen aufzugreifen. Jene waren nun auch nicht säumig, ihr Recht gewaltsam zu behaupten, da sie in Berlin vom Vormunde ihres Erbherrn nicht Beistand erhielten; und bei diesen Umständen, zusammengenommen, ist es nicht befremdend, daß Dr. Bruckmann nicht wagte, von Stargard persönlich nach Greifswald zu reisen, um seinem Patron Rechenschaft über die Verwendung des empfangenen Geldes abzulegen. Aber alle diese Verhinderungen des öffentlichen Verkehrs waren nur noch Vorspiel gegen den Höhestand und die greuelhafte Auflösung aller Rechtsverhältnisse an allen Orten, welche nach Wratislav IX und Erich des Königs Tode eintrat und allen schlummernden Hader zwischen Fürsten und Städten, Gemeinde gegen Gemeine, Adel gegen die Städte in furchtbares Leben rief.

Inzwischen war durch Rubenow's rastlose Thätigkeit auch die zweite Stiftung, die Collegiatkirche, ausgestattet und mit der Universität in so innigen Verband gesetzt worden, daß die römische Lehre von Greifswald aus zur Zeit der Reformation, wenn auch nicht gelehrte, doch entschlossene Vertheidigung fand.

Ungeachtet eines vorübergehenden, unangenehmen Streits, welchen wir als verhängnißvoll für des Bürgermeisters Leben und sein Werk bald zu erörtern haben, vermehrte Wratislav IX noch in seinen letzten Tagen (Fastenzeit 1457) die Amtsbefugniß des Vicedominus, indem er ihn bevollmächtigte, um den Anmaßungen des bischöflichen sub-conservators der hohen Schule in Beziehung auf die Gerichtsbarkeit der Vasallen und Bürger zu begegnen, als sein Stellvertreter Alles nach seinem Gutdünken an der Universität anzuordnen, selbst Professoren zu berufen und abzusetzen. Bald darauf (17. April 1457) starb der Herzog, noch nicht 60 Jahre alt, zu Darsim, einem Jagdschloß zwischen Greifswald und Wolgast, an einem Brustübel, und soll noch auf dem Todbette seine Söhne, Erich und Wratislav X, ermahnt haben, „die Strafe Voge und den Stralsundern nicht zu schenken und dem Rechte der Barnekowe seinen Gang zu lassen." — Wratislav IX, in Wolgast bei seinen Vätern begraben, gehörte, wie sein Leben bezeugt, schon zu denjenigen Fürsten, in welchen das moderne Herrscherprincip sich merklich kund gab; aber ungeachtet jezuweiligen Gewaltstrebens und zufahrender Weise, die auch sein Wahlspruch: „Gleich zu trifft am besten" bezeichnete, fügte er sich doch noch besonnen den Zeitumständen und beobachtete kluge Mäßigung, deren seine Söhne ermangelten und des-

halb eine Reihe bitterer Prüfungen über ihre Regierung herbeizogen.

Erich und Wratislav X, die Söhne der brandenburgischen Prinzessin Sophie, theilten sich nach altem Herkommen in die ererbten Lande, so daß der ältere das eigentliche Herzogthum Wolgast und seine vorläufigen Erwerbungen in Hinterpommern, der jüngere Rügen mit den Städten Stralsund, Barth, Grimmen und Triebsees erhielt. Gleichgültigere Gesinnung gegen die hohe Schule mochte man von Beiden schon erwartet haben, zumal vom Herzog Erich, dem nächsten Gebieter von Greifswald, einem wild auffahrenden, um sittliche Haltung des Fürsten nicht gar bekümmerten Manne, der sein Recht allein mit der Faust suchte, in häuslichem Unfrieden lebte und rohen Sinn auch durch die lästerlichste Fluchgewöhnung zu erkennen gab; dennoch bestätigten Beide nach empfangener Huldigung die Privilegien der Städte, zu Stralsund am 12. Juli, um sich fürs erste festzusetzen; unmittelbar darauf jedoch brach das lose geknüpfte, so zart zu handhabende Band zwischen Fürst und Bürgerthum.

Im Jahre 1452 hatte Wratislav IX, mitten unter den mecklenburgischen Kriegshändeln, die Voigtei Horst um 9300 Mark an Greifswald mit aller Oberherrlichkeit verpfändet; ein lästiger Besitz für die Stadt, zumal der Herzog die Entäußerung bald be-

reute und sich zur Ausübung einiger Regalien befugt hielt. So hatte er das Patronatrecht über die dortige Kirche angesprochen, und es war schon zu so heftigen Thätlichkeiten darüber gekommen, daß die Greifswalder den Landesherrn, als er einmal mit mäßigem Rittergefolge sich dort als Gebieter zeigte, anfielen, und Rubenow nebst dem Rathe einen sehr ungnädigen Brief hinnehmen mußte. Bereits herrschte auch wegen der Huldigung unfriedliche Stimmung im Lande, als Erich II das Geschlecht der Barnekow in sein besonderes Geleite nahm, welche, in offener Fehde mit Stralsund und obenein im Schutze der Herzoge von Mecklenburg, schon um die Fastenzeit lübecker Kaufleute, die von Preußen kamen, als Freunde der Stralsunder in der ribnitzer Haide unredlich angefallen und auf den Schlössern ihrer Fehdegenossen verfestigt hatten. Jene Gefangenen waren indeß noch durch nächtliche gefahrvolle Flucht nach Rostock entkommen; aber am 25. Juli wagten dieselben Barnekow, mit mehren Hofleuten des Herzogs Erich, zwischen Greifswald und Stralsund einen Bürger von Lübeck niederzuwerfen, ungeachtet vierzehn Tage früher die Landesherren den Gemeinen so gnädig Briefe ertheilt hatten. Der Rath zu Stralsund nahm diese Störung, welche auf kaiserlicher Landstraße ein bundesverwandter Bürger erfahren, sehr ernst und suchte Rache. Wenig Wochen darauf erfuhren die

Greifswalder und Stralsunder, daß Erich, unbekümmert um das Recht, mit seinen Hofleuten im Walde von Horst jage, und die Insassen, welche mit der Voigtei der ersteren Stadt verpfändet waren, zu Jagdfrohnen, Bewirthung zwänge. Schwerlich galt damals das hie und da gebrauchte fürstliche jus convenationis, das Recht des Mitjagens auf den Marken der Vasallen, in Pommern; sahen höfliche Gutsherren der fürstlichen Waidmannslust auch wol auf ihrem Gebiete nach, so mußten sie doch ihre Hintersassen, die armen Bauern, vor ungebührlicher Belastung schützen. Da obenein auch stralsunder Bürgern ein Antheil an dem Pfandstücke wegen vorgestreckter Summen zustand, vergaß Rubenow in seinem bürgerlichen Rechtsgefühl als Oberhaupt der Stadt seine Stellung als Oberhaupt und Lehrer der Universität, zog bewaffnet mit den beleidigten Stralsundern aus und überraschte den 22. August 1457 die sorglose Waidmannsgesellschaft so ungewarnt, daß der Herzog kaum entkam, mehre seiner Diener gefangen und als Geiseln nach Greifswald geführt wurden. Erich ergrimmte, zumal über den hochfahrenden Bürgermeister, gelobte zwar den Stralsundern, seine Hofleute, welche den Lübecker niedergeworfen, vor Recht zu stellen, ritt jedoch ohne Ausgleichung der Sache ins Mecklenburgische, erneuerte mit den Herzogen sein Bündniß gegen die ungehorsamen Städte, und räumte

jenen das Land Barth ein, mit der Befugniß, auch auf seinen Straßen die Stralsunder zu greifen. Herzog Heinrich, für alte Händel sich zu rächen, handhabte gern dieses einträgliche Zugeständniß, und erbot von neuem den Barnekowen, zumal dem Raven und Henning, den erbittertsten, seinen Schutz, welche, so fürstlichen Beistandes getröstet, mit allen Verwandten und Vettern die Fehde wieder aufnahmen, aber mit den Mecklenburgern nur Schimpf und Schande von den streitbaren Bürgern ernteten. — Mit Greifswald verfuhr Erich in einer andern, noch tiefer verletzenden, Weise, gefährdete zugleich die Ehre und Ruhe des Bürgermeisters, wie das Wachsthum der Pflanzung seines Vaters. Schon hatte Wratislav X vergeblich einen vorwurfsvollen Brief an den Rath abgehen lassen und ihm seine Ungnade gedroht, als man fürstlicher Seits Mittel fand, Zwietracht in der Gemeine und der Universität anzustiften, um das Haupt beider zu stürzen. Rubenow, der reichste und angesehenste Mann der Stadt, übte seine Rechte und Pflichten in beiden Aemtern mit großem Selbstbewußtsein, scheute Feindschaft und Widerwillen nicht, und sah, seiner Mittel sich bewußt, gleichgültig auf die Neider herab. Diese, besonders Heinrich Bukow, Doctor beider Rechte und zweiter Rector, der Theologe Johann Lupus, der Jurist Konrad Leest und der Magister Johannes Hane, benutzten mit Dietrich

Lange, genannt von Dörpten, dem zweiten Bürgermeister, das Zerwürfniß Erich's mit Rubenow, verleumdeten ihn als übermüthigen Regenten bei der Gemeine, „daß er Stadt und Universität unüberwindlichen Schaden brächte", und bewirkten, da obenein Erich die Bürger bedrängte, einen so stürmischen Aufstand, daß der Doctor, des Lebens nicht sicher, am 22. Septbr. 1457 aus Greifswald floh und mit seinem Vetter, dem Rathsherrn Melchior Rubenow, sowie im Gefolge vieler Studenten nach Stralsund entwich, wo die gleiche Sache ihm die sicherste Zuflucht öffnete. Aber eine gleich darauf erfolgte, unfürstliche That Erich's gab dem gekränkten Manne die belohnendste Genugthuung, verschaffte ihm das alte Ansehen, und machte den Privathandel des Fürsten mit den zwei Städten zu einer bedenklichen, allgemeinen Angelegenheit. Weil Stralsund noch nicht alle Unterhandlung mit Erich abgebrochen hatte, ließen die wegelagernden Hofleute den Bürgern etwas mehr Luft, um den dreister Gewordenen desto empfindlicheren Nachtheil zuzufügen. So gedachten die Kaufleute um Michaeli den Jahrmarkt zu Barth zu beziehen, und verlangten vom Rath, daß er den Herzog durch Boten fragen ließe, ob die Bürger sichere Straße fänden? Erich war unedel genug, sicheres Geleit zu geloben, und im Vertrauen auf das Fürstenwort zogen die Stralsunder zahlreich mit ihrer

Waare in die Nachbarstadt. Als sie nun, des Erlöses froh, am Mittwoch nach Michaeli heimfuhren, wurden sie durch Erich und Wratislav's Ritterschaft und Hofgefolge zwischen den Dörfern Zansebuhr und Kordshagen, unweit Stralsund, mit mächtiger Hand überfallen, geschlagen, ihres Geldes, vieler tausend Gulden, beraubt, und Mann, Weib und Kinder nach Grimm und Wolgast in die Thürme geschleppt. Desgleichen bemächtigten sich die Herren der noch in Barth und in Grimmen befindlichen Güter, freuten sich des Gewinns von 20,000 rheinischen Gulden und des von 40 guten Bürgern zu hoffenden Lösegeldes; mußten aber bald den „Kauf auf dem schnellen Markt", wie die Stralsunder, guten Humors, später die Raubstätte nannten, bitter bereuen. Denn die Angehörigen der Gefangenen forderten pochend Schutz und Genugthuung von ihrem Rath, beschuldigten ihn der Schlaffheit und Sorglosigkeit, obgleich er ihnen Ersatz des Verlorenen und Freiheit der Gefangenen versprach, und nöthigten ihn, 40 Beisitzer aus der Gemeine zu sich zu erwählen (Octbr. 1457). So erhielt das Stadtregiment zu Stralsund, das bei der Nachgiebigkeit und halben Aussöhnung mit dem Fürsten nur Unehre und Schaden erworben, einen kräftigen demokratischen Bestandtheil, und so ging plötzlich dem friedlos gemachten Otto Voge die Aussicht auf, mit Ehren in die, seiner Energie bedürftige,

verwandelte Vaterstadt heimzukehren. Eilig flogen nun Boten und Briefe an die Hansestädte, zur Bundeshülfe auffordernd; doch die verschwisterten Orte waren zu fern, und darum reichten sich die pommerschen Städte, gewiß unter Vermittelung des vertriebenen Rubenow, die treue Hand zur Nothwehr gegen unredliche Fürstengewalt. Bereits am Mittwoch vor Martini (8. Novbr.) erneuerten die Rathmänner von Stralsund, Greifswald, Anklam und Demmin zu Anklam ihr uraltes Schutz- und Trutzbündniß; „weil man ihnen und den Ihren nachginge mit großem Arge und wähnete sie zu unterdrücken, besonders die von Stralsund von ihrem eigenen und andern Herren und ihren Beiliegern gröblich überfallen, ihre armen Bürger und Bauern beschädigt und todtgeschlagen oder weggeführt, ihr Gebiet unverwarnet und unabgesagt verbrannt und beraubet würde", so gelobten die Städte, „treufleißigst einander zu helfen". Indem nun anderseits die Edelleute mit Freuden auf die Seite des Fürsten traten, um unter fürstlichem Heerschilde ihr Räuberhandwerk zu treiben, hatte die Unbesonnenheit Erich's in wenigen Wochen Pommerland diesseits der Oder, das sein klügerer Vater in Ruhe erhalten, zum Schauplatz eines ergrimmten, für Adel und Herzog so schmachvollen, Krieges gemacht. Denn noch vor Ende des Jahres sammelten die Herzoge von Mecklenburg unter anderem Vorwande

ein Vasallenheer, schickten erst, als sie vor Stralsund angekommen, den Absagebrief, und wollten eben mit ihrer Beute triumphirend heimkehren, als die streitbaren Bürger, bewaffnet mit Armbrüsten, Büchsen und allerlei Wehr, ihnen einen Engpaß verlegten, mannhaft den ersten Anfall aushielten, und dann mit Geschossen, Aexten und Streithämmern der geharnischten Ritterschaft so zusetzten, daß sie hundert Mann und 200 Pferde verlor, die übrigen erschrocken zu Fuß, die Eisenkleider abwerfend, die Flucht suchten, viele von den Bauern erschlagen wurden, und der kleine Rest endlich ungesegnet und verhöhnt über die Grenze wich. Herzog Heinrich rüstete sich sogleich zu einem stärkeren Zuge, und die Stralsunder waren muthig seiner Ankunft gewärtig, als die Rostocker ins Mittel traten, und einen Tag auf heil. drei Könige 1458 anberaumten. Die Landesfürsten erschraken bei so drohendem Ausgange der Empörung ihrer sämmtlichen Städte, und stellten sich willig, eine Tagefahrt anzunehmen, und die unter ihrem Geleite niedergeworfenen Bürger sammt ihren Gütern freizugeben. Aber der Herzog von Mecklenburg blieb, wie verabredet, aus, zum schweren Verdrusse seines Adels, welcher sich allein um Erich's willen in die fremde Fehde eingelassen, der nun solche Aufhetzung vor seinen Unterthanen zu gestehen sich schämte. In so unklaren Dingen, nachdem auch Lübecks Sühnversuch

vergeblich gewesen, beschlossen die Stralsunder, weil der Mecklenburger ohne Ursache sie befeindet, so lange zu kriegen, bis jener der Waffen müde würde, des Erfolges um so sicherer, da die Städte ihnen treuen Beistand zu Lande und zu Wasser verbürgten. Eine so erbitterte Stimmung der Gemeine benutzte Herr Otto Voge, nach fast fünfjähriger Verbannung heimzukehren; des Beifalls seiner, jetzt herrschenden, Partei getröstet, kam er vor die Thore, ward von vielen Bürgern empfangen, auf das Rathhaus geführt, und auf gebieterisches Anhalten der Bürger, doch unter der Bedingung, „die Stadt schadlos zu halten und vor neuer Beschwerung zu bewahren", als ältester Bürgermeister in seinen Sitz aufgenommen (Sonnabend vor Mitfasten 1458). Die Verfestung und Friedlosmachung ward jetzt amtlich in dem Buche der Verbannten cancellirt (durchstrichen); froh des Gelingens, bewirthete Voge alle Älterleute der Gewerbe in einem stattlichen Versöhnungsschmause, und zügelte, gewitzigt durch trübe Erfahrungen, von jetzt ab seinen leidenschaftlichen Eifer, daher wir seiner in den öffentlichen Angelegenheiten nur wenig erwähnt finden.

Hatte Herzog Erich die Schmach, den todtfeinden Mann an dem Ruder der empörten Stadt zu sehen, so war ihm schon einige Wochen früher der Verdruß widerfahren, die Heimkehr des gleichfalls so gehässigen Doctor Rubenow dulden zu müssen.

Die veränderte Stellung Greifswalds zum Landesherrn hatte gleichfalls seine Rückberufung zur unmittelbaren Folge; am 23. December 1457 zog Rubenow, unter den Ehrenbezeigungen der Universitätsmitglieder und der Bürgerschaft, wieder ein und erhielt alle seine Aemter wieder. Die heimliche Flucht der Gegner an der hohen Schule und im Rathe, vor der Ankunft des Gefürchteten, bezeugte ihr böses Gewissen. Sie kehrten zwar, vertrauend der Nachsicht des Doctors, bald heim, unterließen aber nicht, den hochgestellten Mann auf alle Weise zu kränken, und stifteten zunächst einen Pfaffen aus Friedland, Herrmann Koch, an, den Unschuldigen in einer Schmähschrift zu verleumden. Da wich denn die Geduld aus der gereizten Seele Rubenow's; der Verleumder ward gestäupt und der Stadt verwiesen, und auf des Doctors Betrieb büßte Friedrich von Dörpten, der Verwandte des Bürgermeisters Dietrich, zur blutigen Saat noch im Jahre 1458 mit dem Kopfe, weil er an der Vertreibung Rubenow's den wesentlichsten Antheil gehabt hatte und an dessen Stelle ungesetzlich in den Rath erkoren war. Durch diese That vor Feinden im Innern gesichert, da Dietrich Lange nicht öffentlich aufzutreten wagte, wandte Rubenow, ungestört durch Furcht vor dem beleidigten Landesherrn, seine Thätigkeit wiederum rastlos der hohen Schule zu, bereicherte sie mit neuen Schen-

kungen, und gab auch mit großmüthiger Hand, um die von ihm gestifteten Dompräbenden reicher auszustatten. Auf welche Weise Greifswald damals mit Erich und Wratislav sich verglich, deren Aufmerksamkeit bald auf entferntere Angelegenheiten hingelenkt wurde, nachdem sie die heillosen Unruhen im Lande angeregt, ist aus Mangel an Nachrichten nicht zu ersehen; gewiß war es für die bedrängten Fürsten nicht die ehrenvollste, obgleich die Stadt, wahrscheinlich mit einigem Geldverluste den Frieden erkaufend, nicht für volle Zahlung des Pfandbetrags die Voigtei Horst dem Landesherrn zurückgab, eine Summe, deren Verwendung Rubenow eigenhändig verzeichnete. So viel ist gewiß, daß Wratislav den 29. Juni 1459 in zu Uckermünde ertheilten Briefen, ziemlich kleinmüthig von Verdiensten seines Vaters an der hohen Schule redend, den Rubenow als ersten und wahren Gründer anerkannte, die Privilegien auch der Domkirche bestätigte, dem Bürgermeister die Stellvertretung des Landesfürsten mit der ausgedehntesten Vollmacht auf Lebenszeit übertrug, offene Lehrämter und Pfründen nach Gutdünken zu besetzen. Herzog Erich that ein Gleiches am 6. December 1459, so wie auch der junge Herzog Otto von Stettin, nach Anklam in schiedsrichterlicher Absicht aus Berlin gekommen, am 15. August die Universität seiner Gnade und seines Schutzes versicherte.

Stralsund behauptete sich unterdessen, wol mit Beihülfe der Schwesterstädte, so glücklich in seiner Fehde mit den Mecklenburgern, den Barnekowen und ihrem Anhange, daß nach schwerem Verlust Herzog Heinrich den 17. Januar 1460 zu Ribnitz ihm künftig Verträglichkeit angelobte, den Fall ausgenommen, daß ihm vom Papste oder vom Kaiser Feindseliges aufgetragen würde; er ferner den Barnekowen seinen Schutz versagte und dagegen die Freiheit seiner gefangenen Vasallen erhielt. Der Adel mochte auf eigene Hand seine Fehden mit Stralsund fortsetzen; Erich II war zu beschäftigt und wie Acht und Bann des Papstes zu machtlos, ihn in seiner Blutrache zu unterstützen, für welche zur Zeit Aussöhnung in Geld durch den friedlicher gesinnten Voge ohne Erfolg gesucht wurde (1460).

Als Stralsund und Greifswald mit solcher Ehre und Genugthuung aus dem Streit hervorgegangen, blieb von den vorpommerschen Städten Anklam allein im Nachtheil gegen den Nachbaradel. Wie nämlich auch diese Stadt dem Bündniß der Schwestern muthig beigetreten, war es dem Herzog Erich um so leichter, umwohnende Edelleute gegen die blühende, ihres Rechts sich bewußte, Gemeinde zu vereinigen, als schon fast seit Gründung der Stadt Fehde herrschte mit den mächtigen Schwerinen. Dieses Geschlecht, dessen Ursprung in die dunkelste Zeit der ersten Ger-

manisirung des slavischen Pommerns sich verliert und dessen Name im Wendischen „Thiergarten" bedeutet, war in dem Gebiete zwischen Heffenen und Tolense so reich begütert, daß man diese Landschaft den Schweringau nennen könnte, wie gewisse Distrikte in Hinterpommern noch spät an die Namen der schloßgesessenen Flemminge, Borke, Osten, Dewitze, Glasenappe, erinnerten. Noch bis auf diese Stunde finden wir überall hier Spuren der feudalistischen Herrlichkeit des ritterlichen Geschlechts: die Burg Landskron, massiv mit vier flankirenden Thürmen und einer Vorburg aufgeführt, malerische Trümmer, die, wenn sie nicht in einem entlegenen Winkel Deutschlands, vor einer waldigen Ebene sich befänden, gewiß aus nah und fern Schaulustige anlocken würden; der feste Thurm zu Müggeburg; die alten wehrhaften Häuser zu Putzar am See, welcher Mecklenburg und Pommern trennt; zu Schwerinsburg, einst Kummerow; vor allen Spantekow, schon 1336 eine so ansehnliche Festung, daß nach fürstlichem Vertrage dem Herzoge von Stettin der Vorkauf ausbedungen wurde, falls die Besitzer sie je veräußern wollten, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts durch den verständigen Landhofmeister Ulrich von Schwerin und seine haushälterische Gattin nach neuer Kunst mit so unglaublichem Aufwande neu befestigt, daß Kurfürst Friedrich Wilhelm das Adelshaus im Kriege

mit Schweden förmlich belagern mußte und die Thürme wie das Haus selbst zu sprengen befahl, während die Tiefen ringsum, unter dem Walle fortgeführte, gemauerte Gewölbe, ein Raum für die zahlreichste Besatzung, der Zerstörung trotzten, noch heute über breiten Gräben und undurchdringlichen Sumpf sich erhebend, den Wanderer mit Staunen erfüllen. Von diesem Schloß Spantekow aus hatten die Schwerine schon oft die betriebsamen Anklamer befehdet, ihre Kaufleute niedergeworfen, als im Jahre 1458, gleich nach dem Bündniß der vier Städte, der Adel Händel suchte, um die Bürger zu hindern, den verwandten Städten zu helfen. Die Schwerine forderten einen von Spantekow entlaufenen Bauer zurück, und wie ihnen Hans Bohler, der Bürgermeister, eine angeblich spöttische Antwort gab, traten sie mit den berüchtigten Gansen v. Putlitz aus der Mark, mit den Rohren, Vossen, den Hahnen aus Mecklenburg und andern Freunden, zumal mit dem Hofgesinde Herzog Erich's zusammen, und fielen die Dörfer der Stadt mit der Brandfackel an. Die Bürger zogen ihnen unverzagt entgegen, erlitten aber, zu schwach, am 3. Juni 1458 einen empfindlichen Verlust von 107 Gefangenen und Todten. Nicht entmuthigt, bauten sie darauf den bis zur Stunde aufrechtstehenden Wartthurm „Hohenstein", dort, wo die Landstraße von Pasewalk in ihr Gebiet tritt und

ein breiter tiefer Graben ihre Feldmark im Südwesten gegen plötzlichen Ueberfall der Räuber schützt und noch sichtbar ist; aufmerksame Wächter erspäheten von der Zinne, wie im Weichbilde von Frankfurt a. M. den annähernden Feind, und meldeten durch ausgesteckte Zeichen dem Wachtposten auf dem Stadtthurme die drohende Gefahr. Aber auch im Jahre 1459 war das Kriegsglück den Vereinzelten abhold; sie unterlagen am 11. Juni bei Drewelow', zwei Meilen von ihrer Mauer, der vereinigten Ritterschaft. Ein Sühnversuch des jungen Herzog Otto, im August in Anklam persönlich anwesend, zerschlug sich; jedoch entschlossen, sich nicht unter den Fuß des übermüthigen Adels kommen zu lassen, obgleich Stralsund und Greifswald im Scheinfrieden mit den Fürsten den heldenmüthigen Nachbaren nur geringe Hülfe zukommen ließen, setzten die Anklamer die Fehde fort, schauten um Bundesgenossen bei den Mecklenburgern, alten Feinden der Schwerine, aus, die ihrerseits sich wiederum unter den oberherrlichen Schutz Herzog Erich's von Wolgast flüchteten. — Während in Vorpommern eine so schmähliche Auflösung aller Staatsgewalt einriß, hatte Herzog Erich, dessen persönliche Thätigkeit wir in diesen Jahren vorzüglich jenseits der Swine finden, und dessen Politik mehr furchtsam als großartig den Wendungen des preußisch-polnischen Kriegs folgte, in jenen Landen, nicht ohne

Verschuldung, Leid und Schaden erfahren. Weil Kurfürst Friedrich die angeblich in ihren Handelsfreiheiten behinderten Stettiner nicht schirmte als Vormund des jungen Otto, halfen diese sich kecken Muths selbst gegen ihre Nachbarstadt und gegen Herzog Erich; auf der einen Seite fielen sie einmal 1458 in der Morgenstunde plündernd in das schlecht verwahrte Stargard ein und kehrten mit ihrer Beute jubelnd zurück; andererseits schifften sie nach der Insel Wollin hinab, verbrannten das Schloß Pritter, Erich's Residenz, mit dem Dorfe Ostswine (im Juni 1458) und andere Orte, und hielten die Mönche des Klosters Pudegla auf Usedom in dauernder Angst. Vergeblich theidigte Bischof Henning v. Kammin, dessen rebellische Stiftsunterthanen, die Kolberger, gebannt und geächtet, im allgemeiner werdenden Kriege um so trotziger verfuhren. Auch Lübecks Sühngesuch ward von den Erhitzten nicht geachtet, die der Nachbarfehde den Charakter eines verwickelten Bürgerkrieges gaben, als der Tod des alten Dänenkönigs auch die friedlichen Unterthanen in Parteien spaltete. Erich, der durch große Schicksale geläuterte Herrscher, der Wissenschaft nicht abhold, wie denn durch ihn oder auf seine Ermunterung das bekannte dänische Chronikon verfaßt wurde, starb im Frühling des Jahres 1459 zu Rügenwalde, dessen Pfarrkirche die Gebeine des zu seiner Zeit so hochwaltenden Mannes noch

bewahrt; ohne Widerspruch erbte seines Brudersohns Tochter, Sophie, Erich des Jüngern Gemahlin, die Baarschaft und die dänischen Königsschätze, kostbares Geräth und verehrte Alterthümer, die in der pommerschen Geschichte eine ähnliche Rolle spielen als der Nibelungenhort, obgleich Sophie der fränkischen Fredegunde bisweilen näher steht als der burgundischen Chrimhildis; über das Land dagegen erhob sich ein gefährlicher Bruder- und Verwandtenzwist. Denn Erich II, der seit einigen Jahren Lauenburg und Bütow dem Pommerlande gesichert und besetzt hielt, glaubte sich zum alleinigen Besitz berechtigt, ward von den Ständen zu Rügenwalde am 16. Juni 1459 vorläufig als Verweser von Hinterpommern angenommen und gewann auch den Adel folgenden Tags durch die huldreichsten Privilegien, welche den Töchtern der letzten Lehnsträger lebenslänglichen Besitz der Güter zuwiesen. Doch sein eigener Bruder, Wratislav X, entrüstet über die ungerechte Ländergier, die schon dem Vater Beider fruchtlose Sorge bereitet hatte, schloß sich an Herzog Otto an, für welchen der Kurfürst von Brandenburg als Vormund Ansprüche erhob, anfangs Hinterpommern sogar für diesen allein erben wollte, eingedenk der Worte, welche König Erich im Verdruß über den unehrerbietigen Vetter einst geäußert hatte. Am 2ten September 1459 kamen die beiden Vettern, Otto und Wratislav X,

zu Angermünde mit Friedrich zusammen, erhielten eine bedeutende Summe Geldes zur Unterstützung, die Zusicherung der Hülfe, um gegen Erich zu ihrem Recht an Hinterpommern zu gelangen, und zugleich bewaffnete Vermittelung gegen den Herzog von Mecklenburg-Stargard, der wenige Tage nach der erwähnten Anwesenheit Otto's in Anklam mit den Bürgern vor Spantekow lag. Für diesen Beistand verpfändete Wratislav X dem Kurfürsten seine Hälfte an Pasewalk und an den Schlössern Alt- und Neu-Torgelow bis zur Rückzahlung der 31,000 Rh. Gulden, und gönnte also lieber dem gefährlichen Schiedsrichter einen Besitz im eigenen Lande, als daß er der Herrschsucht des Bruders nachgesehen. Zunächst empfand das unschuldige Land die Strafe ungerecht streitender Herren; dann aber mußte auch Erich für seinen Geiz und seine Unbrüderlichkeit empfindlich büßen. Erstlich benutzten die Stargarder das Hülfsbedürfniß Erich's II für ihren Zwist gegen die Stettiner, halfen ihm von ihrer Stadt aus des verstorbenen Königs Lande einnehmen, während die Stettiner mit den Waffen die Partei Wratislav X und ihres Gebieters Otto III ergriffen. Auf Erich's Betrieb entsagten an einem Tage 1460 sechs kriegslustige Edelleute, unter ihnen der Komtur von Zachan, nebst der Stadt Greifenberg, den Stettinern, als Helfer Erich's; an demselben Tage schickten im

Namen der Stargarder einige achtzig Ritter aus Vor- und Hinterpommern ihre Fehdebriefe. Die Stettiner erschraken nicht, bewahrten ihre Stadt und den Damzoll, nahmen einen märkischen Edelmann, Reinhold von Schöning, zum Kriegsobersten an und warfen viele Bürger aus dem Herzogthum Wolgast nieder. Als am 22. Februar 1460 Erich mit seiner Partei den Thurm am stettiner Damzoll überfallen, nach blutigem Treffen eingenommen, zerstört hatte und nach vielfacher Beschädigung des Stadtgebiets mit schöner Beute zurückgekehrt war, zogen, um sich zu rächen (gegen Ende Juni 1460), die Stettiner, mit dem Volke, welches ihnen Herzog Ulrich von Mecklenburg, Herzog Otto und Wratislav X geschickt, zur Nachtzeit gegen Stargard. Zeitig genug entdeckte der Wächter auf dem Johannisthurme den feindlichen Anfall, so daß die Angreifer zwar von der Ueberwältigung der mit tapfern Bürgern bemannten Wälle abstehen mußten, dagegen alle Heerden der Stadt forttrieben, auf dem Roßmarkte zu Stettin die Beute theilten und den starken Thurm an der Zollbrücke wieder aufbauten. Zum Ersatz für seine Schutzbefohlenen ließ wiederum Erich im folgenden Herbste die stettiner Schonenfahrer bei Wolgast anhalten, und wir ermessen, da obenein die Fehde zwischen den Schwerinern und Anklamern fortdauerte, der alte Streit zwischen Kolberg und dem

Domstift neue Nahrung gewann, der Krieg zwischen Stralsund, den Barnekowen und Mecklenburgern noch nicht beendet war, in welchem Grade die heillose bürgerliche Zwietracht das Pommerland neben den Greueln des so nahen polnisch=preußischen Kampfs zerfleischte. Aber auch gegen die Anklamer unterlagen in diesem Jahre die Helfer Erich's; am 15. Juli 1461 suchten sie, 100 Pferde stark, die räuberisch hausenden Edelleute, erschlugen sieben Herren, unter ihnen zwei Schwerine mit den Beinamen „Kalepatz" und „Diestel", und rächten frühere Einbuße, indem sie mehrere feste Häuser der Schwerine anzündeten, auch die Kirchen nicht schonten, in welchen die furchtsamen Gegner ihre Kostbarkeiten geborgen hatten. Ja, die Sieger gingen damit um, mit ausländischem Beistande, welchen Brandenburgs Drohung im vorigen Jahre noch verhindert hatte, durch Zerstörung Spantekows sich für immer Ruhe zu verschaffen, als noch zu rechter Zeit die Fürsten die Folgen ihres Streites erkannten. Denn Erich kam bei den widerwärtigsten Erfahrungen aller Orten zur Erkenntniß, daß er ohne einen unverhältnißmäßig schweren Krieg mit dem eigenen Bruder und dem jungen Otto von Stettin, welcher mitten unter der stargardschen Fehde im Jahre 1460 durch den Markgrafen Albrecht Achilles als mündig mit einer schönen Rede den Bürgern Stettins in der Marienkirche überant=

wortet war und die Regierung verheißlich angetreten hatte, seine Absicht auf die ganze Erbschaft nicht ausführen könne. Obenein war Erich's günstiges Verhältniß zum König von Polen, bei dem er kurz vorher zu Kalisch königliche Geschenke und die herrlichste Aufnahme gefunden hatte, gleich darauf bedenklich, nicht ohne Schuld des Herzogs, gestört worden. Die Danziger, den Bürgern Lauenburgs und Erich, dem Schutzherrn, mistrauend, hatten die Stadt plötzlich besetzt, ihre Gegner unter den Bürgern, verwiesen, und die Stadt zwar später, unter dem Rechte der Mitbesetzung, Erich wiedergegeben, als aber im August 1460 die Kreuzritter Lauenburg einschlossen, das Gebiet von Pommern verheerten, dem Herzoge dreizehn adelige Herren in Geschäften beim Kriege auffingen, trat Erich eben nicht rühmlich zur Gegenpartei, zog mitten durch die Belagerer mit 200 Mann in die Stadt ein, und erklärte unumwunden, daß er, um seine Vasallen zu befreien und sein Land zu schützen, dem Orden die Schlösser Lauenburg und Bütow überliefern müsse. Zwar baten die Bürger, aus Furcht vor der Rache der Ritter, in der flehendlichsten Weise das Lösegeld unter sich aufbringen zu dürfen; allein Erich fand die Verbindung mit dem Orden vortheilhafter und öffnete die Festen 1460 im September zum Schein den Rittern, die sie ihm später nach der Verabredung für 8000 Gulden wieder abtraten.

Auf die Klage der Danziger ward Casimir auf den treubrüchigen Bundesgenossen und Verwandten so erbittert, daß Pommern bald den Verwüstungen der polnischen Horden schutzlos zur Beute fiel. Mürbe gemacht durch Widerwärtigkeiten, ließ Erich daher die Entscheidung dem Kurfürsten Friedrich als Schiedsrichter, welcher, nachdem er durch erneute Verschreibung zu Neustadt Eberswalde am 26. September 1460 sich für seine Hülfe des halben Pasewalks und der beiden Schlösser Torgelow versichert und Otto und Wratislav verbindlich gemacht hatte, sich nicht eher mit Erich um des alten Königs Erbe zu versöhnen, bis jene Festen an den Kurfürsten gelangt seien, mit offenbarer Verkürzung der Rechte des Hauses Wolgast, im Jahre 1460 in der Weise theilte, daß Stettin die vordere Hälfte von Hinterpommern, von der Ihna bis zum Gollenberg erhielt; dem Erich und Wratislav dagegen das Gebiet bis an die Grenze von Pommerellen zufiel; Neu-Torgelow endlich als Lohn des Schiedsrichters zu Händen Brandenburgs mit einem ihm zugethanen pommerschen Vasallen, Zacharias Hase, besetzt wurde. So hart gestraft, vertauschte Erich einige Districte von Vorpommern an seinen Bruder, um ungetheilt in Hinterpommern zu herrschen, während Wratislav X, bereits mit der Tochter Markgraf Johann's vermählt und Vater zweier Prinzen, Erdmann's und Svantibor's, von

Rügen, Barth und Grimmen aus über die Marken zwischen Peene und Tollense die Oberherrlichkeit ausübte. Brandenburg hatte am meisten gewonnen; denn wider alles Fürstenrecht war das stettiner Haus, dessen Heimfall nach dem Aussterben es seit 130 Jahren im Auge behielt, ansehnlich vergrößert worden.

Indem man zugleich mit diesem Vertrage einen ordentlichen Rechtsgang im Streit der Stettiner und Stargarder einleitete und nur noch die kolberger Fehde blieb, trat jenseits der Oder zwar Ruhe bürgerlicher Waffen ein, dagegen lag über dem unglücklichen Lande der Zorn des Polenkönigs. Denn als im folgenden Jahre 1461 Casimir vor Friedland und Konitz lag, schweiften verheerende Rotten der Tataren ins pommersche Gebiet, brannten, eroberten Neu-Stettin und viele andere Orte, und kehrten, die sie verfolgenden Pommern theils erschlagend, theils fangend, mit reicher Beute ins Lager von Konitz zurück. Noch schlimmer würde es dem Herzog ergangen sein, hätte seine entschlossene Gemahlin, die stolze Sophie, Jagellonischen Blutes von Mutter und Großmutter her, mit Erich zwar noch in ungetrennter Ehe, doch polnisch gesinnt und voll Verdruß über ihres Gatten an Casimir begangene Treulosigkeit, sich nicht persönlich zu ihrem Vetter, dem Könige begeben (22. Septbr. 1461) und die schöne, beredtsame Frau

durch schmeichelnde Worte so geneigtes Gehör gefunden, daß er dem beschämten Herzog den Treubruch vergab, ihn von neuem als Bundesgenossen verpflichtete. Soll doch der galante Polenherrscher beim Anblick und in der Unterhaltung mit der pommerschen Fürstin so entzückt gewesen sein, daß er es bereute, nicht, wie er früher gewollt, der Erbin des reichen Dänenkönigs seine Hand geboten zu haben. Nach dieser Versöhnung, in welcher Erich, der so stattliche Herr und Ritter, eine traurige Rolle spielte, nannte der Jagellone den Erich, das deutsche Reichsglied, unter den Fürsten, welche unter Polens Schutz und Oberherrlichkeit gehörten; beider Gatten Verhältniß besserte aber die Gnade des Königs für Sophia, die das Uebergewicht des Reichthums und der Geburt den Ehegenossen längst hatte empfinden lassen, nicht, und Erich sagte sich daher bald von der ihm gehässigen, von seiner Gemahlin unterstützten Partei los. — In Vorpommern schwankte gleichzeitig das fürstliche Ansehen noch gefährlicher. Die Anklamer, um die Schwerine vollends zu erdrücken, erneuerten, da sie bei den Landesherren nicht Abhülfe fanden, mit dem Herzog Magnus von Mecklenburg-Stargard 1461 den Vergleich, und zahlten ihm 6000 Gulden, damit er vor Spantekow zöge und dasselbe zerstörte. Sie gedachten dem alle ihre bürgerliche Betriebsamkeit zerrüttenden Handel ein gründliches Ende zu machen,

und sollten auch die Grenzen gegen Mecklenburg ihres wichtigsten Vertheidigungspunktes beraubt werden. Bereits lag das mecklenburgische Heer unter den Mauern des Schlosses, als alle drei Herzoge, Erich, Wratislav und Otto, in banger Sorge herbeieilten und zu Görkeburg friedliche Unterhandlung einleiteten. Erich, nicht in Folge fürstlicher Oberherrlichkeit, sondern nur mit der Befugniß eines frei erwählten Schiedrichters, bewirkte zu Anklam am Sonntag nach Martini 1451, unter dem Beistande des tüchtigen Rechtsgelehrten und Professors zu Greifswald, Matthias von Wedel, des Doctors Heinrich Rubenow und der Sendboten Greifswalds und Demmins — Stralsund wird in der Urkunde nicht erwähnt — einen Vertrag, welcher die Schwäche des Fürsten und die Niederlage des Adels besiegelte. Treuer Friede wurde geboten bei 6000 rhein. Gulden Strafe; die Schwerine und ihre Helfer retteten nur das Schloß Spantekow, ließen den Anklamern die reiche, aus ihren Häusern und in ihrer Kirche gewonnene Beute und mußten ihre Gefangenen, nach Vermögen geschätzt, auslösen. Andere Schuldforderungen sollten auf gütlichem Wege ausgeglichen werden; eingeschlossen in die Sühne blieben die Genossen der Schwerine und die Schwesterstädte Anklams, Greifswald und Demmin. Der Ahndung, daß die Anklamer fremden Beistand gesucht, ward mit keinem Worte gedacht, vielmehr er-

neuerten die vier Städte am 30. November 1462 ihr altes Bündniß, und fügten, zur Bezeugung ihrer gegen den Landesherrn erkämpften Stellung, noch hinzu, „daß, wenn ein Rathmann aus ihrer Mitte in die Ungnade des Fürsten fiele, sich die Städte eines solchen Mannes annehmen, ihn schirmen müßten, und nicht zugeben, daß er sonst wohin zu Rechte entboten werde.“ Als in Vorpommern das Bürgerthum gegen Herzog und Adel überall den Sieg errungen, gelang auch den Kolbergern, ihre verschworenen Feinde, Prälaten, Ritterschaft und landesfürstliche Angriffe durch glänzende Tapferkeit von ihren Mauern abzutreiben, und trat Hans Schlieffen wieder in würdige Reihe mit Dr. Heinrich Rubenow und dem Bürgermeister von Stralsund.

Achtes Capitel.

Hans Schlieffen und die Kolberger, im Schutze Dänemarks, schlagen den Adel, die bischöfliche und fürstliche Partei von ihren Mauern ab, 1462. Tragischer Untergang des Bürgermeisters Dr. Rubenow. Blutige Rache seines Geschlechts 1463. Gedächtnißmale des Universitätsstifters.

Das wiederholte Ausweichen der Domherren, der erneuerte kirchliche Bann, die vereinten Angriffe des Bischofs und des Landesfürsten hatten den verketzerten, streitbaren Hans von Schlieffen, den wir zuletzt 1459 unter dem Banner des Ordens verwundet bei Bassenheim fanden, schon 1460 in die bedrohte Heimat zurückgeführt. An seinem Muthe und seiner kirchlich verdächtigen Aufklärung scheiterte im Jahre 1461 ein religiöses Schauspiel, welches auf die Allgewalt heiliger Vorstellungen in den Gemüthern seiner Mitbürger berechnet war. Der Präceptor, Kapellan und eine Procession des Convents des heil. Antonius zu Tempzin kamen mit den Gebeinen des

heiligen Vaters in die gebannte Stadt, und trugen sie, unter Kreuzen und wehenden Fahnen, Buße und Unterwürfigkeit predigend, durch die Gassen. Hans Schlieffen, besorgend, daß das pfäffische Gepränge die Seelen der Gemeinde berücke und thatunfähig mache, griff die heilige Gesellschaft mit seinen Anhängern mitten im Zuge an, jagte sie auseinander, schmähte und verhöhnte die Reliquien des mönchischen Patrons und ließ den Kapellan und die Scholaren einstecken. Die furchtbarsten Bannflüche glitten an den ehernen Gemüthern ab; um wie vor kirchlicher Macht auch vor Angriffen des weltlichen Arms sicher zu sein, schloß Schlieffen gleich darauf, als Herzog Erich, statt die Fehde zu schlichten, sich mit den Gegnern des Stifts vereinigte, am 12. Juni 1461 ein Bündniß mit König Christian von Dänemark, der so gern seinem ererbten Titel, König der Vandalen, einige Bedeutung zu geben strebte. Eingedenk der Gunst und der Wohlthaten, welche Kolberg seit alten Zeiten von der dänischen Krone empfangen, empfahl sich die Gemeinde in dem Kriege gegen Henning, „der sich für einen Bischof von Kammin hält, der mit Mord, Raub und Bann sie befallen, und welchem Herzog Erich von Pommern beistehe", der Gnade des Königs und seiner Nachkommen, und wurde seines Beistandes gegen ihre Feinde getröstet. Eine so höchst gefährdende Verbindung der dem Herzogthum ver-

pflichteten Stadt, gleichzeitig als Anklam die Mecklenburger ins Land gerufen, reizte den Herzog zu neuer Gewaltthat, und mancher Strauß mochte mit den Kolbergern ohne Sieg für die fürstliche Partei gefochten sein, als im tiefsten Winter 1462 ein Anschlag versucht wurde, welcher die Freiheit der trotzigen Bürger mit einem Schlage niederzustrecken versprach. Erich durfte auf den Beistand der Kreuzherren rechnen, als deren Helfer er sich, wiewol zu spät, kurz vorher gezeigt hatte, überdrüssig des durch Sophie gepredigten polnischen Bündnisses. Als das Heer des Ordens im putziger Winkel (17. Septbr. 1462) unter dem Ritter Friedrich Runeck eine blutige Niederlage erlitten und man noch die Todten begrub, war gleich darauf Herzog Erich mit 600 schwergewaffneten Reitern in der Nähe des Kampfplatzes erschienen, aber auf die Kunde vom Siege der Polen eilig, wiewol nicht ohne Verlust durch die seine Absicht Errathenden, umgekehrt. Für diese zweideutige Ritterthat versprachen die Kreuzherren ihm gegen Kolberg den schlesischen Söldnerhauptmann Jurgilibell (?) dessen böhmische und deutsche Scharen, 700 Mann stark, in Pommerellen und in Konitz lagen, zu schicken. Das Gelingen ähnlicher Gewaltthaten im Reiche um dieselbe Zeit erhöhete die Hoffnung. Am 28. October 1462 hatte Adolf von Nassau, an Stelle des durch Papst Pius II entsetzten Erzbischofs Diether

von Isenburg erwählt, nach langer Fehde die dem Ersteren treue Stadt Mainz, nachdem er Verräther in ihrer Mitte erkauft, zur Nachtzeit erstürmt, die edelsten Bürger ermordet, die Meisten, ihres Vermögens beraubt, aus der Stadt gejagt, die volkreiche, gewerbthätige Stadt, die Wiege der erhabensten, noch geheimnißvoll gehaltenen, Erfindung, die von da ab in alle Welt verbreitet wurde, verödet, die Freiheit der uralten Reichsstadt für alle Jahrhunderte gebrochen. Die Kunde von einem so unredlichen Siege des Fürsten und Adels kam zeitig nach Pommern, und Herzog, Edelleute und Bischof beschlossen die Nachahmung. Unabgesagt versammelte der den Prälaten und dem Fürsten zugeneigte Adel im tiefsten Winter ein Heer von 1600 Pferden aus dem Stift und dem Herzogthum, um die Stadt in Erich's Gewalt zu bringen, bewaffnete die Bauern und empfing den Zuzug jener Böhmen unter Jurgilibell, die als die tüchtigsten Kriegsleute noch immer in unserm Norden galten. Dinnies von der Osten, einst König Erich's Hauptmann aus Wisby, ward wiederum zum Obersten des Zugs erwählt, ihm zunächst Rüdiger von Massow beigesellt, der einige Jahre früher seine Entschlossenheit dem Herzoge um Bütow und Lauenburg bewährt hatte. Aber die norddeutschen Bürger waren entweder wachsamer und streitbarer in der Behauptung der Freiheit als ihre Standesgenossen

am Rhein, oder glücklicher; gewiß ist wenigstens, daß sie keine Verräther in ihren Mauern zählten. — So geheim der Anschlag gehalten wurde, hatte der Rath zu Kolberg doch einige Kunde durch seine Bundesgenossen, die Danziger, auch einige Mannschaft jener Stadt, der erbitterten Feindin des Ordens, zur glücklichen Stunde aufgenommen, und sandte, kaum glaubend, daß Ernstliches im tiefsten Winter beabsichtigt werde, fleißig seine Diener auf Kundschaft, welche zur Nachtzeit unter die Heranziehenden geriethen, unbefangen nach dem Zwecke des Zuges forschten, da man sie aber erkannte, hart geschlagen und gefangen wurden. Zwei entritten jedoch und brachten die drohende Nachricht nach Kolberg. So war man denn schon einigermaßen auf der Hut, doch noch im Ungewissen, als in der Nacht vom Thomastage der Feind vor der Stadt erschien, die schwergepanzerten Ritter von ihren Pferden stiegen und mit den Knechten über den gefrornen Graben drangen. Bereits hatten sie siebzehn Strickleitern, mit Querhölzern versehen, an die Mauern gelegt, um am Mühlthore die Stadt zu überraschen, als die Wächter zum Bürgermeister Hans Schlieffen eilten und die schlafende Stadt mit Waffengeschrei erfüllten. Der nun war alsbald zu Pferde auf, ritt durch die Gassen mit dem Geschrei: Up Kind Gades, der Viend is ver dem Dor! worauf die unerschrockenen Bürger, mit ihren Wehren nach

der angegriffenen Seite stürzend, die schwerfälligen Ritter bereits auf der Mauer erblickten, aber unentschlossen und zaghaft fanden, ob sie sich in die getümmelvolle Stadt wagen sollten. Da nun erschienen die Bürger aus allen Gassen auf allen Thürmen, erschlugen schon Niedergestiegene und trieben die noch Anklimmenden mit Steinen und Stangen zurück, während auch herzhafte Weiber Fluthen siedenden Biers, welches eben in der Morgenstunde nahe am Thore gebraut wurde, den Stürmenden ins Gesicht gossen. So wichen Ritter und Böhmen schimpflich zurück, verfolgt von den Büchsenschüssen; viele ertranken, da das Eis unter ihnen zusammenbrach, in der tiefen Persante, deren Fische lange Zeit Ekel erregten, da man menschliches Fleisch in ihrem Innern fand. Spieße, Leitern, Armbrüste, Beile und anderes Kriegsgeräth zurücklassend, flohen die edeln Herren ins Freie, und rächten die Niederlage an den Gütern und Dörfern der Stadt, die sie plünderten und in Brand steckten. Die Bürger aber, froh des Sieges, streiften weit über ihr Stadtgebiet hinaus, belagerten Wollenburg, beschädigten das Eigenthum des Osten und seiner Gesellen vielfach, und hatten mit seinen Festen Aehnliches vor wie die Anklamer mit Spantekow, als die Nachbarn zu Stargard und Stolp ins Mittel traten und fürs erste das offene Land vor erneuter Verheerung behüteten. Beschämt

ging Dinnies v. d. Osten nach Wolgast zu Herzog Erich; die Kolberger aber jubelten, sangen dem so bös heimgeschickten Kriegsführer ein Spottlied nach, dessen erste Strophe

> Dinnies von der Osten, dat schneewitte Kind,
> Dat kam wohl bet upt den Kerken Glind,
> Dat kam wohl up den Timmerhof
> Da sprack he: Gott wy hebben loff

sich noch erhalten hat, und bewahrte die Leitern, Waffenstücke und anderes Geräth zum Gedächtniß ihrer Tapferkeit auf dem Rathshause. Die große Armbrust, welche über der Thür zur Vorhalle des Rathssaals hing, gefiel im siebenjährigen Kriege den Russen, als merkwürdiges Alterthum, in dem Grade, daß sie dieselbe 1762, drei Jahrhundert später, mitnahmen. So war List und offene Gewalt gleich fruchtlos gegen Kolberg angewandt worden als der Bann; daß jedoch bald darauf ein zwanzig Jahre geführter blutiger Krieg ein Ende erreichte, werden wir, als löbliche Folge einer allgemeinen Landesgefahr, noch andeuten.

Während Hans Schlieffen, der „frevelhafte Ketzer", im ganzen Norden hochgeachtet wurde und er, unangefochten, in seiner Gemeinde waltete, während Otto Voge, dem Haß der Fürsten Trotz bietend, als ältester Bürgermeister in Stralsund saß, sein Name, zwar vermißt in öffentlichen Händeln, in Privatan-

gelegenheiten mehrmals vorkommt, und er, hohen Alters, friedlich über seinen Nachlaß verfügte, hatte allein dem dritten unsers consularischen Kleeblatts, dem Dr. Rubenow, nicht der Zorn des Landesherrn, sondern der Gewaltneid der Amtsgenossen und die Blutrache eines gekränkten Geschlechts ein schauerliches Lebensende gebracht. In der Fülle seiner hohen Aemter waltete er das Jahr 1462 bis auf den letzten Tag, lehrend, ordnend, Kirchen und Schulen fürstlich begabend. Als Wratislav X seinen jungen Sohn Svantibor auf die Universität schickte und man dem jungen Fürsten (1462) die Rectorwürde übertrug, verwaltete Rubenow als Vicerector die Geschäfte, trat sie nicht, wie erzählt wird, um Andern gleiche Ehre zu gönnen, an Dr. Matthias von Wedel ab und stand überhaupt zu hoch über dem Maße bürgerlicher Gleichheit, hatte eine mächtige Familie zu unversöhnlich gekränkt und in seiner bürgerlichen Laufbahn zu tragische Verwickelungen erfahren, als daß er, obenein mit geheimem Grolle vom Herzoge betrachtet, einen ruhigen Tod hätte finden können. Am bittersten haßten ihn zwei Männer, jeder der Genosse seiner verschiedenartigen Würden, nicht seines Ruhms und seiner Ehre: Dietrich Lange von Dörpten, der Mitbürgermeister und Verwandte des hingerichteten Friedrich Lange, und Dr. Heinrich Buckow, nach Rubenow der angesehenste Akademiker und

gleichfalls jenes Verwandter; Beide, schon einmal vor ihm geflohen, hatten seiner Großmuth die Rückkehr zu verdanken; Grund genug, den Wohlthäter um so tödtlicher anzufeinden. Weil die Klugheit des Mannes und seine Gunst bei der Menge ihnen aber keine Gelegenheit bot, mit öffentlicher Anklage ihn anzugreifen, so miethete Dietrich Lange, im Einverständniß mit Dr. Buckow und einigen Rathmännern, unter denen Klaus von der Osten besonders genannt wird, ein Paar mörderische Buben, den Leinweber oder Höker Klaus Huermann, der vom Bürgermeister gekränkt zu sein glaubte, und einen Metzger Damerow, versprach ihnen Beistand und Geleit in der Stadt, wenn sie den Uebermüthigen erschlügen. Es war am letzten Tage des Jahres 1462, kurze Zeit nach dem Siege der Kolberger, als Rubenow, ein so unermüdlicher Arbeiter, wie unsere Altvordern überhaupt, in die Rathsschreiberei sich begab und, ohne die Amtsgenossen zu erwarten, in der Winterstube am Ofen seine städtischen Geschäfte begann, denen er die größte Sorgfalt zu widmen pflegte. Da harrte Damerow vor der Thür, der Andere aber trat zum Bürgermeister, als wenn er ein Gewerbe hätte, zog die Axt unter dem Mantel hervor und spaltete dem Arglosen den Kopf, daß er todt aus dem Stuhle fiel. Nach einer Nachricht waren bei der gräßlichen That Dietrich Lange und einige Rathleute zugegen,

ließen aber den Mörder ungestraft entkommen und vermehrten den Argwohn, indem sie noch an demselben Tage Rubenow's entschiedenen Gegner, Klaus v. d. Osten, an seine Stelle erwählten; nach Albert Kranz war nur ein „frommer, des Mordplans unkundiger", Rathsherr anwesend, welchem Schrecken die Hand fesselte. So fiel Rubenow, in geistiger, wie in bürgerlicher Beziehung gewiß der vornehmste, hochverdienteste Mann, als Opfer des Neides und der Rachsucht, in den Tagen persönlichster Mannsgeltung auch mit seiner Person entgeltend. Das alterthümliche Haus, dessen Wand sein Blut befleckte, wird noch gezeigt; aber das unschuldig vergossene Blut schrie um Rache, und Mord und furchtbarer Bürgeraufruhr mußte über Stadt und Universität kommen. Rubenow's Geschlecht, seine Freunde an der hohen Schule und die Gemeinde erhoben, Melchior Rubenow ausgenommen, welcher furchtsam nach Stralsund floh, wüthenden Lärmen; doch die schuldbewußten Rathsherren heuchelten Abscheu gegen die That, zumal die Werkzeuge entronnen waren. Ruhe kehrte scheinbar zurück, obgleich vorsichtige Männer von Stralsund ihr nicht trauten, den jungen Prinzen Svantibor in ihre Obhut nahmen und zum Vater nach Grimmen führten. Dieser erschrak zwar über die unselige That, veranlaßte aber keine Untersuchung, sondern gab die Sache dem entfernten Gebieter

Greifswalds, dem Herzog Erich, anheim. So bestatteten denn Universität und Bürgerschaft feierlichst und unter gerechter Wehklage die Leiche Rubenow's, der keine Erben von seiner jüngeren, ihn um 30 Jahr überlebenden Frau hinterließ, in der Nähe des Hochaltars der Franziskaner-Minoritenkirche, deren Chor die Großältern seiner Wittwe 1348 erbaut und beide mit frommen Spenden bereichert hatten. Das Alter des Erschlagenen läßt sich nicht genau ermitteln; doch mußte er die höhern Mannesjahre bereits angetreten haben, wie die von ihm erhaltenen Bildnisse bezeugen. Was weiter ihn, sein Geschlecht und seine Grabstätte angeht, werden wir am Schlusse hinzufügen und jetzt die weitern Auftritte der Tragödie zuvörderst verfolgen.

Das böse Gewissen ließ unterdessen die Anstifter nicht ruhen; lauter wurde die Anklage der Bürger, daß die „Herren im Rathe" um den Mord wüßten; Verwandte und Freunde Rubenow's brüteten über Blutrache. Um sich gegen einen Volksauflauf sicher zu stellen, schrieben jene an Herzog Erich, welchen der Krieg König Casimir's von Polen mit dem deutschen Orden an der östlichen Grenze festhielt, „Rubenow und sein Anhang hätten die noch ausgesetzte Huldigung der Stadt verhindert; er möge früh Morgens mit hinlänglicher Begleitung Bewaffneter unvermuthet vor der Stadt erscheinen; sie würden ihn dann einlassen

und die ungehorsamen Bürger ihm unterwerfen." Erich, so oft gestraft wegen unrechtlich gehandhabten Regiments, nahm keinen Anstand, um sein Ansehen über Greifswald zu befestigen, kam um Ostern 1463 mit nur funfzig Pferden an das Thor, beschied die Bürgermeister zu sich und ward von diesen, welche der eigenen Sicherheit wegen des Gemeinwesens alte Freiheit verriethen, mit seinem Gefolge eingelassen. Auf das Rathhaus geführt, versammelte er die Häupter der Stadt, während noch 300 Reiter, eingedrungen, alle Gassen, um Aufruhr zu verhüten, besetzten, und erhielt von den Bestürzten aufs neue Huldigung und Treuschwur; die ganze Gemeinde ward, aus Furcht vor dem Gefolge des Herzogs, zum Gleichen gezwungen. Beide Bürgermeister, ermuthigt über den Erfolg, drangen darauf in den Herzog, die Freunde und Verwandten Rubenow's, „von denen alles Unheil herrühre", aus der Stadt zu weisen, um neuem Tumulte vorzubeugen." Als jene Männer, vor den Herzog geladen, das Ansinnen vernahmen, „sich in andern Orten häuslich niederzulassen, weil ihr Aufenthalt in Greifswald Gefahr drohe", fragten sie muthig, weshalb der Fürst sie aus der Heimat verbanne, und womit sie solches verdient hätten? Erich vermochte ihnen keine Schuld beizumessen, als daß er ihretwegen Auflauf gegen den Rath besorge; er mußte deshalb ihre entschlossene Erwiderung: „Gnä-

diger Herr, nachdem wir solches nicht verdient haben, denken wir die Stadt nicht zu räumen, sondern wir wollen auf unsern Gütern und unserm Erbe bleiben, bis Eure Gnaden uns redliche Ursache sagen, was wir verschuldet haben", hinnehmen und befahl nur noch bei höchster Strafe, Niemand sollte sich an dem Andern vergreifen, und gegen den Rath, der des erschlagenen Doctors unschuldig sei, „Aufruhr erregen". Scheidend soll Erich, dem Getödteten feind wegen der That in Horst und den „Verräthern" die Strafe gönnend, noch das Wort verlautet haben: was gilt's? die Buben werden sich unter einander strafen! — Schamlose Verletzung alles altgeheiligten Bürgerbrauchs und unbegreiflicher Unverstand beider Bürgermeister zog eiliger die Erfüllung der fürstlichen Weissagung über ihr Haupt. Nicht zufrieden mit der Ungestraftheit ihrer schändlichen That, wollten sie, nach ihrem Versprechen, den beiden entwichenen Mördern Aufenthalt in der Stadt auswirken, und drangen bei dem Rath und der Bürgerschaft darauf, jenen freies Geleit zu ertheilen, „weil sie den Doctor, als Verräther der Stadt, zum Besten derselben erschlagen hätten". Dieser offenbare Bruch des lübischen Rechts, „nach welchem kein Todtschläger an dem Orte seiner That geduldet wurde", reizte die besser Denkenden in der Gemeinde zum entschlossensten Widerspruch, zumal die Verwandtschaft Rubenow's; sollte sie die Mörder

des theuern Mannes alle Tage frei vor Augen sehen? In ihrer Verblendung gingen Dietrich Lange und Klaus v. d. Osten so weit, daß sie erstlich Spott der Schuld hinzufügten, und dann den greuelhaften Entschluß faßten, alle Glieder des Rubenowschen Geschlechts und die widerwilligen Amtsgenossen aus dem Wege zu räumen. Schon waren die ledernen Schläuche genähet, in welchen die Entsetzlichen vierzehn Unschuldige ersäufen wollten, als ein mitleidiger Priester den Anschlag heimlich der Witwe des Doctors und ihren Freunden entdeckte, welche in der Nacht nach St. Laurentius deshalb ihre Wohnungen verließen und sich an sicherer Stätte verbargen. Nicht so furchtsam handelte Herr Henning, Rathmann, der Schwestermann der Witwe; muthig faßte er sich, den Todesstoß auf die Angreifer selbst zu wenden. Als die Stadtdiener, wie sie die Rubenowschen Häuser leer fanden, geräuschvoll suchend in der Nacht umherzogen, erwachte die erschrockene Bürgerschaft; Henning, den Freunden Herz einredend, rief auf der Straße das entsetzliche Jodute! „Der Herzog sei vor den Thoren, die Stadt verrathen, die Mörder Rubenow's des Einlasses gewärtig"! Stürmisch fällt die Menge ihm bei, der die frevelhaften Plane der Bürgermeister an das Licht bringt; der ergrimmte Haufe sucht die schändlichen Bürgermeister, geführt durch den Bluträcher Henning, findet den einen, Dietrich Lange von Dörpten, ver=

steckt in dem Wandschrank des Kellers seines Hauses am Fischmarkt, eines noch vorhandenen thurmhoch gegiebelten Gebäudes, den anderen, Klaus v. d. Osten, verborgen in dem Gemach einer benachbarten Wöchnerin. Da war es um sie geschehen; als Sühnopfer Rubenow's sanken sie unter Henning's Händen, und der entsetzliche Rächer möchte desselben Tags auch alle Gegner des Schwagers erschlagen haben, hätte er sie gewußt. Ueber die Leichen hielt die Menge darauf Gericht und ließ sie am Tage St. Hippolyt's bei der Gertraudskirche auf das Rad stoßen. Gleichzeitig mit dem Gerichte ward Henning an Klaus v. d. Osten Stelle zum Bürgermeister erwählt; Peter Wartzkow nahm den Platz von Lange ein. Heinrich Buckow, des Letztern Verwandter, wich, obwol Rector der Universität, gleich darauf um Mariä Himmelfahrt (15. August) nach Gützkow, wo er Pleban war. Eine versöhnende Hand trug die schauerlichen Ereignisse in die Annalen der Universität, die unter solchen Stürmen mühsam erwuchs, mit den Worten ein: „Mögen alle zu ewigem Frieden ruhn, weil sie große Gönner und Erhalter der hohen Schule gewesen sind". — Als Herzog Erich den Bruch seines landesherrlichen Friedensgebots erfuhr, schien er zwar sehr zu zürnen; aber da die Zwietracht der Städter seine Macht befestigte und häßliche Zerwürfnisse mit König Casimir von Polen ihn dauernd be-

schäftigten, ließ er, durch die Geistlichkeit beredet, die Dinge gehen, gestattete aber auch dem Mörder, Klaus Huermann, den Aufenthalt in seiner Residenz Wolgast, wo derselbe noch 40 Jahre ungestört lebte. So war Rubenow's Tod gerächt, aber die Freiheit der Stadt bewahrt, welche in Folge der Zwietracht fast unter des Fürsten Botmäßigkeit gerieth.

Von Rubenow's gelehrter Thätigkeit als Jurist hat sich kein Denkmal erhalten, und schwerlich mag er irgend ein wissenschaftliches Werk verfaßt haben, da die Richtung der Zeit mehr auf mühsames Forschen als auf Produciren abzielte. Zeuge dagegen seines amtlichen Fleißes, als Bürgermeister und Haupt der Universität, sind eine große Zahl von eigenhändig geschriebenen Documenten im Archiv der Stadt und hohen Schule, theils in lateinischer Sprache, nach Maßgabe seiner Zeit stylisirt, ohne bemerkliche classische Bildung, die aus dem Latein der nächsten gelehrten Generation, welcher die Buchdruckerkunst rasch die Schätze des Alterthums eröffnete, affectirt hervorleuchtet; theils in plattdeutscher Mundart, die der gelehrte und schreibgeübte Mann mit größerer Regelrechtigkeit und Reinheit handhabt als seine Zeitgenossen. Rubenow's ansehnlicher Büchervorrath fiel der Universität zu, kam aber bei der Auflösung derselben in den Reformationsunruhen an das Domstift, die spätere Hauptpfarrkirche zu St. Nicolai, in

deren Bibliothek er sich noch findet. Obwol den Erschlagenen die Witwe noch über dreißig Jahre überlebte, scheint sein Geschlecht doch hier Landes ausgestorben: ein Propst in Stolp zu Anfang des 17. Jahrhunderts mag zu einem, in Stargard früh heimischen, Zweige gehört haben. Die verschiedenen, vom Doctor vorhandenen Bildnisse, so gering ihr Kunstwerth ist, zeigen, an würdiger Stätte aufgestellt, ein ernstes, entschlossenes Gesicht, nicht ohne einen leisen Zug von Melancholie, mit herabhängendem kurzen Haar und einem kleinen Bart über der Lippe; der vollere Bart findet sich erst auf Gemälden aus dem 16. Jahrhunderte. Sein Wohnhaus, ein alterthümliches Gebäude mit wenigen Gemächern, aber einer mächtig geräumigen Vorhalle, ward erst im Jahre 1800 abgebrochen und enthielt noch vor hundert Jahren sein Geschlechtswappen, drei laufende gelbe Windspiele mit goldenen Halsbändern, als Glasmalerei und Verzierung eines ehernen Thürklöpfels; seine Grabstätte dagegen ist jetzt dem Auge dankbarer Nachkommen entzogen. Noch vor hundert Jahren sah man im hohen Chor der Franziskanerkirche einen aufgerichteten Grabstein, welcher die Gebeine beider Gatten, der frommen und freigebigen Verehrer des Klosters, deckte, mit Bildnissen Beider und den gewöhnlichen Bezeichnungen. Auf dem Bande in der Hand der männlichen Figur las man die inhaltreichen

Worte: „miseremini nostri, quia manus domini tetigit nos“. Als am Ende des vorigen Jahrhunderts das alte Gebäude dem neuern Schulhause weichen mußte, fand sich das beschriebene Denkmal nicht mehr lesbar; dagegen ein anderer, mäßig großer Stein, mit dem Bilde des Gekreuzigten, der Maria, einer knienden Figur und frommer lateinischer Inschrift, auf den Erlöser sich beziehend, darunter in Mönchsschrift: „Uppe nyē iares avēde des lestē daghes des jars der bort Christi MCDLXII ward schlagē her hinrich rubenow doctor in beide recote un borgh mester hyr“. In der ältesten Stadtkirche zu St. Maria ist dieses Gedächtnißmahl, in die Mauer eingelassen, vor Zerstörung bewahrt. So wenig äußere Erinnerungszeichen sind uns von unserm großen Mitbürger geblieben, dessen Schöpfung, in sturmbewegter Zeit entstanden, jetzt nahe vier Jahrhundert alt, schon bald nach des Mannes Tode dem bedrängten Vaterlande die lohnendsten Früchte trug.

Neuntes Capitel.

Eintracht zwischen den Brüdern Erich und Wratislav beim Tode Otto III von Stettin (1464), und gemeinsame Vertretung ihres Rechts gegen Brandenburg. Erwachender Gemeinsinn der Bürger. Friede mit den Fürsten. Hans Schlieffen's Klugheit und Aussöhnung Kolbergs 1467. Feierliche Versöhnung der Stralsunder mit den Barnekow 1470. Eintracht der Bürger und der Fürsten gekrönt durch den Erfolg des brandenburger Krieges. —

Der fürstlichen Brüder feindselige Stimmung und störrisches Zerwürfniß dauerte noch einige Jahre nach Rubenow's Tode fort, ohne daß die bedenkliche Betriebsamkeit des Kurfürsten Friedrich im stettinischen Herzogthum, dessen Herrschaft nur auf einem Leben beruhte, ihnen die Augen öffnete. Auf den Fall unbeerbten Todes des jungen Herzogs Otto III baute Brandenburg die Hoffnung der Nachfolge, gemäß eines von Barnim III vor 130 Jahren einseitig, ohne Einwilligung des wolgastischen Hauses, geschlossenen Erbvertrages, hatte vorsichtig während der Vormundschaft einflußgebende Aemter mit seinen Anhän-

gern, und vor allem den Bürgermeisterstuhl zu Stettin mit einem Märker, Albrecht Glinde, besetzt. Voll Sorge über diese offenkundigen Pläne, suchte Herzog Erich 1463 die Bürger durch die Bestätigung der ihnen von seinen Vorfahren ertheilten Privilegien für sich zu gewinnen; aber noch im Juni 1463 einigten sich Wratislav und Otto zu Friedland mit dem Herzoge von Mecklenburg-Stargard gegen Erich und gegen den jüngern Markgrafen Friedrich, welchen die Aufrechthaltung des brandenburgischen Vergleichs zu jenem geführt hatte. Der Tod Friedrichs des Jüngern im October machte zwar den Herzogen von Pommern die mecklenburgische Hülfe unnöthig; aber eine Seuche, welche im Jahre 1464 in Norddeutschland wüthete, raffte Wratislav X Söhne, Svantibor und Erdmann, seine Gemahlin, Barbara, fort, und legte auch den Letzling des stettiner Stammes, den Schönes verheißenden Otto, ins Grab. Nach uraltem, unbestrittenem Rechte, am bündigsten ausgesprochen in dem Theilungsreceß beider Linien im Jahre 1295, mußte den wolgastischen Herzogen der erledigte Antheil heimfallen; Brandenburg aber machte, gewandt und entschlossen, seine spätern Ansprüche geltend, deren Erörterung und Verfolg unserm Gegenstande fern bleibt, indem wir als Endziel unserer Darstellung nur noch hervorzuheben haben, daß nicht allein der unbrüderliche Zwist mit dem

Tode des Vetters erlosch, sondern auch ein preiswürdiger Gemeinsinn und die muthigste Vaterlandsliebe Fürsten und Bürger, unheilvoll, so lange getrennt, befähigte, in einer über funfzigjährigen Fehde das angestammte Recht zu vertheidigen. Nur gering gegen die Hunderttausende ihren Fürsten getreuen Pommerherzen, war die Zahl Derjenigen, welche ein fremdes Scepter eigennützig oder in guter Meinung begehrten, und empfindlich sahen die Brandenburger ihre ugen Berechnungen getäuscht. Als die Stände nach der Zeit Brauch in der St. Ottenkirche zu Stettin sich zur Bestattung der herzoglichen Leiche versammelt hatten, und Albrecht Glinde Schild und Helm des stettinischen Stammes mit den Worten in die Gruft warf: „Da liegt leider unsere Herrschaft Stettin, und ist nunmehr der löbliche Stamm des stettinischen Herzogthums erloschen!" widersprachen Prälaten und Edelleute und Städteboten, eingedenk der sicheren uralten Gesammthand der Länder rothen und schwarzen Greifs, so dreistem Vorgeben, und ein Eickstädt sprang in die Gruft, holte die herzoglichen Zeichen wieder heraus, mit den Worten: „Nicht also, wir haben noch erblich geborene Herrschaft, die Herzoge von Pommern-Wolgast." Der Pommern patriotische Ueberzeugung ließ sich durch keine Künste, Versprechungen und Drohungen irre machen, zumal Erich und Wratislav sich versöhnlich die ritterliche

Hand reichten und durch Beilegung alles landesgefährdenden Zwiespalts das starke Bürgerthum für sich zu wappnen eilten, Treue für Treue findend. Nachdem Beide, zu Greifswald am 2. November 1464 gegenwärtig, die Privilegien aller ihrer Vorfahren erneut und überall den zum Verständniß gemeinsamer Noth gekommenen Städten den Frieden geboten, fühlten sie sich, wenn gleich das stettiner Herzogthum die Huldigung noch verschob, doch stark genug, aus der Mitte ihrer einsichtsvollen vaterlandliebenden Räthe, der Juristen der Universität, ein denkwürdiges, geharnischtes Schreiben am 1. Januar 1465 an den Kurfürsten abgehen zu lassen, in welchem sie ihrem „lieben Oheim" den Gebrauch ihres Titels untersagten, erklärten, er sei nicht ihr Bruder und Vetter, da sie seit den heidnischen Zeiten diese Lande besessen hätten und dieselben gegen die Hoffahrt und Selbstgewalt des „Burggrafen" von Nürnberg zu vertheidigen gedächten. Sie mahnten den Kurfürsten an sein Amt, in des Kaisers Namen Unrecht und Gewalt im Reiche zu steuern, und überhaupt war der Brief in einem so gesunden historischen Bewußtsein abgefaßt, daß wir die gelehrten Concipienten nicht verkennen. Der Kurfürst, seinen „lieben Oheimen und Schwägern", den Herzogen zu „Wolgast und Barth", den seit 170 Jahren geführten Titel: „Herzoge von Stettin-Pommern", versagend, ant-

wortete wenige Tage darauf aus Köln a. d. Spree mit vornehmer Zurechtweisung, behauptete ohne Gründe seine Ansprüche, verrieth aber mit seinen Räthen keine tiefe Kunde über pommersche Geschichte, indem er die Versicherung der Pommern, sie seien Herzoge von „heidnischen" Zeiten her, für „bloße Worte" erklärte, zugleich die Wichtigkeit des Burggrafenthums Nürnberg, schon eines merklichen Fürstenthums im heiligen römischen Reiche, ehe der Pommern Vorfahren noch Christen gewesen, auseinandersetzte, dessen Inhaber ein Fürst und besser sei als ein „Packelent und Potkammer", mit deren Titel und Würden die Pommern vielleicht des Kurfürsten Erbkämmerer- und Burggrafenwürde verglichen haben mochten. In so wunderlicher Weise verging sich die junge Diplomatik in jener Zeit; doch brandenburgischer Seits mit noch unglaublicherer Unwissenheit der nächst vergangenen Ereignisse; mit Verwechselung der Namen und Linien pommerscher Herzoge, zumal die Urkunden nicht beisammen waren, sondern erst von den Räthen im Kloster zu Köln und anderswo aufgesucht werden mußten. Ueberhaupt belegt dieser Streit, entzündet um das Wohl und Wehe eines so großen Landes, die Unwissenheit und die historische Unkunde des Jahrhunderts kurz vor Verbreitung der Buchdruckerkunst. Wie in reichen Privatfamilien, welche vor einigen Geschlechtsfolgen sich in Zweige getrennt,

der genealogische Zusammenhang leicht vergessen und im Verkehr derselben nur das Factische, „sie gehörten zusammen", festgehalten zu werden pflegt, so konnten auch die Pommern die Abtrennung der regierenden Häuser nicht diplomatisch sicher nachweisen. Es fiel selbst dem gelehrten Professor von Greifswald, Matthias von Wedel, nicht ein, obgleich er noch am meisten in der Vorzeit heimisch war, bis auf den Vertrag beider Stammväter von Wolgast und Stettin im Jahre 1295 zurückzugehen; man behalf sich mit allgemeinen Angaben, zum Theil wunderlicher Art, daß die Herzoge seit zweitausend Jahren diese Lande besessen hätten und früher Könige von Slavien genannt seien. Ward doch erst achtzig Jahre nach Wedel der innere Zusammenhang der Herzogsgeschichte durch Bugenhagen diplomatisch entdeckt und ein nur dunkles Bewußtsein auf gelehrte Gründe zurückgeführt. Indem man nun nicht weiter als bis auf die Zeit der Großväter und Eltervāter zurückzudenken vermochte und die Verträge seit Sigismund, von zweifelhafter Reichsunmittelbarkeit der Stettiner zeugend, vorlagen, dürfen wir die Politik Brandenburgs, die noch weniger sich in die Verwirrung gleichlautender Namen finden konnte, nicht zu hart beschuldigen, zumal wenn wir ermessen, mit wie diplomatisch unzulänglichen Gründen 170 Jahre früher beim Aussterben der danziger Linie die Westpommern ihr Ver-

wandtschaftsrecht zu stützen versuchten. Doch bei aller Barbarei des Jahrhunderts erwies sich, als der Fürstenstreit zunächst auf rechtlichem Wege vor Kaiser und Reich verfolgt wurde, der Segen, welchen Wratislav IX und Rubenow durch die Gründung der Hochschule über das Land gebracht hatten; denn nachdem die Voreltern aus Mangel an klugen, gelehrten Räthen gegen Brandenburg früher immer mehr in gütlicher Handlung, als im Kriege eingebüßt, bot jetzt die pommersche Universität eine große Zahl vaterlandseifriger und in juristischer Praxis erfahrener Männer, welche der märkischen Räthe „Spitzfindigkeit und Argumenten" so gewandt zu begegnen wußten, daß der Kurfürst einmal ausrief, „welcher Teufel hat die Pommern jetzt so klug gemacht?" Dankbar nannten die Nachkommen als geschickte Vertheidiger angestammten Rechts die greifswalder Professoren Matthias v. Wedel, Heinrich Buckow, Johann Schlupwächter, Johann Perleberg, Arnd Segeberg, Georg Walter, den Dr. Jaroslav Barnekow, den wir schon als rüstigen Sachwalt des Familienstreits kennen, und zwei stralsundische Doctoren, welche zusammt an Kaisers Hofe, auf Reichstagen und bei den Nachbarfürsten ihre Dienste fürs Vaterland boten, unerschrocken oft gefahrvolle Sendungen übernahmen.

Doch würden die Gelehrten allein wol nimmer

Pommern, als dem Greifen zusammt angehörig, gerettet haben, hätten nicht die Bürger, hochherzig alte Irrung bei Seite setzend, den bedrängten, umgewandelten Landesherrn ihre Waffen geboten und die Hoffnung, welche die Gegner auf Uneinigkeit der Stände gegründet, zu Schanden gemacht. Fortan gab es nur eine Sache zu vertheidigen: Pommerns Selbständigkeit vor märkischer Gewalt. Als im Jahre 1465 die Herzoge von Mecklenburg, für Brandenburg gewonnen, die Neckerei an den Grenzen erneuten, einige unpatriotische Edelleute durch Räuberei das Land beunruhigten, im Vertrauen auf den Schutz des Kurfürsten, erhob sich die Gemeinde von Stralsund vor den Rath, nöthigte ihn, an die Stelle der hochbejahrten Bürgermeister vier junge, kriegsverständige Männer, „die reiten und Harnisch tragen könnten", zu erwählen, sorgte für Reiterei, fremde Söldner und zog mit den Bürgern von Greifswald und andern vor die Raubnester, die sie eroberten und in den Grund brachen. Seit langen Jahren zum ersten Male sah man die herzoglichen und städtischen Banner beisammen wehen vor Torgelow, einem sehr festen Schlosse an der Ucker. Zacharias Hase, ein Parteigänger der Brandenburger, durch den Kurfürsten mit jener ihm früher zugesprochenen Feste betraut, obenein wegen grober Ungebührlichkeit, die er sich einmal beim Trunke gegen den noch jungen Her-

zog Wratislav X erlaubt, verhaßt, hatte gleich nach dem Tode Herzog Otto's gewagt, Uckermünde, das Hoflager des Landesherrn, zu überfallen, die Rathleute gefangen wegzuführen und, auf die Drohungen des Herzogs spottend, gesagt: das Haus (seine Burg) stände bei dem Kathen (dem verfallenen Sitz Wratislav's), „er möge nur kommen und thun, was er nicht lassen könne". Als der Uebermüthige fortfuhr, mit seinen Gesellen die Landstraßen zu gefährden, des Markgrafen sich vertröstend, berief der erzürnte Herzog im Sommer des Jahres 1465 die Männer von Stralsund, Greifswald, Anklam und Demmin, so wie Stargards, Stettins und Pasewalks, das gleichfalls treu bei den angestammten Herren hielt, belagerte das Schloß Neu-Torgelow und machte durch stürmenden Ernst den Hasen so zaghaft, daß er Nachts für seine Person durch die Flucht sich rettete, worauf nach erneutem Angriff die Feste mit sehr beträchtlichen Vorräthen in der Mitte des Juli erstürmt und in den Grund gebrochen wurde, daß sie noch zu Kantzow's Zeit in wüsten Trümmern lag. Die Volksmuse fand zeitgemäß Gelegenheit, im Style Reineke's die Bürgerthat zu besingen; in dem alten Liede sagt Lampe zu Voß, dem Marschall des Herzogs, höhnend:

ick arme Hase
ligge nu im Grase,
kom ick averst herruth,
Voß, ick torit dyn Huth.

Reineke antwortet:

ach Lampe, bist du doert (thöricht)
ick hebbe nie gehoert
enen Hasen so wreb,
dat he enen Voß syn huth toreth.

So wurden auch die Mecklenburger in einer Zusammenkunft auf der hohen Brücke zu Damgarten am 19. Mai 1466 zu einem Stillstand vermocht; Stettin, ungeachtet des verrätherischen Bürgermeisters, durch die Treue der Bürger gegen Gewalt und heimliche Anschläge bewahrt; die Stände huldigten den angestammten Herren, und die Pommerfürsten, obgleich vom Kaiser und allen Nachbarn verlassen, waren beim Ausbruch der Fehde mit der Kraft ihres Volkes stark genug, die erlittenen Verheerungen und den kleinen Krieg während der schleppenden Unterhandlungen in gleichem Maße an der Neumark zu rächen. Einen löblichen, patriotischen Eifer gab zumal Kolbergs verschrienes Oberhaupt zu erkennen; denn als in diesen Tagen Kurfürst Friedrich, betriebsam seine Partei zu verstärken, — wie denn nicht geringes Geld am kaiserlichen Hofe vom „Kanzler

bis auf den Thürhüter" verwandt war — den Bürgermeister, noch in Feindschaft mit Erich, dem Bischofe und dem Domcapitel, nach Schivelbein berief, sich sehr gnädig gegen ihn bezeigte und den tüchtig Bezechten zur Erklärung und Ergreifung der märkischen Partei zu vermögen gedachte, benahm sich Hans Schlieffen mit bewunderungswürdigem Freimuth und unerschüttertem patriotischen Sinne. Wie der Kurfürst, auf die gefährliche Lage Kolbergs hindeutend, sein Leidwesen über dessen Anfechtungen zu erkennen gab und sich zu „treuem Helfer" erbot, dankte Schlieffen mit verbindlicher Rede: „es stände nicht in seiner Befugniß"; und wie jener mit der Sprache offenbar herauskam: „Wer wird euch beschützen, wenn euch euer Herr und Niemand hold ist?" erwiderte der Bürgermeister, sich trunkener stellend, „St. Johann! St. Johann!" in seiner gebräuchlichen Weise diesen heiligen Namen, sein Betheurungs- und Fluchwort, murmelnd, wenn er eben nichts sagen oder sich besinnen wollte. Der Markgraf, wähnend, er meine den Patron des Stifts, fuhr fort: der Heilige wäre wol ein guter Schutzherr, aber sie müßten desgleichen auch auf Erden haben, und er sei erbötig, die Stadt in seine Obhut zu nehmen; worauf jedoch der Schlaukopf immer zwischen den Zähnen murmelte: „St. Johann, St. Johann, Herrn genug!" in der Meinung, sie hätten den Bischof und die Herzoge von Pom-

mern, denen konnten sie nicht genugsam thun; sollten sie darüber noch den Markgrafen zum Herrn nehmen? Endlich merkte der kluge, leutselige Fürst, daß er mit dem Manne nichts ausrichten könne, wandte sich zum Scherz: „Behaltet nur St. Johann, der thut euch nicht viel Ueberlast", und entließ mit freundlichem Abschied den vorsichtigen Bürgermeister.

Solche Gesinnung lernte Erich schätzen, und um in bedrohter Zeit allen innern Hader zu schlichten, versicherte er noch im Jahre 1466 sich der Freundschaft Kolbergs. In dem zwischen ihm und der Stadt geschlossenen Vertrage ließ man den Schaden gegen einander aufgehen und vorläufig Seitens des Raths die Bedingung gelten, daß, so oft ein Kanonikat erledigt wäre, zur Entschädigung des Dinnies v. d. Osten einer seines Geschlechts präsentirt werde. So wenig erwies sich Kolberg gebeugt durch einen zwanzigjährigen Krieg, daß es die Steintafel an dem Thorthurme, die Inschrift und das Schmähbild gegen die Pfaffen nicht antasten durfte, bis bei baulicher Veränderung im Jahre 1662 unter brandenburgischer Hoheit beide Denkmale trotziger Vorzeit herabgenommen und in der St. Marien-Bibliothek aufbewahrt wurden. — Im folgenden Jahre versöhnte auch Bischof Henning (Pfingstwoche 1467) sich und sein Capitel zu Kammin mit der Stadt, vergab alle in der Fehde erlittenen Unbilde und Be-

schädigungen, gelobte Eintracht und Frieden, bestätigte alle Rechte und Freiheiten, mischte sich aber nicht in den Streit zwischen der Gemeinde und den noch ausgewichenen Domherren, als in eine innere Angelegenheit, deren Schlichtung Herzog Erich gleichfalls übernommen habe. Der Thätigkeit des Landesfürsten gelang es denn auch, am 2. Februar 1468 die erbitterten Gemüther der Prälaten und Bürger dahin zu vermitteln, daß seine Kanzler Nikolaus von Danitz und Sander von Gützkow die Verwaltung des Domstifts, zumal der Einkünfte zu Kolberg, so lange übernehmen sollten, bis der über die Stadt verhängte Bann aufgehoben und das Capitel wieder zurückgekehrt sein würde, was auch späterhin geschah. Doch um in Zukunft gleicher verderblicher Parteiung der Stiftsstände vorzubeugen, schlossen die Städte Kolberg und Köslin nach dem Tode Henning's einen Vertrag: keinem vom Capitel gewählten und vom Papste bestätigten Bischofe zu huldigen, wenn er nicht beider Freiheit und Privilegien beschworen hätte.

Einen so bewunderungswürdigen Einfluß übte die gemeinsame Vaterlandsnoth auf die in ihren Rechten sonst so unbeugsam verharrenden Gemüther der Pommern, und deshalb blieben sie vor Ueberwältigung sicher. Der Bürgermeister, den die Annalen seiner Stadt den „großen Hans Schlieffen" nennen, so siegreich in der Handhabung seines Amtes, kam in

Ehren, wiewohl aus dem Rathe geschieden, zum höchsten Greisenalter, bezeugte der Mutter Gottes seine Ehrfurcht, indem er ihr acht Morgen Acker zur Unterhaltung ewiger Wachskerzen in der Holckenkapelle schenkte, erlebte aber die Versöhnung mit dem heiligen Antonius von Tempzin nicht mehr, dessen Gebeine, mit dem Convente feierlich in die Stadt wieder eingekehrt (1497. 16. August), bußfertige Genugthuung von der Bürgerschaft erhielten. Der schriftliche Vertrag über diesen Act tastet das Andenken des gestorbenen Proconsuls zwar hart an, dessen ungeachtet blieben dessen Nachkommen das einflußreichste Geschlecht der Stadt, bis im heißesten Kampfe der Reformation ein Zerwürfniß mit dem Hause der Adebare, von so wahrhaft tragischer Veranlassung, wie zu Dante's Zeit in Pistoja zwischen weißen und schwarzen Cancellieri, sich erhob und nach einer Reihe von Gewaltthaten und blutigem Getümmel das Ansehen unserer Patrizier in ihrer beider Heimatstadt brach; daher die Schlieffen, in andere gesellschaftliche Gebiete geführt, aus den städtischen Annalen verschwinden, um gleich tüchtig und stolz auf ihre städtischen Vorfahren, in hohen Kriegsämtern, als Staatsdiener und Gelehrte, zu walten. — Als aller Enden in Pommern Erich und Wratislav X den innern Frieden, gleichgesinnt mit wackern Unterthanen, befördert hatten, war allein das Blut Raven Barnekow's,

Landvoigts von Rügen, noch zu versühnen, und statteten die Landesherren, für den treusten, mannhaftesten Beistand jener Gemeinde, fürstlich ihren Dank ab, indem sie den verjährten, doch noch immer jezuweilen schmerzlich empfundenen Hader begruben und geängstigten Gewissen Frieden verschafften. In doppelter Art schwebte der Handel nun schon ins zweite Jahrzehnd; die Barnekow hatten die Stralsunder in des Kaisers Acht und in des Papstes Bann gebracht und ihre Rachefehde zu keiner Zeit vergessen; die Fürsten, obwohl sie, wie 1460, Bevollmächtigte zur Beilegung des Streits ernannten, auch bedeutende Summen von der, Ruhe wünschenden, Stadt erhalten und für ihre Person längst begütigt, — war doch selbst von Erich seit 1459 bei Erhöhung des wolgaster Schiffszolls den Stralsundern die mäßige frühere Abgabe geblieben — hatten jede landesherrliche Vermittelung bisher abgelehnt. Als nun nach mehrjährigen Unterhandlungen, Vergleichsversuchen mit den Brandenburgern dennoch 1468 der offene Krieg ausbrach, die Pommernherzoge allein gegen neunzehn absagende Fürsten dastanden, bewiesen die Städter, zumal die Stralsunder, so rühmlichen Eifer zu des Vaterlandes Bestem, daß Erich und Wratislav jeden Groll wegen des Landvoigts Hinrichtung in ihrer Seele tilgten. Wie nämlich Herzog Heinrich von Mecklenburg für die Aufrechterhaltung des soldiner

Vertrags von 1466 zu den Waffen gerufen, in der Erntezeit 1468, als der Markgraf vor Greifenhagen und den stettinischen Grenzfesten lag, Treptow an der Tollense mit seinen Söhnen und Vettern erstürmte und Feindeswuth alle pommerschen Lande bedrohte, gewann Wratislav mit den Männern von Greifswald und Demmin am 8. September das Entfremdete zurück, und bewirkte eine Botschaft der Stralsunder, welche sie mit hundert Pferden vor Greifenhagen sandten, daß der Markgraf aus dem Lande sich entfernte. Jedoch schon im folgenden Jahre 1469 rückte, vom Kurfürsten persönlich geführt, das brandenburgische Heer mit den Mecklenburgern erobernd bis Uckermünde, um durch Bezwingung dieser Feste, welche das Frische Haff beherrscht, die Stettiner zur Uebergabe zu nöthigen. Die Herzoge, als die Schwächern, wagten nicht, den Feind im offenen Felde aufzusuchen; doch vertheilten sie geschickt ihre Scharen über das Land, ließen die Wälder um Uckermünde „knicken", die Wege verhauen, um die Zufuhr von Lebensmitteln zu verhindern. Vor Wratislav selbst behütete sich Ulrich von Mecklenburg; aber die Bürger von Anklam erkundschafteten, einen Boten auffangend, die Straße des Zuzugs, fielen ihn mit ganzer Macht an, erschlugen die Bedeckung und führten sechzig Lastwagen mit Lebensmitteln in ihre Stadt. Als nun zugleich vierzehn Schiffe der Stral-

sunder, mit Geschütz und Speise versehen, auf dem Haff herbeisegelten, vierhundert Gewappnete der Stadt mit Wratislav's Haufen sich vereinigten, ringsum die Wege durch die wüste Haide versperrt waren, verzagte der Kurfürst, selbst in seinem Zelte vor den wohlgezielten Schüssen des uckermündischen Büchsenmeisters, eines Mönchs, nicht sicher, mit dem darbenden Heer am Erfolg, gab eilig die Belagerung auf, die Steinbüchsen von Brandenburg, Stendal und Frankfurt zurücklassend, und kehrte mit schwerem Unmuth, vielfach beschädigt, in die Mark heim; denn Wratislav und Erich folgten den Abziehenden mit den Ihrigen und rächten an der Uckermark, an Mecklenburg, zumal an der Neumark die erlittene Verwüstung so überbietend, daß man um Königsberg, Schönfließ, Arnswalde, Berlinchen und Neu=Wedel noch zu Kantzow's Zeit überall wüste Kirchen und mit Haide bewachsene Dorfstätten sah. Eine Tagefahrt zu Petrikow, welche König Casimir von Polen im Herbst 1469 zur Ausgleichung beider Parteien ansetzte, ferner die Regierungsentsagung des kriegsmüden, kranken Kurfürsten Friedrich II, und der Aufenthalt seines Nachfolgers und Bruders Albrecht, des deutschen Achill's, in Franken, verschaffte den Pommern die kümmerliche Ruhe einiger Jahre, die sie, neuen Anfalls gewärtig, löblich anwandten, die Einigkeit ihrer Städte vollends zu befestigen, um so willi=

gere Dienste fordern zu können. Schon einige Zeit früher hatte Erich und Wratislav zu Horst, wiewohl noch ohne Erfolg, zwischen den Barnekowen und den Stralsundern getheidigt; unverdrossen luden sie wiederum die Bürgermeister von Stralsund und die Brüder Henning, Raven, Hans und Jaroslav, den patriotischen Rechtsgelehrten, nach Kamnitz bei Greifswald, und brachten am 12. Juli 1470 das schwere Werk glücklich zu Stande. Otto Voge's, des Altbürgermeisters, wird in den Urkunden gar nicht erwähnt; seine Schuld vertrat die Stadt, und in ihrem Namen, auf ihre Kosten, hatte der Herzog die Vermittelung übernommen. Herr Erich machte in der ersten Urkunde sich anheischig, zur Genugthuung der Barnekower, im Namen der Stralsunder, die Bahre mit den, vom Gericht genommenen oder ausgegrabenen, Gebeinen Raven's vor dem stralsunder Thore zu Greifswald — wohin sie gebracht wurden — mit seidenem Tuch zu bedecken, und mit der Universität, den Priestern beider Parteien, mit etlichen Prälaten, Edelleuten und Städteboten, in Anwesenheit einiger Rathsherren von Stralsund, im Ganzen mit einem Gefolge von sechshundert Personen, in die Domkirche zu St. Nicolai zu führen, auf die Bahre 200 rhein. Gulden zu legen und dort vier Seelenmessen halten zu lassen. Aller Raub, Mord und Brand, mit welchen die Fehdenden 17 Jahre hindurch einander heim-

gesucht, ward vergeben und vergessen, in die Versöhnung alle Helfer der Barnekow eingeschlossen. Herzog Erich gelobte ein steinernes Kreuz auf der Stelle, wo Raven getödtet war, zu errichten, zur ewigen Beschirmung der Stralsunder; er übergab ferner den Barnekows die Hauptmannschaft in Gützkow und versprach im Namen der Stadt dem Geschlecht in drei Terminen 3000 rhein. Gulden zu zahlen, sowie dasselbe später mit eröffneten Lehngütern zu bedenken. Nachdem Erich in so überaus glimpflicher Weise, freilich auf Rechnung der Stralsunder, die Sühne bewirkt und fast noch mehr als die Partei für die beleidigten Barnekows gethan, verbürgte er in einem zweiten Documente feierlich dem genannten Geschlechte, daß die Stralsunder die Punkte des Sühnvergleichs redlich halten würden, und ging die Bestattung an einem, nicht genannten, Tage in dem versöhnenden Greifswald mit erschütterndem Pompe vor sich. Seit alter Zeit übte man aber eine so düstere Feierlichkeit, um die Geister unschuldig Erschlagener zu sühnen. Als um die Mitte des 14. Jahrhunderts Ritter Berthold von Glasenapp, Bürger zu Kolberg, seinen Stiefvater Ditmar von Dabelstein, im Streit wegen Lehnguts beim Kloster Buckow erschlagen, mußte, nach langer Fehde der Verwandten, Berthold im J. 1376 auf die Mordstätte eine Bahre setzen, sie mit einem seidnen Tuch, zwölf Mark werth, bedecken,

vierzig Pfund Wachskerzen anzünden, zwei Messen lesen lassen und die Bahre mit seinen Helfern, im Gefolge von hundert Personen, zur Bestattung in die Klosterkirche tragen, bei derselben eine ewige Messe stiften und ein Kreuz, 40 Fuß hoch über der Erde, pflanzen. Um die Heimat beider Parteien zu ehren und zu sühnen, mußte sich der Entleiber in Kolberg einem noch kostbareren Gepränge unterziehn, Abbitte thun, eine Vicarie im Dome stiften, in Person darauf nach Rom wallfahren und zwei Stellvertreter zum heiligen Blute nach Aachen schicken, um die Wahrzeichen heimzubringen. Ferner ward in Stralsund im Jahre 1394 die Leiche des im vorigen Jahre von der Rathspartei enthaupteten Bürgermeister Sarnow feierlich in die Stadt geführt, und — ein greulicher Anblick — in den Rathsstuhl gesetzt, nachdem ein öffentlicher Ausruf den Gemordeten wieder in seiner Ehre und Würde hergestellt, darauf mit Pomp zur Erde bestattet. Wie die Zuhmen den Wulflam Wulf im Jahre 1409 auf dem Kirchhof zu Bergen erschlagen, schickten die Bürger die von der Leiche abgelöste Hand als Leibzeichen dem landesfürstlichen Gerichte, und erwirkten, daß im Jahre 1414 auf Vermittelung des Herzog Wratislav VIII die Zuhmen mit 200 Rittern und Knappen, mit 200 Frauen und Jungfrauen, die Hand in der St. Nicolaikirche zu Stralsund zu Grabe trugen.

In der zu Kamnitz vorgeschriebenen Weise müssen denn auch in Greifswald Raven Barnekow's Gebeine zur kirchlichen Ruhestätte gebracht worden sein; denn in der Mitte des Augusts 1470 gelobten nochmals die Stralsunder, unter der Verbürgung Herzog Wratislav's und ihrer Freunde zu Greifswald und Demmin, Friede und Freundschaft gegen die Barnekows, erklärten alle Briefe, welche sie gegen ihre Feinde zu Rom oder anderswo erwirkt, für machtlos und jenen unschädlich, gelobten Vergessenheit alles Unwillens und aller Zwietracht, „die so lange wegen ihres seligen Vaters, Raven, der vom Leben zum Tode gekommen, zwischen ihnen geherrscht hatte", und verstatteten ihnen und ihren Genossen ungehindert Wandel und Verkehr in ihrem Weichbilde.

Von dem Steinkreuze, welches Erich auf der Richtstätte zu Stralsund zu erheben sich verpflichtet, finden wir keine Erwähnung in der Stadtgeschichte. Dagegen, wenn man von Greifswald halb Wegs gegen Stralsund gekommen ist, sieht man links an der Mauer des Gottesackers der uralten Kirche des greifswaldischon Dorfs Reinberg, welche beschattet von mehrhundertjährigen Linden, stattlich gebaut, in ihrer hohen Lage einen weiten Blick auf ein fruchtbares Land, im Norden von Stralsunds, im Süden von Greifswalds Thürmen begrenzt, bietet, und im Osten, über den Bodden weg einen anmuthigen Theil

Rügens überschauet, einen hohen, uralten Stein, mit dem Kreuz des Erlösers, einer am Stamme knienden Figur und einer bemoosten, längst verwitterten Inschrift; ferner ragt 200 Ruthen vor dem nördlichen Thore Greifswalds, auf dem Wege nach Stralsund, einige Fuß über der Erde, ohne Inschrift, mit kaum merklichen Spuren der Bearbeitung, tafelartig ein Stein hervor. Diejenigen pommerschen Geschichtschreiber nun, welche, Kantzow, Klemptzen und Eickstädt nachbetend, mit Verfälschung der Geschichte Bürgergehorsam predigend und überall Rache des göttlichen und irdischen Richters nachweisend, erzählen: Voge, flüchtig geworden, sei mit seinem ganzen Geschlechte, unbekannt wo? zu Grunde gegangen, und Stralsunds Rath und Bürgerschaft hätte, nachdem sie flehend die Vermittelung des Herzogs Erich erlangt, den Todten vier Meilen Wegs tragen müssen; fügen noch hinzu, der demüthige und bußfertige Zug habe auf der langen Strecke die Bahre nur zweimal niedersetzen dürfen, auf der Hälfte des Wegs zu Reinberg und dicht vor dem Thor Greifswalds, und zum Gedächtniß dieser Buße seien jene Denkmale errichtet worden. So hat denn die Sage die grauenvollen Ereignisse der Väterzeit an diese Steine geknüpft, kann aber nur das Merkzeichen vor Greifswald einigermaßen mit der Wahrscheinlichkeit belegen, daß nämlich von dem bezeichneten Punkte aus der

Leichenzug der Stralsunder angehoben habe. Was dagegen das stumme Denkmal am Kirchhofe zu Reinberg betrifft, so hängt dasselbe ohne Zweifel mit einer, an einer geringern Person dort verübten, Unthat zusammen, die, über der landkundigen vergessen, auch ihr Erinnerungsmal eingebüßt hat. Um dieselbe Zeit nämlich, als die Voge'schen Händel ganz Pommerland beschäftigten, im Juli 1458, kam Hermann Goise, ein Müller aus Stralsund, auf empörende Art durch zwei Junker ums Leben. Harmlos mit seinem Weibe und seinen Söhnen von Greifswald heimkehrend, ward er von den wahrscheinlich trunkenen Herren auf der Landstraße zur Kurzweil ausersehen und mit einem Strick am Halse und einem Bein neben dem Wagen hergeschleppt. Als nun der kaum glaubliche Scherz dem Armen zum Tode ausschlug, erschraken Jene, ersannen aber, sich zu retten, die Arglist, den Leichnam mit der Frau und den Söhnen vor den Stadtvoigt Nikolaus Hagedorn zu führen, und den Müller als einen Straßenräuber anzuklagen, den sie auf offenem Anfall gegen sie erschlagen hätten. Der Richtvoigt, mit den Bösewichtern befreundet, nahm die Klage nach lübischem Rechte auf, ungeachtet die That, als auf freier Straße, unter schwerinschem Rechte geschehen, nicht vor ihn, sondern vor das Niedergericht gehörte. Als demnach vor dem lübischen Baum jene Vornehmen ihre Klage erhärtet, wurde

dem Erschlagenen und den Seinen keine Fürsprache gestattet, sondern der Bann über sie ausgesprochen. Aber etliche fromme Bürger merkten Büberei, erbarmten sich der Frau und schöpften besonders aus dem Umstande der Verschleppung des Rechts aus dem Schwerinschen ins Lübische Verdacht; nach dem Stadtrechte war bei „scheinbarer That" die Fürsprache ausgeschlossen, nicht so nach Schwerinschem, welches auch dem Todten einen Anwalt gab. Als die Bürger ihren Argwohn laut bekannten, mußte der Rath den Matthias Lippe, den Verdächtigsten, ins Gefängniß setzen, gab ihn aber nach sechs Tagen auf Fürbitte seines Geschlechts frei und versöhnte ihn mit des Erschlagenen Angehörigen unter folgender Genugthuung: daß er den Leichnam aus seinem eigenen Hause in aller Pracht und Herrlichkeit mit 300 Männern und Frauen bestatten lasse, eine ewige Seelenmesse zu St. Katharinen stifte, für ihn wallfahrende Priester nach St. Jacob von Compostella, Rom, nach Einsiedlen in der Schwytz, nach St. Enewold, zum heiligen Blut zu Wilsnack, nach dem Gollenberge und nach Kentz schickte, eine steinerne „Wange", 12 Fuß hoch, mit dem Bilde des Erlösers und dem Namen des unschuldig Ermordeten auf der Stelle errichte, wo die Unthat vollbracht war, und endlich der Witwe tausend Mark Sundisch bezahlte. Ueber die Sühne der Helfer, namentlich über die Strafe des schändlichen

Voigts, ist nichts bekannt. Jenes Denkmal nun, das auf halbem Wege von Greifswald nach Stralsund mit den gedachten Merkzeichen sich befindet, ist denn wol wahrscheinlich das zur Entsühnung des Müllers errichtete, dessen man bald vergaß und den ins Auge fallenden Stein mit der unvergessenen Barnekow'schen Sühne in Verbindung brachte, zumal da das Kreuz in Stralsund entweder nicht gesetzt, oder bald fortgeschafft wurde.

In der erzählten Weise war das Ende des durch Voge's Freiheitseifer und Uebereilung angestifteten Handels, ohne Verunglimpfung des Mannes, ohne Demüthigung des Raths, durch ehrenvolle Vermitlung des Fürsten. Freilich hatte die Stadt in 18 Jahren einen Schaden von 100,000 Gulden erlitten, aber ihre Selbständigkeit errettet. Unterlag Stralsund, die mächtigste Gemeinde des ganzen Herzogthums, so hätte von jenem Tage ab die Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse in Pommern eine bedrohliche Wendung genommen, gewiß nicht zum Vortheil des Vaterlands, da weder Fürst, noch Adel, noch Bauerschaft herangereift war, um vom Bürgerthum in drangvoller Zeit die Vertretung der Nationalkraft zu übernehmen. Bedeutsam ist grade Greifswald, durch geordnete Verhältnisse früher schon belobt, die Stätte der Versöhnung; zwar bezeugen die Jahrbücher der hohen Schule während des Zeitraumes von ihrer Stiftung bis zur Vollendung der

Reformation noch mehrfache Gewaltthaten, Sühne wegen erschlagener Edelleute, ein Zerwürfniß zwischen den Gliedern selbst, indem im Jahre 1478 ein Schisma bei der Rectorwahl zwischen den Facultäten nur durch die Einziehung der Universitätseinkünfte durch den Landesherrn geheilt werden konnte; zwar entwickelte die eigenthümliche Verbindung der städtischen Magistratur mit der akademischen Obrigkeit, der väterlichen Gewalt des Rectors mit der Strenge des Bürgermeisters ein oft so stürmisches, hartsinniges, ja barbarisches Rechtsverfahren, als es der kranke, hülflose, nach Greifswald verschlagene, fränkische Ritterpoet, Ulrich von Hutten, im Jahre 1509 durch die Loitzen, Bürgermeister, Professoren und Prälaten in einer Familie, erlitt; zwar sank die Universität im 16. Jahrhundert, „weil sie unter Kaufleute und Schiffsvolk gelegt", wie Bugenhagen und Kantzow beklagen, mehrmals in einen traurigen Zustand: so waren doch die Bedingungen gegeben, unter welchen, zum Frommen Pommerns und zur Ehre Deutschlands, Talente sich bethätigen, geistige Bildung an jener, dem Mittelpunkte des deutschen Volkslebens fernen, Seeküste Raum gewinnen mochte.

Otto Voge, den wir so wenig wie seine Zeit unbedingt loben, welcher aber nicht wesentlich anders sein durfte, sollte er in seiner Zeit Bedeutung gewinnen, überlebte den Sohn seines erbittertsten Geg-

ners Wratislav IX, Erich II, sah noch schöne Hoffnung in dem Enkel, dem herrlichen Bogislav X, aufgehen, und starb hochbejahrt, am 22. August 1475. Wol zur Sühne des der Stadt angerichteten Unheils vermachte er sein Wohnhaus einem der heiligen Anna gewidmeten Stifte von Augustinerinnen, und noch hundert Jahre später, als sein Geschlecht längst erloschen, bewahrte man den Stuhl, auf welchem der Altbürgermeister gestorben, als eine Reliquie.

Gebrochenen Muths dagegen, von schwerem häuslichen Grame beladen, doch mit dem Bewußtsein ritterlicher Verfechtung angestammten Rechts, endete ein Jahr früher Erich II. Sophia, Pommerns Brunehild und Fredegunde, hatte durch Trotz auf ihre königliche Abkunft, ihre reiche Mitgift, jene dänischen Schätze, mit welchen sie den bedrängten Gatten nie unterstützte, durch unweibliche Ueberhebung über den Gemahl, durch Geringschätzung des Gestraften, das eheliche Behagen schon früh verkümmert, und war während der märkischen Unruhen mit den Kindern nach Rügenwalde in Sicherheit geschickt worden. Hoffärtig begehrte sie nach dem Frieden durch den Gatten in Person die Abholung nach Wolgast, verschuldete den Unmuth ihres Mannes, den sie verachtete und haßte, führte mit ihrem Hofmeister Hans von Massow ein anstößiges Leben und übertrug unnatürlich die Feindschaft gegen den Gatten auf ihre

gemeinsamen Kinder. Da war es die Krone pommerscher und deutscher Bauern, Hans Lange von Lantzig bei Rügenwalde, der sich, zum Segen des Vaterlandes, des wildaufwachsenden, verwahrlosten Knaben Bogislav annahm; Erich dagegen, der stattlichste Fürst, „von schönem, männlichem Antlitz, mit so krausgelocktem, bis auf die Hüfte herabwallendem, blondem Haa , daß es wie Gold in der Sonne glänzte" — im Rathhaus zu Anklam sieht man noch sein Bild, als das älteste der eingeborenen Fürsten — starb mit unversöhntem Groll am 5. Juli 1474 zu Wolgast in jungen Jahren, fern von den Seinen, und ward bei den Vätern im Kloster Eldena beigesetzt. Auch ihn muß die Geschichte nach dem Maßstabe seiner Zeit, nach der eben sich aufschwingenden Souverainetätspolitik beurtheilen; wesentlich anders durfte er nicht sein, wollte er von den Städtern nicht gar als Landjunker verachtet werden. Seiner Zeit Richtung gehörte hastiges Zugreifen und Antastung fremden Rechts, seiner Zeit das häßliche Fluchen, ihm selbst aber versöhnlicher Sinn, besonnener in den Tagen der Gefahr, und jener gutmüthige Humor, mit welchem er, bei vierteinhundert Mord! fluchend, die „kurze Rechnungschaft" des Zöllners zu Stettin forderte, doch auf die überbietenden Flüche des kecken Pfaffen seinen Zorn fallen ließ, mit den Worten: „wer da schal raten, de wil ock baten"

(wer da mit Rath hilft, der soll auch mit genießen). Sein Sohn Bogislav, durch den Bauer vor unheilbarer sittlicher Versunkenheit gerettet, zum Erbe des gesammten Pommerlands, aber auch in jungen Jahren allein zur muthvollen Verfechtung seiner Rechte berufen, überkam zum Ehrenhandel das obengeschilderte, starke Bürgerthum, wußte es klüglich, doch mit Bewußtsein des Herrschers, zu handhaben, und überlieferte dasselbe, mehr geschwächt im alternden Principe, als durch Antastung von außen her, dem Jahrhunderte der religiösen Spaltung, in welchem das Abendroth sinkenden deutschen Bürgerthums am spätesten über Stralsund erlosch; Kolbergs ererbten Bürgermuth dagegen hat noch die neuste Zeit verherrlicht. —

II.

Spanien in seinem Verhältnisse zu den Staaten Europas

bei dem

Uebergange der Herrschaft von dem Hause Habsburg auf das Haus Bourbon.

Von

F. W. Schubert.

Die politische und geistige Entwickelung großer Völ-
ker und Staaten verfehlt niemals, in einflußreicher
gemeinschaftlicher Einwirkung auf benachbarte und ent-
ferntere Mächte desselben Erdtheils sich geltend zu
machen. Sie wird bald zum entschiedenen Fördern
ihrer eigenen Entwickelung, bald zu mannichfach ver-
wickelndem Hinderniß und offenbarem Zurückhalten,
nicht selten sogar zur sinnlosen Verschwendung der
edelsten und kostbarsten Kräfte mit scheinbar unwider-
stehlichem Anstoße fortgedrängt haben. Je höher der
gemeinschaftliche Culturmesser dieser gegenseitig sich be-
stimmenden Völker steht, je ausgedehnter ihr Wech-
selverkehr nach den verschiedensten Beziehungen des
bürgerlichen und geistigen Lebens sie verknüpft hat,
um so bedeutsamer wird diese Einwirkung von Pe-
riode zu Periode erscheinen. Sie wird eine interes-
sante Aufgabe dem Geschichtforscher darbieten, um
bei möglichst vollständiger Kenntniß der Thatsachen
für einen bestimmten Zeitraum nachzuspüren, von

welchem Volke aus vornehmlich für diesen Zeitabschnitt die bewegende, rasch forttreibende Kraft ausgegangen ist, und welchem wiederum die zögernden oder zurückhaltenden Motive beigemessen werden müssen.

Eine solche Aufgabe scheint beim ersten Anblicke leicht ausführbar und durch eine oberflächliche Behandlung bald beseitigt werden zu können, aber ein genaueres Eingehen in dieselbe deckt sogleich die ungemeinen Schwierigkeiten auf, wenn man die Aufgabe mit historischer Treue, mit unverfälschter Enthüllung des inneren Zusammenhangs zu lösen versucht und den trügerischen Glanz eines wortreichen aber wahrheitswidrigen Raisonnements verabscheut. Bleiben wir zuvörderst bei der geschichtlichen Vergangenheit der heutigen Staaten Europas stehen, so erlangen wir sicher die anziehendsten der soeben näher bezeichneten Aufgaben, wenn wir die ältesten Staaten uns auswählen, welche bereits im Mittelalter wie in der neueren Zeit für alle politischen Verhältnisse ein großes Gewicht behauptet haben. Denn ihre Beziehungen zu den übrigen Staaten sind seit dem Bestehen der letzteren mit denselben entstanden, erweitert, umgestaltet, auf kürzere Zeit völlig aufgehoben und dann wieder vielseitig erneuert worden. Das Fortbestehen dieser Staaten unter den bekannten altgewohnten Formen tritt als ein nothwendiges Erfoderniß für die andern Staaten hervor, es erhebt sich

fast zu einer wesentlichen Bedingung ihres eigenen politischen Lebens: dadurch erscheint eine unausgesetzte Aufmerksamkeit auf die inneren und äußeren Verhältnisse dieser Staaten gerechtfertigt, und eine gewichtvolle Veränderung in denselben treibt die übrigen zu einer allgemeinen Theilnahme, deren letzte Folgen selten ohne eine gemeinschaftliche Ausgleichung an Gewinn und Verlusten vorübergehen. Der erste Anstoß zu solchen bedeutsamen politischen Umgestaltungen kömmt aber oft aus dem innersten Schooße der nur für ein einzelnes Land und seine localen Verhältnisse berechneten Verwaltungspolitik, oder aus den Intriguen eines scheinbar isolirten Hofereignisses, am häufigsten jedoch aus den Veränderungen im Familienleben der regierenden Dynastie, welche zugleich die erblichen Ansprüche auf die Thronfolge betreffen.

Die Erbfolgekriege der europäischen Staaten in den letzten fünf Jahrhunderten seit der Thronbesteigung des Hauses Valois überhäufen uns mit den schlagendsten Beispielen für dieses historische Resultat. Im Westen, Norden und Osten Europas entwickeln sich die langwierigsten und umfangreichsten Kriege, theils aus der Verfolgung dieser Ansprüche von Seiten der Berechtigten und Usurpatoren, theils aus Benutzung der darüber entstandenen Streitigkeiten und Verwickelungen von den benachbarten Mächten, welche irgend ein vermeintliches Recht bei so günstiger Ge-

legenheit geltend zu machen, oder eine frühere Niederlage, oder einen andern empfindlichen Verlust zu rächen geneigt sind. Die erste Veranlassung zum Kriege tritt dann gemeinhin sehr bald in den Hintergrund zurück, sie hat nur den Reiz gegeben und einen erwünschten Uebergang aus den friedlichen Verhältnissen zum Kampfe vermittelt, Gewinnlust und gegenseitige, durch den Kampf genährte Erbitterung schüren das Kriegsfeuer so lange, bis die fühlbarste Erschöpfung aller Kräfte und Hülfsmittel der berechnenden politischen Vernunft das Uebergewicht verschafft und die Wiederherstellung des Friedens gebietet.

Spanien hat bereits zu wiederholten Malen als verderblicher Herd solcher zerstörenden Erbfolgestreitigkeiten gedient. Wir wollen uns nicht weit zurück in die blutigen Bürgerkriege des Mittelalters versetzen, wir wollen eben so wenig auf die schauderhafte Zertrümmerung des bürgerlichen und politischen Lebens in der Gegenwart hinblicken, unter der neben den irdischen auch die heiligsten Güter des Menschen zu Grunde gehen, die innigsten Bande der Familien und des gegenseitigen Vertrauens zwischen Herrscher und Volk zersprengt werden, und noch immer kein Zielpunkt sich absehen läßt, wo die rasende Wuth des Parteienkampfs vor einer vertragsmäßigen dauerhaften Aussöhnung zurückweichen wird. Aber ein genauer

ausgeführtes Bild der inneren Zustände dieses Reiches vor dem großen spanischen Erbfolgekriege im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, eine zusammenhängende Darstellung seines Verhältnisses zu den übrigen Staaten Europas bei dem Uebergange der Herrschaft von dem Hause Habsburg auf das Haus Bourbon dürfte jetzt rechtzeitig uns in solche Theile der Geschichte der pyrenäischen Halbinsel einführen, welche wegen des Landes und der Hauptpunkte des heutigen Bürgerzwistes in mehr als einer Beziehung die allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der Gegenstand selbst erheischt indeß zuvörderst eine Erinnerung an einige Hauptmomente der politischen Entwickelung Spaniens vor und unter der Regierung des Hauses Habsburg, weil die Eigenthümlichkeit derselben treffende Beiträge zur Charakteristik des Landes und seiner Bewohner gewährt.

Spanien, durch seine natürliche Lage in der äußersten Südwestecke Europas, bei Gibraltar kaum noch getrennt von Afrika, bildet dadurch grade einerseits einen möglichst erleichterten Uebergang nach diesem Erdtheile, während es anderseits zugleich eben so den Schluß des mittelländischen Meeres vermittelt, indem es selbst zum westlichen Wächter für den Ein- und Ausgang des weit umfassenden Völkerverkehrs auf diesem Meere hingestellt bleibt. Spanien mußte demnach schon durch diese seine Lage in allen Perioden

der allmäligen geistigen und bürgerlichen Entwickelung der Völker unseres Erdtheils eine wichtige Rolle spielen, oder mindestens bei den erweiterten und vielfach verzweigten Verbindungen dieser Völker eine ununterbrochene Richtung auf die Umgestaltung seiner inneren und äußeren Verhältnisse für sich gewinnen, weil davon die größere oder geringere Benutzung des damals besuchtesten Meeres für den Völkerverkehr abhing. Die großen Vortheile Spaniens in demselben, welche durch seine natürliche Lage begründet waren, mußten durch den großen Reichthum seines Bodens an animalischen, vegetabilischen und mineralischen Producten in noch erhöhtem Grade verstärkt werden. Spanien wurde deshalb seit den ältesten Zeiten ein eifrigst gesuchter Gegenstand des Handelsbegehrs, wie dies sein Verkehr mit den beiden ersten Handelsvölkern der Erde, den Phöniziern und Karthagern, nachweist: es gewann durch diesen Handel zuerst seinen Platz in der Weltgeschichte. Karthago errang sich in späterer Zeit von den Küsten aus die Herrschaft über das ganze Land, indem diese Seemacht bei der Heftigkeit des Widerstandes der Eingeborenen den wahren Werth ihrer Eroberung erst allmälig kennen lernte, aber darauf denselben auch mit jedem Jahre höher schätzte, je länger sie das Land besaß. Als daher der karthagische Staat auf der höchsten Stufe seiner Macht mit seinem glücklichen Nebenbuhler zur See,

mit Rom, den entscheidenden Kampf um die Herrschaft auf dem mittelländischen Meere zu bestehen hatte, bot Hispanien vorzugsweise für denselben einen Hauptschauplatz dar. So lange die Römer hier noch nicht über ihre Gegner obgesiegt hatten, blieb der Erfolg des Kriegsglücks abwechselnd; wie aber erst nach den Siegen der Scipionen diese Stütze der afrikanischen Macht zu fehlen anfing, sank sie gegen Rom als ein haltungsloser Rumpf in sich zusammen.

Die römische Staatsverwaltung erkannte aber in keinem geringeren Maße, als die karthagische, das bedeutsame Gewicht Hispaniens für die Vermehrung ihrer eigenen Staatskräfte, und bemühte sich daher mit angestrengtem Eifer, das Land sowie das Volk in allen Beziehungen der römischen Cultur anzueignen. Zwar entfaltete sich auf diesem Boden damals noch kein national-geistiges Leben, es erhob sich hier kein eigenthümlicher Zweig des Gewerbfleißes, man sah die Cultur, die Verfassungs- und Verwaltungs-Grundsätze eben so im Laufe des Alterthums von Rom völlig entwickelt nach Hispanien hinübergetragen, wie sie einige Jahrhunderte später in ähnlicher Weise durch die Araber wiederum von Bagdad und Nordafrika diesem Lande eingeimpft wurden. Inzwischen zeichnete sich doch beide Male Spanien, weil es wahrhaft überraschend entgegenkam und mit regster Theilnahme sich der verpflanzten Kenntnisse annahm,

durch die glänzendsten Fortschritte seiner Industrie und geistigen Cultur, sowie durch eine recht fruchtbare Hervorbringung trefflicher Köpfe aus. Spanien galt im zweiten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung für die reichste Provinz des römischen Staates, seine Bergwerke wurden für eine unerschöpfliche Fundgrube der nutzbarsten edlen und unedlen Metalle erachtet; dies Land gab damals dem römischen Staate seine Kaiser, wie seine geistigen Bildner, es lieferte die besten Soldaten zugleich mit den gesuchtesten Künstlern und Gewerbsleuten. Noch heute sprechen die stattlichen Ruinen der römischen Amphitheater, ihre herrlichen Brückenbauten und Wasserleitungen überzeugender, als irgend ein anderes Document, für die damalige Blüte Hispaniens.

Aber reiche Länder werden in den Zeiten großer Völkerstürme durch ihren Ruf am meisten erstrebt, weil sie die sicherste, die ergiebigste und am längsten ausdauernde Beute verheißen. So wälzten sich auch seit der großen Völkerwanderung unaufhaltsam germanische und asiatische Volksstämme nach der pyrenäischen Halbinsel, durch welche die vorhandene geistige und bürgerliche Wohlfahrt des unglücklichen Landes fast von Grund aus vernichtet wurde. Unter den wild durchschwärmenden Vandalen, unter den rohen Sueven, unter den häufigen grausamen Bürgerkriegen und den kaum unterbrochenen kirchlichen Strei-

tigkeiten während der westgothischen Herrschaft konnte der frühere Wohlstand Spaniens nicht wieder neu begründet werden. Aber am Ende der großen Völkerstürme von Osten über das mittlere Europa sollte Spanien wiederum zuerst von der entgegengesetzten Seite die heftigsten unwiderstehbaren Angriffe erfahren. Durch die Lage der pyrenäischen Halbinsel gegen Afrika wurde ein neues schweres Schicksal über dieses Land verhängt, das jedoch in den darauf folgenden Zeiten, wie dereinst die Eroberung durch die Römer, in einen sehr wohlthätigen Vortheil für seine fernere Entwickelung sich verwandeln sollte. Der Islam brach von dieser Seite in Europa ein, und erst die Pyrenäen, wenn sie auch einige Male siegreich von den Arabern überschritten wurden, bildeten die späterhin nicht angefochtene Scheidegrenze zwischen dem Christenthum und Muhamed's Lehre. Aber nachdem die Araber die Eroberung des Landes mit kräftiger Hand sich gesichert hatten, nachdem ein eigenes Khalifat zu Cordova für diese neuen Besitzungen des Islam in selbständiger Verwaltung errichtet war, entfaltete sich auch wiederum auf der pyrenäischen Halbinsel rasch das orientalische Leben in seiner fruchtreichsten Gestalt, und dürfte wol kaum irgendwo anders im Oriente mit lebhafterer Energie, in stattlicherer üppiger Fülle und Ausdauer sich gezeigt haben, als grade hier. Allerdings bietet sich von selbst bei

einer Bevölkerung, die ein Gemisch von Volksstämmen dreier Erdtheile in sich trug, hiefür eine angemessene Erklärung dar, wenn man noch dazu die klimatischen und localen Verhältnisse in Anschlag bringen will.

Die Hochschulen und Manufacturen des orientalischen Spaniens wurden fast aus allen Ländern Europas, sowie aus den des zunächst benachbarten Afrikas, aus Syrien und Klein-Asien aufgesucht. Sie wirkten bis in das dreizehnte Jahrhundert als Musteranstalten selbst für solche Länder, in denen die geistige und technische Cultur damals noch am meisten hervorragte, wie dies bei den Staaten Italiens und dem südlichen Frankreich der Fall war. Aber der innere politische Verfall des Khalifats konnte die erfreuliche Blüte eines solchen Zustandes nur für einen kürzeren Zeitraum erhalten. Durch die vielfachen inneren Streitigkeiten der Muselmänner wurde den kleinen christlichen Reichen auf der Halbinsel überaus erleichtert, den Umfang ihrer Grenzen zu erweitern und sofort in starken Vertheidigungsstand durch eine Reihe von kleinen befestigten Städten und Burgen zu setzen. Dies Fortschreiten der christlichen Reiche würde indeß mit einem noch weit glücklicheren Erfolge gekrönt gewesen sein, wenn nicht die christlichen Fürsten selbst, in schmählicher Zwietracht unter einander, den Kampf gegen den gemeinschaftlichen Feind sich er-

schwert hätten. Doch auch eines nicht geringen mittelbaren Vortheils erfreuten sich die christlichen Bewohner Spaniens, daß es nur zu einer sehr allmäligen Abwickelung dieses gegenseitigen Vernichtungskampfes kam, in welchem sie bei seiner fast achthundertjährigen Dauer, wol mit der bekannten nationalen aber graziösen Uebertreibung, nicht weniger als 3700 Schlachten mit dem Muselmanne ausgefochten haben wollen, das ist durchschnittlich fast fünf Schlachten in jedem Jahr.[1]) — Die höhere wissenschaftliche und industrielle Cultur des Gegners ging eben so allmälig auf den christlichen Spanier über und blieb dadurch um so sicherer gestellt: in den mit großer Anstrengung nach unsäglichen Kämpfen eroberten Städten und Landschaften erhielten sich treffliche Einrichtungen in ihrer wohlthätigen Wechselwirkung, ohne daß danach weiter gefragt wurde, ob sie dem Feinde der Christen ihren Ursprung zu verdanken hatten. Dieser langwierige Kampf, mit wie schauderhafter Grausamkeit er namentlich in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters auch hier geführt werden mochte, galt nur die Ueberwältigung der Menschen, nicht damit zugleich die frevelhafte Vertilgung ihrer Werke.

Von mehreren kleinen christlichen Reichen wurde

---

1) Ranke Fürsten und Völker, Bd. I, S. 136.

der Kampf zu gleicher Zeit geführt; jedes derselben machte seine eigenen Eroberungen. Ein harter Kampf, oft bis zur verzweifelten Gegenwehr auf einzelnen Punkten durchgefochten, schloß in diesen Reichen Fürst und Volk durch ihr gemeinschaftliches Interesse näher an einander. Bei dieser innigen Vereinigung in Freuden und Leiden, bei dieser nur durch tägliche Opfer zu erringenden gemeinschaftlichen Selbsterhaltung, wurden auch Rechte zu gemeinschaftlichem Genusse zwischen Fürst und Volk getheilt, die in anderen Ländern, wo germano-romanische Staatsverfassung sich ausgebildet hat, gesondert der Regierung des Fürsten und den Ständen obzuliegen pflegen. Unter solchen Umständen bildeten sich landschaftweise die Privilegien der einzelnen Provinzen, welche als Grundgesetze alle Verhältnisse und Leistungen der Unterthanen gegen ihren Oberherrn feststellten, aber auch nicht weniger die Verpflichtungen des Fürsten bestimmten, sodaß bei gegenseitiger treuer Erfüllung derselben ein größeres Vertrauen des Fürsten auf sein Volk, ebensowie anderseits eine innigere Anhänglichkeit der verschiedenen Stände an ihren Landesherrn hervorgerufen werden mußten. Und in der That wurde auch in den Staaten der pyrenäischen Halbinsel während des Mittelalters eine weit zuverlässigere Unterstützung wechselseitig zwischen den Fürsten und den Ständen angetroffen, als dies im Allgemeinen von den meisten der

damals feudalständisch gebildeten Staaten eingeräumt werden kann.

Eine wichtige Stelle in diesen Grundgesetzen behaupteten inzwischen die Bestimmungen über die Thronfolge. Von der freien Wahl unter der Herrschaft der Westgothen ausgegangen, war sie innerhalb der ersten zwei Jahrhunderte des neu gegründeten christlichen Königreichs in den asturischen Gebirgen auf ein einziges fürstliches Geschlecht beschränkt. Es war dies der Uebergang zur natürlichen Erbfolge, aber man verblieb bei der Wahl bis auf König Alfons III, welcher 910 seine Herrschaft wie ein freies Eigenthum unter seine beiden Söhne vertheilte.[1] Es konnte nun folgerecht geschehen, daß auch unmündige Kinder auf dem Throne saßen, wie dieser Fall schon zweimal im Laufe des zehnten Jahrhunderts eintrat, bei Ramiro III, 967, und bei Alfons V, 999. Nicht minder aber behaupteten auch die weiblichen Nachkommen, wenn die männlichen ausgestorben waren, ihre Ansprüche auf die Erbschaft des Reichs, wodurch dasselbe immer mehr das Ansehen des völligen Eigenthums einer einzigen herrschenden Familie erwerben

1) Vergleiche Mignet négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV, accompagnés d'un text historique et précédés d'une introduction, etc., Paris 1835, 2 Vol. 4. bis jetzt, Bd. I, S. 1—14.

mußte. Die Erbprinzessin Sancha brachte nach dem kinderlosen Absterben ihres Bruders Bermudo III das Königreich Leon 1037 als Erbgut an ihren Gemahl Ferdinand I von Castilien, welche Grafschaft derselbe gleichfalls durch eine Erbtochter, seine Mutter Nuña, die Erbin ihres Bruders, des Grafen Garcia's, erworben hatte. Noch nicht hundert Jahre später wurden die vereinigten Königreiche Castilien und Leon durch die Heirath der Erbprinzessin Urraca, 1109, an den Grafen Raymund von Bourgogne gebracht, einen jüngeren Zweig dieses französischen Hauses. Durch denselben wurde die erste ausländische Dynastie in den christlichen Reichen auf der pyrenäischen Halbinsel begründet. Zerstückelungen in diesem Reiche, die durch Theilung zwischen mehreren Söhnen eines und desselben Königs entstanden waren, wurden wiederum vereinigt, indem die Erben der getrennten Reiche sich wieder miteinander vermählten, wie 1217 Berenguela, die Erbin von Castilien, mit Alfons IX, König von Leon.

Aber auch in den andern Staaten Spaniens war der weibliche Erbe zur Thronbesteigung zugelassen; denn in Aragonien hatte Petronilla, die Tochter Ramiro's des Mönchs, 1137 dies Reich als Erbin in Besitz genommen und ihrem Gemahl Raymund Berengar, Graf von Catalonien, zugebracht [1]), sowie in

1) Zurita Annales de la corona de Aragon, Aus-

Navarra Johanna I 1274 ihrem Vater Heinrich I als Erbtochter in der Regierung folgte, und zehn Jahre später, bei ihrer Vermählung mit König Philipp dem Schönen von Frankreich, dies Reich als Mitgift der Vertheidigung eines ausländischen Fürsten überließ. Unterdessen war in Castilien staatsrechtlich die Thronfolgeordnung in Bezug auf das Näherrecht der weiblichen Nachkommen vor den entfernteren männlichen genauer festgestellt worden, wodurch eine Eigenthümlichkeit in der Erbfolge der herrschenden Dynastie sich bildete, die unter allen romano=germanischen Reichen nur für den englischen Thron späterhin ein gleiches Beispiel fand. Dies geschah durch die Las siete Partidas des Königs Alfons X des Weisen (das aus sieben Theilen bestehende Gesetzbuch)[1]), welche 1260 bekannt gemacht wurden. Das zweite Gesetz des funfzehnten Titels in der zweiten Partida handelt von dem Vorzugsrecht bei der Erbschaft der Krone Castiliens, und stützt sich auf die von seinem Vorgänger, dem Könige Ferdinand III, gegebene Ley de Señorio uno (1236), welche die Untheilbarkeit

gabe von 1610, Bd. I, S. 57. vergl. mit Mignet a. a. O. I, S. 14.

1) Vergl. mein Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa, Bd. III, S. 181 u. 118 mit Mignet a. a. O., Bd. I, S. 15—18.

aller mit der Krone Castilien vereinigten Staaten anbefiehlt. Es setzt als Ley de Mayoria die Vererbung des Reichs Castilien nach dem Rechte der Erstgeburt fest, sodaß nach dem Tode des ältesten Sohnes die nachgeborenen Söhne in gerader Linie zur Thronfolge gelangen; wenn aber keine Söhne vorhanden sind, die Töchter gleichfalls nach dem Rechte der Erstgeburt, mit Ausschluß aller männlichen Nachkommen aus den in der Verwandtschaft entfernter stehenden Linien, den Thron besteigen sollen. Demnach erlangt die Tochter des ältesten Prinzen, wenn derselbe noch bei Lebzeiten seines regierenden Vaters verstirbt, das Vorzugsrecht zur Thronfolge vor allen noch vorhandenen Söhnen dieses Königs, und auf gleiche Weise geht in allen übrigen Verwandtschaftsgraden der weibliche Erbe in näherem Verwandtschaftsverhältnisse mit dem zuletzt regierenden Fürsten dem männlichen in entfernterer Linie voraus. Das Gesetzbuch des Königs Alfons X, welches diese für die innere Ruhe jedes Reiches sehr bedeutsamen Bestimmungen enthielt, und auf dessen fernere sorgfältige Beachtung eine ernste Ermahnung des Königs Alfons XI im Jahre 1338 hinwies, stand jedoch während des Mittelalters nur in rechtsgültiger Kraft für die zur Krone Castilien gehörigen Länder. Aber durch das ordeniamento real unter der Regierung der Königin Isabella 1496 ergänzt, erlangte dasselbe auf dem Reichstage zu Toro,

1505, nach dem Tode der Königin Isabella, auf besondere Veranlassung des Königs Ferdinand des Katholischen von Aragonien und unter Zustimmung der versammelten Reichsstände beider vereinigten Reiche, allgemeine Anwendung für die Gerichtshöfe von ganz Spanien, mit alleiniger Ausnahme der damals noch nicht völlig einverleibten baskischen Provinzen und Navarra. Auf demselben Reichstage wurden 83 neue Verordnungen, die Gesetze von Toro (las leyes de Toro) gegeben und als weitere Ergänzungen den Siete partidas hinzugefügt. Die vierzigste unter diesen bezieht sich wiederum auf die Thronfolgeordnung und erneuert vollständig die Ley de Mayoria des Königs Alfons X; sie wurde nicht nur von der Königin Johanna, der Erbtochter Castiliens, genehmigt, sondern sie erhielt auch die beifällige Zustimmung ihres Gemahls, des Königs Philipp des Schönen aus dem Hause Habsburg, und dadurch gewann sie die rechtsgültige Kraft eines Familiengesetzes für die Dynastie Habsburg auf dem spanischen Throne.

Unterdessen aber hatten sich Jahrhunderte hindurch die ständischen Privilegien und Rechte, besonders was ihr Verhältniß der Unterthanenpflicht gegen die Krone anbelangt, für die einzelnen Provinzen in anerkannter rechtsgültiger Kraft befestigt. Sie sollten auch aufrecht erhalten bleiben, als mehrere derselben nach und nach zu einem gemeinschaftlichen Königreiche

vereinigt wurden. Sie standen daher noch unverändert, mindestens in dem Umfange ihrer Ansprüche unangetastet, wenn auch nicht immer mit der früheren Energie vertheidigt, als bei der letzten Ueberwältigung der Reste unabhängiger Maurenherrschaft im Jahre der Entdeckung Amerikas, die meisten Landschaften Spaniens unter die alleinige Herrschaft der beiden Reiche Aragonien und Castilien gekommen waren. Deren Beherrscher verschiedenen Geschlechts konnten das Beispiel früherer Jahrhunderte wieder zurückführen und durch ihre Vermählung die Vereinigung beider großen Staaten vermitteln. Bei ihrem Leben blieb die Verwaltung derselben noch politisch getrennt, aber ihr gemeinschaftlicher Erbe stand nach dem Tode seines Großvaters Ferdinand's des Katholischen als der alleinige Gewalthaber in allen diesen Ländern der pyrenäischen Halbinsel. Damit verband er die ausgedehnten Besitzungen dieser Kronen in Italien, auf den westlichen Inseln des mittelländischen Meeres und im neuentdeckten, aber in seinen Schätzen noch nicht erkannten, transatlantischen Erdtheile: er darf zuerst als der eigentliche Schöpfer der spanischen Monarchie und seiner Präpotenz angesehen werden. Denn mit Karl V wurden die Ansprüche des Hauses Habsburg von dessen Vater Philipp dem Schönen, dem einzigen Sohne des Kaisers Maximilian I und Gemahl der Königin Johanna, der in

seiner zweijährigen Regierung (1504 — 6) nur das Reich Castilien beherrscht hatte, zugleich mit der Erwerbung Aragoniens und der italienischen Besitzungen, als Erbschaft von Ferdinand dem Katholischen, vermittelst derselben Königin Johanna, der gemeinschaftlichen Tochter Ferdinand's und Isabella's, verknüpft: auf solche Weise war aus mehreren spanischen Herrschaften ein einziges Königreich Spanien gebildet worden. Es war aber ein höchst eigenthümlicher Zustand, in welchem der sechszehnjährige Karl V diesen großen umfangsreichen Erbstaat übernahm (1516), der, ganz abgesehen von den beträchtlichen Besitzungen dieser beiden ererbten Kronen, auch noch die burgundische Erbschaft in den Niederlanden von seiner Großmutter Maria umfaßte und glänzende Aussichten im deutschen Reiche bei dem bald zu erwartenden Tode des Kaisers Maximilian eröffnete.

Spanien war indeß damals kein in sich geschlossener Staat im heutigen Sinne des Worts, kein Staat von organischer Einheit [1]), von einem einzigen und durchgehend herrschenden Interesse. Ungeachtet der vieljährigen Kriege jenseits der pyrenäischen Halbinsel war die Vereinigung des Staates nicht durch Eroberung zusammengebracht. Die einzelnen Theile desselben waren nicht so miteinander verschmol-

1) Ranke, Fürsten und Völker, Bd. I, S. 100.

zen, daß irgend eine Provinz dabei ihre einheimischen Rechte eingebüßt hätte, oder daß etwa bereits damals das Hauptland gegründeten Anspruch erheben konnte, die übrigen Länder nach seinem hervorstechenden besonderen Interesse zu beherrschen. „Spanien bestand vielmehr damals aus coordinirten Theilen, von denen jeder sein eigenes Recht hatte, aus einer Menge einzelner Landschaften verschiedener Nationalabkunft, abweichender Gesetze, widerstrebenden Interesses, jedoch gleichartiger Berechtigungen.“ Die später erfolgte Vereinigung ganzer Staaten beruhte fast ausschließlich, wie in dem östreichischen Staate bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, auf Verheirathung und den davon abgeleiteten Erbansprüchen; der Fürst verband die Länder, dem sie zugefallen waren, aber zu jedem Lande befand er sich fast in einem andern Verhältnisse.

Die auswärtigen vielfach verwickelten Händel dieses ersten Königs von Spanien aus Habsburgs Stamm, seine später erlangte römische Kaiserwürde hielten ihn ab, der Verwaltung der spanischen Monarchie diejenige Aufmerksamkeit zu widmen, welche die in derselben vorhandenen hochwichtigen Staatskräfte erforderten. Karl V führte durch, was leicht gelang, das Schwierigere vermied er gänzlich, oder verschob es doch auf gelegnere Zeit; bisweilen mußte er erst durch offenbare Verletzung zu thätigeren Maß-

regeln für seinen Vortheil gereizt werden[1]). Spaniens innerer Wohlstand schwankte schon damals in vielen Beziehungen, denn dies Land blieb durch angeborene Indolenz seiner Bewohner nur auf der einmal errungenen Stufe der physischen und technischen Cultur stehen, wo andere Völker, dadurch erst recht lebhaft angeregt, zu noch weit glänzenderen Fortschritten fortgetrieben zu werden pflegen.

Karl's Nachfolger und einziger Sohn, Philipp II, gehörte, im Gegensatz zur Politik seines Vaters, bei der Verwaltung seiner Staaten vorzugsweise dem Spanischen an. Von dem Erbreiche seines Vaters hatte er nur die deutschen Lande in engerer Bedeutung an seinen Oheim, den Kaiser Ferdinand, abgetreten, da die Niederlande und Belgien ihm verblieben waren. Er mühte sich ab, eine Einheit in der Staatsverwaltung seines Reichs herzustellen, die in ihm selbst überall die leitende Kraft besitzen sollte. Er strebte in der That nach der zweideutigen Ehre, als Alleinregent im vollen Sinne des Wortes für seinen Staat zu gelten, Alles selbst schriftlich mit seinen höheren Staatsbeamten zu verhandeln, nichts durchgehen zu lassen, was nicht von ihm selbst an=

---

1) Ranke a. a. O. I, S. 107. und die Relazione des Tiepolo in der Anmerkung daselbst.

geordnet oder entschieden war [1]). Wenn auch unermüdlich in der Ausführung seiner von ihm einmal gefaßten Vorsätze, blieb er doch gemeinhin lange schwankend bei der Wahl seiner Entschlüsse, und deshalb erschien überhaupt seiner gesammten Cabinetsregierung der Charakter des langsamen Handelns aufgeprägt. Da er überdies keinen Sinn dafür besaß, die gegenseitigen Vortheile der von ihm beherrschten Völker nach ihren eigenthümlichen Landesverfassungen auszugleichen, da er nur auf passiven Gehorsam und auf die Masse der Hülfsmittel, ohne Rücksicht auf die Erhaltung ihrer Quellen hinarbeitete, da von ihm endlich die selbstthätige Liebe des Volks, die freie geistige Entwickelung, das gegenseitige Vertrauen zwischen Fürst und Volk in ihrem hohen Werthe unbeachtet gelassen, oft absichtlich vernichtet wurden, so stürzte Spanien sehr bald nach seinem Tode von der Höhe seiner politischen Macht herab. Aber es büßte damit nicht nur sein politisches Ansehen ein, es verlor auch nicht lange darauf die Blüthe seines geistigen und industriellen Nationallebens, um es in seinem früheren Glanze bis auf die jetzige Zeit nicht mehr wieder zu erreichen. Was aber unmittelbar aus dem eng=

---

1) Vergl. Mignet Introduction zu den oben angeführten Négociations, S. XXII aus handschriftlichen Relazioni.

herzigen Verkennen der Interessen eines Staates erfolgen muß und nur selten lange auf sich warten läßt, erlebte König Philipp II selbst noch in den letzten Jahren seiner Regierung. Er sah sein Reich an Menschen erschöpft [1]), mit Schulden beladen, dagegen seine Feinde und Rebellen mächtig, frisch, zum Angriff gerüstet. Zu diesem doppelten Unglücke gesellte sich aber noch ein Nachfolger, der schon damals das Urtheil zu rechtfertigen schien, daß er weder den kräftigen Feinden seines Reichs zu widerstehen, noch den vielfachen Uebelständen einer alle Hülfsquellen verschwenderisch verzehrenden Staatsverwaltung abzuhelfen verstehen würde. Denn Philipp II äußerte noch am Rande des Grabes selbst zu seiner Tochter Isabella und ihrem von ihm geachteten Gemahl, dem Erzherzog Albrecht von Oestreich: „Zu der Gnade, ihm ein so großes Reich zu geben, habe Gott die andere, ihm einen Nachfolger zu schenken, der dasselbe ferner zu regieren vermöchte, nicht hinzufügen wollen; daher empfehle er ihnen Beiden das Reich". [2]) Aber daran gedachte der sonst empfindungslose Selbstherrscher in diesem Augenblicke nicht, daß er den abgestumpften Geist seines Sohnes selbst als ein Product

1) Ranke a. a. O. Bd. I, S. 129.

2) Ranke a. a. O. I, S. 130. nach einer gleichzeitigen Relazione della vita del re di Spagna.

seiner systematischen Tyrannei gegen jede freisinnige geistige Bildung, gegen jedes selbständige Urtheil über die Ereignisse der Zeit zu betrachten habe.

Was aber erachtete König Philipp II für den hohen Gewinn, den er durch Jahre lange unablässige Anstrengungen errungen zu haben vermeinte? Die Beseitigung aller Hindernisse, welche die früheren Privilegien der größeren Reiche seiner Herrschaft, mit Ausnahme der von ihm in ihren Landesfreiheiten unangetasteten baskischen Provinzen, den gebieterischen Anforderungen seiner Staatsverwaltung entgegenstellen konnten. Dafür war ein mächtiges stehendes Heer aufgestellt, zu dessen Erhaltung nicht blos dem spanischen Reiche in Europa unerschwingliche Auflagen bis zur völligen Erschöpfung aller Kräfte abgefordert werden mußten. Dazu erschien auch als unumgänglich nothwendig die Erhaltung einer überaus zahlreichen Flotte, um für die jährlich stärker erforderte Ergänzung des Geldes [1]), durch Herbeiführung reicher Schätze an edeln Metallen und anderen kostbaren Waaren aus Amerika und Ostindien, ausreichend zu sorgen, die aber grade dadurch Spaniens Unglück noch unaufhaltsamer beschleunigten. Denn der Reichthum dieser mit geringer Anstrengung erworbenen Handelsvortheile ließ die wichtigsten Gegenstände der

1) Ranke a. a. O. I, S. 379.

eigenen physischen und technischen Cultur in Spanien erschlaffen, einige erstickte er auch gänzlich, wie den Bergbau, der bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fast wie verschwunden anzusehen war. Aber Heer, Flotte und Auflagen schienen nicht stark genug zu sein, um die politische und die geistige Freiheit in den seinem Regierungscharakter angemessenen Schranken gegen alle königliche Befehle zu halten. Als das erwünschteste Hülfswerkzeug bot sich dafür die Inquisition dar, durch welche in der That die absolute Auctorität der königlichen Majestät für Spanien vollendet wurde, indem sie selbst den Einfluß des Papstes und der Geistlichkeit der Strafgewalt dieses politischen Glaubensgerichtes unterordnete. Kein Geschäft, kein Amt, kein Stand stellte unter Philipp II und seinen beiden unmittelbaren Nachfolgern vor diesem Gerichte sicher. Handel, Gewerbe, Künste, Marine, Dienst, Soldatenpflicht, selbst die Zahlung der Abgaben konnten unter mancherlei Vorwänden als Ketzerei gedeutet werden und einen Gegenstand der Untersuchung für die Inquisition darbieten. Gewährt uns doch Llorente [1]), der unbefangene Nationalgeschichtschreiber der spanischen Inquisition, mehrere Beispiele,

---

1) Histoire critique de l'inquisition d'Espagne, Paris 1817, 4 vol. 8.; Bd. I. S. 402, Bd. II. S. 397, Bd. IV. S. 123; vergl. mit Ranke a. a. O. I, S. 243.

daß der Verkauf von Pferden oder Munition nach Frankreich als strafbare Ketzerei vor dieses Glaubensgericht gebracht wurde. Daher darf es uns nicht wundern, wenn der päpstliche Nuncius Visconti in Spanien bereits im Jahre 1563 erklärte, daß der römische Stuhl eine große Verminderung seines Ansehens der Einführung dieser strengeren Form der Inquisition zuschreibe [1]). Nicht anders äußert sich darüber der venetianische Gesandte Antonio Tiepolo vier Jahre später (1567) [2]), in seinem Berichte über die Gesandtschaft an den spanischen Hof: „Der Papst habe gradezu ein Interesse, der Inquisition in den Weg zu treten, und thue es, so oft er es könne; dagegen müsse der König für seinen eigenen Vortheil soviel als möglich dieses Institut noch erweitern.“ Es war aber der Einfluß derselben auf die verschiedenartigsten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bereits unter Philipp II. so weit ausgedehnt, daß nach einer Beschwerdeschrift der Cortes [3]) schon Jeder, welcher nur einmal vor der Inquisition angeklagt worden war, fernerhin für ehrlos gehalten wurde, daß die

---

1) Llorente a. a. O. Bd. II, S. 282 und Ranke I, S. 243.

2) Ranke a. a. O. I, S. 244 nach dem handschriftlichen Berichte.

3) Ranke a. a. O. I, S. 245.

Söhne und selbst die Enkel der Verurtheilten, deren Güter überdies confiscirt waren, noch dazu jeden Anspruch auf eine Stelle in einer königlichen Behörde oder in einem städtischen Verwaltungsamte verloren hatten. Dabei darf ferner nicht übersehen werden, daß unter der Regierung Philipp II bei diesem Gerichte die Namen der Zeugen verschwiegen werden durften, und daß späterhin mehr als einmal falsche Ankläger auf dem Todbette ihr trügerisches Zeugniß widerrufen haben. Rechnet man nun endlich noch dazu, daß das ganze gerichtliche Verfahren der Inquisition geheim [1]) und mit einem mysteriösen kirchlichen Pomp gehalten wurde, daß jedes Zwangsmittel zur Erpressung eines Geständnisses angewandt werden konnte, daß jeder Stand, jedes Geschlecht und jedes Alter derselben unterworfen blieb, daß geheim gehaltene Rache vor diesem Gerichte die bequemste Gelegenheit fand, ihre Lust nach Gutdünken auszuüben, so schaudert man zusammen vor der schrankenlosen Macht eines solchen Schrecken-Tribunals, jedoch mehr noch vor der tyrannischen Herrschsucht des Gewalthabers, auf dessen Willen es sein Urtheil vollzieht. — Aber das unvertilgbare Wort der Geschichte läßt auch für solche Zeit zur Warnung der Völker ein bleibendes Denkmal zurück. Denn wo in dieser Art die

1) Ranke a. a. O. I, S. 246.

geistige Freiheit einmal erstarrt ist, wo auf künstliche Weise gradezu die Entwickelungsfähigkeit im Volke über ein Jahrhundert durch die Regierung zurückgehalten wird, da wird auch wiederum mehr als ein Jahrhundert erfordert, um die volle Seelenthätigkeit für die Masse des Volks von neuem zu gewinnen. Aber die Menschheit fühlt sich inzwischen auf diesem Theile des Erdbodens um ein heiligstes der ihr von Gott anvertrauten Güter frevelhaft getäuscht.

Philipp III dreiundzwanzigjährige Regierung (1598—1621) entsprach allerdings durch die That dem vorgefaßten Urtheile seines Vaters. Den erschütterten, stark angegriffenen Staat ließ er völlig entkräftet zurück. Nur einen einzigen Act geistiger Thätigkeit vemochte man an ihm zu bemerken, wenn es eine maßlose Verschwendung der mühsam aufgebrachten Geldmittel für Kirchen und Klöster galt. Mit jedem Jahre wuchs in Spanien stärker die Menge der geschäftslosen Geistlichen und der dem klösterlichen Leben gewidmeten Personen. Die Zahl der Nonnenklöster stieg bis auf 988, wobei jedes einzelne zahlreich besetzt war. Unter den spanischen Mönchen, deren Klöster man damals sogar in noch neunfach stärkerer Anzahl bis auf 9000 angab, zählten, nach Davila's Regierungsgeschichte Philipp's III [1]), die

1) Felipe III, c. 85 bei Ranke a. a. O. I, S. 409.

beiden Orden der Franciscaner und Dominicaner allein 32,000 Mitglieder, so wie von demselben Schriftsteller in den beiden Bisthümern Pampelona und Calahorra sogar 20,000 geistliche Personen angeführt wurden. Die Cortes wiederholten oftmals ihre Klagen, daß auf solche Weise zuletzt alle Ländereien des Königreichs durch Schenkung und Kauf an die Geistlichkeit kommen würden. Aber auch die Mehrzahl der übrigen Bewohner Spaniens, der früheren selbständigeren Lebensweise in ihren vielfachen Beziehungen fast wie durch Staatszwang entwöhnt, gab sich dem Müßiggange hin. Die Einen, wie Ranke sagt [1], unter dem Namen von Adeligen (die man allein im siebzehnten Jahrhunderte bereits für ein ganzes Eilftheil der Bevölkerung berechnete), die Andern unter der Kappe von Bettlern. Besonders waren die Hauptstädte der einzelnen Reiche mit Bettlern überfüllt, namentlich Madrid, Sevilla, Valladolid und Granada. Man sah nach dem Zeugnisse des Damian de Olivarez [2]) Vasallen mit Haus und Familie aufbrechen, um sich

---

Wegen der Zahl der Mönchsklöster Gonçalo de Céspedes y Meneses historia de Felipe III, S. 582 und Raumer's neuere Geschichte Europa's Bd. V, S. 449.

1) Fürsten u. Völker Bd. I, S. 410.

2) Ebendaselbst.



der Bettelei zu ergeben. Dafür aber mußten die nothwendigsten Gewerbeerzeugnisse, wie Leinwand, Tuch und Papier aus fremden Häfen eingeführt, oder mindestens von ausländischen Arbeitern und Fabrikunternehmern in Spanien angefertigt werden. Schon im zwölften Regierungsjahre des Königs Philipp III fand man in den Ländern der Krone Castilien allein 10,000 Genueser und über 160,000 Fremde überhaupt, welche sich nur mit dem Handel und den von den Spaniern verachteten Gewerben beschäftigten. Neun Jahre später (1619) gesteht Sancho de Moncada in patriotischer Entrüstung ein [1]), daß die Spanier von den Ausländern in der heimischen Industrie ganz verdrängt worden wären, allerdings durch deren besseren Geschmack und durch wohlfeilere Preise für ihre Waaren. Daher gewönnen diese Ausländer alljährlich über 25,000,000 schwere Thaler an Spanien, aber man müßte sie als ein nothwendiges Uebel dulden, denn ohne ihre Hülfe würden seine Landsleute weder schreiben noch sich kleiden können. Davila und seine Zeitgenossen stimmen in ihren Berichten über den damaligen inneren Zustand Spaniens überein, daß die Bevölkerung in den meisten Provin-

---

1) Restauracion politica de España und Capmany Memorias bei Ranke a. a. O. I, S. 410.

zen in einem erschreckenden Misverhältnisse zu dieser Zeit sich vermindert habe; sie geben mehre Beispiele in bestimmten Zahlen über einzelne Ortschaften oder Bisthümer an, und in funfzehn bis zwanzig der letzteren fand sich die Anzahl der Menschen und des Hausviehs gegen die Zeiten Philipp II um mehr als die Hälfte verringert [1]). Sie erzählen, daß man durch fruchtbare Gefilde reisen könnte, die mit Nesseln und Dornen überdeckt wären, weil ihre Eigenthümer sie verlassen hätten; daß man überall eingestürzte Häuser fände, daß ganze Ortschaften verödet lägen, daß die Kirchen leer stehen blieben. Die beiden mit Spanien rivalisirenden benachbarten Mächte, Frankreich und England, welche in steter Eifersucht auf Spaniens Handel und seine Besitzungen in Belgien und diesseits der Pyrenäen Pläne bauten, empfingen nicht selten mit Wohlgefallen die Berichte ihrer Agenten über das Dahinschwinden der spanischen Macht und Volksmasse, indem sie dadurch eines vollständigeren Gelingens ihrer herrschsüchtigen Entwürfe sich versichert hielten [2]).

In welcher Art aber hatte König Philipp III

1) Vergl. Raumer Gesch. Europ. V, S. 441—42 und Ranke I, S. 411.

2) Lettres du Cardinal d'Ossat, Nr. 70. und Ranke a. a. O. I, S. 411.

sich des gedrückten Wohlstandes seines Staates angenommen, welche Versuche hat er gewagt oder mindestens geschehen lassen, um den von allen Seiten über Spanien ausbrechenden Uebeln eine Abwehr entgegenzustellen? Er überließ die gesammte Staatsverwaltung den selbstsüchtigsten und unfähigsten Günstlingen, die leider nur darin sich unterschieden, daß der Nachfolger noch den vorhergehenden an Schlaffheit, Habsucht, Feigheit und Kopflosigkeit überbot. Der Herzog von Lerma schien während seiner zwanzigjährigen Ministerialherrschaft sein Vaterland bereits an den Rand des Verderbens geführt zu haben, wie man aus einer Vorstellung des hohen Raths von Castilien (im Febr. 1619) an den König erfährt, nachdem dieser Minister bereits über drei Monate von der Verwaltung entfernt war (13. October 1618). Seine Habsucht auf Kosten des Volks war so grenzenlos gewesen, daß er bei der größten Verschwendung in seinem Privatleben doch noch drei Jahre später, nach dem Tode des Königs in einem Staatsproceß gerichtlich verfolgt, 1,400,000 schwere Piaster als erpreßte Gelder herauszahlen konnte [1]); fürwahr eine sehr bedeutende Summe zu einer Zeit, wo die ge-

1) Ranke a. a. O. I, S. 385—86; Bassompierre XX, 248 und Raumer a. a. O. V, S. 447; vergl. mein Handbuch der Staatskunde, Bd. III, S. 189—94.

ammten Einkünfte des Reiches Castilien kaum das Doppelte des Betrags in einem Jahre erreichten, wenn nicht die rettende Hülfe aus den amerikanischen Bergwerken zufloß. Aber Lerma's eigener Sohn, der Herzog von Uzeda, der in Verbindung mit einem anderen von jenem Premierminister vielfach gebrauchten und gehobenen Werkzeuge, dem Pater Aliaga, den Sturz seines Vaters herbeiführte, um sogleich die erledigte Stelle selbst in Besitz zu nehmen, wurde von unparteiischen Zeitgenossen wegen seiner Unwissenheit, Trägheit und Liederlichkeit verspottet [1]). Von solchen Gewalthabern geleitet, die geflissentlich des Königs Scheu vor den Regierungsgeschäften nährten, mußte der spanische Staat ein sehr trauriges Bild innerer Zerrüttung darbieten, das auch dem schwachköpfigsten Fürsten nicht immer verborgen gehalten werden konnte. Aber erst in den letzten Tagen seines Lebens, wie Khevenhiller, der befreundete Geschichtschreiber des Hauses Habsburg, erwähnt [2]), bekennt Philipp III mit Betrübniß, daß er in sündlicher Schwäche seinen Günstlingen so große Gewalt eingeräumt habe, und daß kein Trostgrund stark genug für ihn sich zeige,

---

1) Khevenhiller's Annalen, Jahr 1606, S. 3042 u. Jahr 1619, S. 702.

2) Annalen Jahr 1621; Ranke a. a. O. I, S. 136 und Yannez S. 166 bei Raumer V, S. 446.

um ihm Verzeihung für dieses große Vergehen zu verheißen. Fast in Verzweifelung über sich selbst soll er die letzten Stunden verlebt, noch auf dem Todbette in größter Herzensangst ausgerufen haben: „O, wenn ich nur nicht regiert hätte, wenn ich lieber der geringste Mann gewesen wäre!"

Aber in der That konnte auch kaum noch ein rathloseres Endergebniß bei einer Regierung getroffen werden, welche nicht viel über zwanzig Jahre gedauert hatte. Alle Auflagen und Regalien waren auf das Aeußerste erhöht, und dennoch hatte man alle Einnahmen, auf die man Vorschüsse erlangen konnte, auf mehre Jahre und Jahrzehende verpfändet; der Handel war durch die übermäßigen Zölle zu Grunde gerichtet, oder er hatte sich in Folge derselben in einen gefährlichen Schleichhandel verwandelt, bei welchem die Staatskassen, ungeachtet der oft versuchten Schutzmaßregeln gegen denselben, ganz leer ausgingen, nicht selten sogar noch Auslagen für unnütze Einrichtungen übernehmen mußten. Alle Jahre brachte die Silberflotte unter Philipp III 10,000,000 bis 12,000,000 schwere Piaster nach Spanien, und dennoch reichten sie nicht einmal zur Verzinsung der Staatsschulden und zur ausreichenden Befriedigung der jährlichen, auf den gehofften Flottenertrag vorweg genommenen Vorschüsse, welche theils von den Capitalisten des Inlandes, theils von den italieni-

schen Handelsstaaten geleistet worden. Alles Silbergeld verschwand in dieser Zeit aus der pyrenäischen Halbinsel, und die angesehensten Grundbesitzer und Handelsleute konnten ihren gemeinschaftlichen Verkehr nur durch hoch ausgeprägtes Kupfergeld vermitteln.

Inzwischen geschah es grade unter dieser Regierung, daß die schmählichen Verfolgungen gegen die Moriscos, die letzten Reste der früheren Beherrscher der Halbinsel, wieder erneuert wurden und mit ihrer völligen Vertreibung aus Spanien endeten. Spanien hatte jedoch vorher bereits zu wiederholten Malen die traurige Erfahrung durchgemacht, mit wie großem Verluste für die Landescultur gewerbfleißige Bewohner aus verkehrtem Religionseifer verjagt würden. Schon unter Ferdinand dem Katholischen und der Königin Isabella waren gleichzeitig mit dem greuelhaften Vertilgungskriege gegen die Mauren in Granada (1492) achtmalhunderttausend Juden aus den beiden Reichen Castilien und Aragonien verbannt. Die erzwungenen Bekehrungen der unterworfenen Mauren zum Christenthume hatten bereits 1502 beträchtliche Scharen derselben nach ihrem alten Vaterlande jenseits des mittelländischen Meeres zurückgeführt. Nach ihrem Aufstande unter der Regierung Karl V im Jahre 1526 mußten die auf der Halbinsel zurückgebliebenen insgesammt zur christlichen Kirche übertreten, und führten seitdem den Namen Mo-

riscos als christliche Nachkommen der Mauren. Neue Bedrückungen unter König Philipp II, welche auch das völlige Aufgeben der alten Nationalsitten von ihnen verlangten, veranlaßten einen Bürgerkrieg (1566--70), welcher gleichfalls mit der Uebersiedelung einer beträchtlichen Masse der Moriscos nach dem nördlichen Theile von Afrika sein Ende nahm. Aber die stärkste abgenöthigte Auswanderung erfolgte unter Philipp III, weil die schlaffe und dabei drückende Staatsverwaltung seines Premierministers die gewerbfleißigen Moriscos fürchtete, daß sie sich den erhöhten Anforderungen des Staates und der Kirche widersetzen würden und zu ihrer Vertheidigung ihre Landsleute aus Nordafrika herüberrufen könnten. Er wollte daher das Land lieber ganz von ihnen gereinigt wissen, als einen so gefährlichen heimlichen Feind, über den größeren Theil des südlichen und mittleren Spaniens zerstreut, fernerhin für einen wesentlichen Theil der Staatsunterthanen zu rechnen haben. Demnach mußte über eine Million tüchtiger, arbeitsamer und im Ackerbau wie in den Manufacturen erfahrener Bewohner, d. i. fast ein ganzes Achttheil der damaligen Bevölkerung, Spanien verlassen, von welchen über siebenmalhunderttausend auf dem Wege umkamen, ehe sie zu neuen Ansiedelungen in Nordafrika gelangen konnten. Nur wenige befangene Schriftsteller dieser Zeit, welche mit feiler,

durch Hofgunst und kirchlichen Fanatismus genährter Feder, oder aus Furcht vor der Inquisition über dieses Ereigniß berichteten, streben mit trügerischem Lobe des kirchlichen Helden die widersinnige Schändung des Landes zu verschleiern. Denn auch in dem Augenblicke der That verdammte das nüchterne Urtheil des Katholiken, wie des Evangelischen, gleichmäßig den in seinen nachtheiligen Folgen unberechenbaren Frevel.

Dessenungeachtet aber nahm die spanische Politik an allen Kriegshändeln des südlichen und mittleren Europas, die sich in diesem Zeitalter drängender Verwirrung darboten, sehr thätigen Antheil und brachte die empfindlichsten Opfer für die Ländergier des verwandten wiener Cabinets, zumal seit dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, ohne dazu jemals durch das eigene Interesse weder aufgefordert noch genöthigt zu sein. Daher darf man mit vollem Rechte auf die damalige Staatsverwaltung Spaniens das allgemeine Urtheil anwenden, mit welchem Ranke [1]) seine Uebersicht über die Finanzen dieses Reichs unter Philipp III beschließt, indem es hier wie anderwärts durch vielfache Beispiele geschichtlicher Erfahrung als ernste Warnung sich bewährt hat: „Nicht Blindheit

1) Fürsten u. Völker I, S. 390.

ist es, nicht Unwissenheit, was die Menschen und Staaten verdirbt. Denn nicht lange bleibt ihnen verborgen, wohin die eingeschlagene Bahn sie führen wird. Aber es ist in ihnen ein Trieb, von ihrer Natur begünstigt, von der Gewohnheit verstärkt, dem sie nicht widerstehen, der sie weiter vorwärts reißt, so lange sie noch einen Rest von Kraft haben. Göttlich ist Der, welcher sich selber bezwingt; aber die Meisten sehen ihren Ruin vor Augen und dennoch gehen sie hinein."

Das Maß für Spaniens Unglück war inzwischen noch nicht ausgeleert, denn es folgte auf die geschilderte Leidenszeit ein noch erbärmlicherer Zustand unter den Regierungen der Könige Philipp IV und Karl II. Jener Fürst begann seine Herrschaft, wie mancher grausame Feigling auf dem römischen Kaiserthrone, mit glücklichen Neuerungen, mit erfreulicher Abstellung unwürdiger Misbräuche der Staatsgewalt, indem er das zügellose Regiment der Günstlinge strenger Untersuchung unterwarf, die Willkür außerordentlicher Rechtspflege und übertriebener Gerichtskosten beschränkte, bei den Steuern einige zweckmäßige Aenderungen in ihrer Vertheilung traf und für die entvölkerten Landschaften um neue Ansiedler sich bemühte. Doch war dies nur ein gehaltloser Schein gewesen, denn nach wenigen Monaten erschien er gleich seinem Vater in abgestumpfter Gleichgültigkeit

gegen alle Geschäfte der Staatsverwaltung, und abermals trat die willkürlichste Tyrannei ein, von herrschsüchtigen, ränkevollen und entarteten Günstlingen ohne Rückhalt ausgeübt. Die Häupter derselben unterschieden sich nur durch ihre Folge auf einander von den der vorausgegangenen Regierung darin, daß gleich der erste, Graf Gaspar Gusman Olivarez, nachmals zur herzoglichen Würde erhoben, der verderbteste war, während der zweite, Don Luis de Haro, mindestens den Ruf eines gewandten Staatsmanns in den auswärtigen Verhältnissen sich bewahrte und sich fern von allen zweideutigen und niederträchtigen Intriguen hielt. König Philipp IV erscheint aber bei der allgemeinen Würdigung seiner Regierung noch weniger tadelfrei als sein Vater, weil er selbst mit größeren natürlichen Geistesgaben ausgestattet war und sich dennoch absichtlich seiner Verwaltungspflicht entzog, dafür aber das königliche Ansehen durch die unmäßigsten sinnlichen Ausschweifungen, bei denen nicht einmal die äußere Decenz geschützt blieb, öffentlich dem Volke preisgab [1]). Statt neuer Geschenke an Klöster und den geistlichen Stand wurde unter ihm eine nicht minder kostbare Vergrößerung der öffentlichen Aus-

1) Raumer Gesch. Europ. Bd. V, S. 448 nach Zane relazione della corte di Spagna S. 11—18. und Aulnoy voyage d'Espagne II, S. 22.

gaben durch eine übertriebene und wahrhaft üppige Verschwendung bei Hoffesten, sowie durch eine überaus große Anzahl von Hofbeamten und untergeordneten Dienern veranlaßt [1]). Dabei konnte aber die öffentliche Noth mit jedem Jahre höher steigen, ohne daß der prunkende Hof sich weiter um sie kümmerte. Der allgemeine Geldmangel erreichte gleichzeitig seine äußersten Grenzen, selbst in der Hauptstadt fehlte es oft an den nothwendigsten Lebensmitteln. Deutsche, französische und italienische Zeitgenossen [2]), welche durch diplomatische Berichte in vertrautester Bekanntschaft mit den spanischen Staatsverhältnissen gehalten wurden, oder als Privatleute sich längere Zeit in Spanien aufhielten, stimmen darin überein, ein unglücklicheres Land als Spanien unter der Regierung Philipp IV, mehr Müßiggang unter Reichen und Armen, Männern und Frauen fände sich weiter

---

1) Raumer's Briefe aus Paris Bd. II, S. 508 – 14 nach gleichzeitigen Berichten und dessen Gesch. Bd. V, S. 450—53.

2) Khevenhiller Annal. J. 1629, S. 890. — Fontenay mémoires édit. de Petitot I, S. 192; Aulnoy voyage en Espagne, vol. I, II u. III an vielen Stellen. Grammont mémoires II, S. 247. Zane a. a. O. 81 u. 95.; Siri memorie vol. V, 167 u. VI, 7.

nicht auf Erden. Der ehrliche Khevenhiller bricht an dem genannten Orte in heftigen Unwillen aus: O über das Elend, daß in einem Lande, welches in hundert Jahren keinen Krieg und in vielen Jahren keinen Miswachs gehabt hat, überdies von außen so viele Zuschüsse erhält, doch oft bei Hofe an Lebensmitteln Mangel und in anderen Städten und Orten nicht das tägliche Brot zu bekommen ist.

Edle spanische Patrioten, wie Gonçalo de Cespedes y Meneses in seiner Regierungsgeschichte des Königs Philipp III [1]), verzweifelten an der Rettung ihres Vaterlandes, indem sie zur Erläuterung des Elendes ihrer Zeit die Erklärung aus der unmittelbar vorhergegangenen entlehnen. „Die große Unordnung, die Ausschweifungen, das Uebermaß des Aufwandes und der Gnadenbezeigungen der gesunkenen Regierung haben dieselbe dergestalt entnervt, daß wir nunmehr wol darüber zu weinen, aber sie nicht zu bessern und herzustellen vermögen. So ist denn Alles gesunken, daß nur göttlicher Beistand uns erretten kann.“ Dies Urtheil hat sich aber in dem spanischen Volke über jene beklagenswerthe Zeit bis zur heutigen Stunde erhalten, denn einer der geachtetsten spanischen Schriftsteller in der Gegenwart,

1) Angeführt bei Raumer Gesch. Europ. Bd. V, S. 455.

Sempere [1]), faßt das Urtheil in wenigen Worten scharf zusammen: „Alles artete aus während der Regierung Philipp IV“. Dahin war es mit dem schönen Lande gekommen, nachdem geistige und bürgerliche Freiheit gelähmt war, nachdem König und Volk gegenseitig ihr Vertrauen und ihre Zuneigung für einander völlig verloren hatten. In starrer Gleichgültigkeit verblieb der Herrscher bei dem entsetzlichen Elende seiner Unterthanen, als wenn dasselbe ganz außerhalb der Grenzen seiner Wirksamkeit und Beachtung gelegen hätte. Der Premierminister Herzog von Olivarez trieb aber den bitteren Hohn so weit, diesem Monarchen den Titel des Großen beilegen zu lassen und dadurch das Ausland zum spottenden Vergleich des bloßgestellten Fürsten mit einem großen Graben anzureizen, dessen Größe auch um so ansehnlicher vermehrt würde, je mehr man aus ihm fortnehme [2]).

König Philipp IV selbst vermeinte aber als Regent seiner Verpflichtung genügend entsprochen zu haben und doch in seiner monarchischen Würde völlig gerechtfertigt dazustehen, wenn er auch mit verletzender Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Unglück Je-

1) Historia del luxo de España I, S. 130, bei Raumer Bd. V, S. 499.

2) Mignet Introduction a. a. O. S. XXIX.

dermann um Rath über die allgemeine Noth befragte [1]), ihn ruhig anhörte, aber weder das Geringste davon befolgte, noch irgendwie in seinen Verschwendungen sich dadurch stören ließ. Eben so wenig wurde er aus seinem Sinnestaumel aufgerüttelt, als das Königreich Portugal, sechzig Jahre lang mit seiner Krone vereinigt, in kühner Erhebung geringer Streitkräfte sich losriß (December 1640) und standhaft unter Johann von Braganza seine Unabhängigkeit gegen das große Nachbarreich behauptete [2]). Die gänzliche Erschöpfung der Hülfsmittel Spaniens und ihre zwecklose Verwendung unter ganz ungeschickter Leitung zeigten sich indeß bei dieser Gelegenheit in so auffallender Blöße, daß die Vertreibung der Spanier aus Portugal und seinen Colonien überall unblutig ausfiel. Aber auch die ferneren Kriegsunternehmungen Spaniens zur Wiedereroberung dieses Reiches ließen kaum jemals günstige Aussichten für sich erkennen, wenn es nicht nach dem Tode des Königs Johann IV von Portugal (1656) die eigene Unfähigkeit seines Nachfolgers Alfons VI gewesen wäre, die nicht selten in ganz wahnwitzige Handlungen überging. Indeß selbst diese wurde nicht mit

1) Ranke a. a. O. Bd. I, S. 412.

2) Vergl. Raumer a. a. O. Bd. V, S. 465—79.

rechtem Ernste von spanischer Seite benutzt, und so mußte denn achtundzwanzig Jahre nach dem Abfall Portugals dessen Selbständigkeit auch von dem madrider Cabinete anerkannt werden (13. Febr. 1668), wenn es nicht selbst noch größere Verluste aufs Spiel setzen wollte. Dennoch war diese Verringerung des Länderbestandes für die spanische Monarchie leichter zu übersehen, weil die Einverleibung Portugals nur wenige Jahre gedauert, weil bei dem großen Nationalhasse der Portugiesen gegen die Spanier auf langen Besitz niemals gerechnet werden konnte, und doch bei jeder Verwickelung der spanischen Politik ein Ueberfall von diesem Lande aus befürchtet werden mußte, endlich Portugal überhaupt nur von Spanien als eine Vermehrung seiner Einkünfte betrachtet worden, ohne Berücksichtigung seiner Rechte und Gewohnheiten, seines Nationallebens und Wohlstandes, als ein bedeutungsloses Land, das trotz seiner Nähe Philipp IV während seiner ganzen Regierung nicht einmal seiner persönlichen Anwesenheit gewürdigt hatte.

Aber das fernere Bestehen des spanischen Staates, oder mindestens doch seine Unabhängigkeit erschien gefährdet, wenn in den Provinzen an den Pyrenäen, dem natürlichen Bollwerke des Reichs, die Herrschaft unsicher wurde, und wenn eine große ausländische Macht hier einen gebieterischen Einfluß erlangte. Dennoch wurde trotz der Ohnmacht des Staates diese

Gefahr nicht vermieden, indem der allmächtige Minister Olivarez in den vielfachen und so verschiedenartigen Privilegien der einzelnen Reiche die Hauptursache des damaligen Nothstandes der spanischen Krone erkannt zu haben glaubte, und diese Ansicht auf seinen Nachfolger in der Leitung der spanischen Staatsverwaltung überging, wie sehr derselbe auch sonst von jenem abweichen mochte. Die Aufhebung dieser Privilegien, für deren Erhaltung als Grundgesetze jedoch die Bewohner dieser Provinzen mit Gut und Blut zu kämpfen sich stets bereit fühlten, blieb leider der Zielpunkt des madrider Hofes. Dadurch wurde der höchst gefährliche Aufstand Cataloniens veranlaßt, welcher zugleich dem französischen Staate die erwünschte Veranlassung gewährte, nicht nur in die inneren Angelegenheiten Spaniens sich einzumischen, sondern auch für die Zukunft auf einen Verbündeten zwischen den Pyrenäen und dem Ebro gegen das madrider Cabinet rechnen zu können.

Die aus den Abgeordneten der drei Stände gebildeten Cortes von Catalonien besaßen das Recht, über alle wichtige Landesangelegenheiten, besonders aber über alle Bewilligungen und Vertheilungen der Steuern, Aufstellung von Kriegsmannschaften und Einführung neuer gesetzlichen Bestimmungen zu berathen. Sie durften zwar nur durch den Willen des Königs einberufen werden, wurden aber auch nach

ihrer Auflösung durch einen Ausschuß von sechs Mitgliedern, je zwei aus den drei Ständen, vertreten, welcher angewiesen war, über die gesammte Verwaltung des Landes die Aufsicht zu führen, vorzugsweise aber über die genaue Beobachtung der Landesverfassung und Gesetze zu wachen, die Verwaltung der Steuern zu leiten und bei vorgefallenen Beeinträchtigungen dem Könige und dem Statthalter des Landes dagegen Vorstellungen zu machen. Herzog Olivarez hatte bereits zu wiederholten Malen in den Jahren 1623, 1626, 1632 und 1634 außerordentliche Hülfen an Geld und Mannschaften gefordert [1]), ohne die Cortes von Catalonien vorher darüber zu befragen, indem er von dem Grundsatze der absolutesten Herrscherwillkür ausging, daß der König volle Gewalt in seinem Lande habe, zu befehlen was er will, und daß alle Landschaften gleiche Verpflichtungen gegen die Krone zu erfüllen haben, deren augenblickliche Ableistung von dem jedesmaligen allein vom Hofe zu übersehenden Bedürfnisse abhängen müßte. Das madrider Cabinet beabsichtigte also eine gänzliche Gleichstellung der spanischen Provinzen, die jedoch ohne eine vorausgegangene förmliche Vernichtung der theuer errungenen und stets blutig verthei-

1) Raumer a. a. O. Bd. V, S. 457.

digten Landesprivilegien nicht durchzuführen war. Die lautesten Beschwerden und mit nachdrücklicher Sprache ausgesprochenen Vorstellungen der Catalonier fanden weder bei ihrem Vicekönige Santa Coloma, noch bei dem Könige selbst Gehör. Diese Klagen wurden sogar durch neue Auflagen und Bedrückungen im J. 1638 noch vermehrt, indem Catalonien wider den Willen seiner Cortes starke spanische Besatzungen aus anderen Landschaften auf seine Kosten erhalten mußte. Die innere Gährung stieg mit jedem Monate, die Cortes erklärten gradezu (März 1640), diese neuen Belastungen ständen im vollen Widerspruche mit den Landesfreiheiten, während Olivarez den Befehl sandte, die unruhigsten unter den Cortes zu verhaften. Der Vicekönig Coloma erachtete diesen Befehl selbst für ungerecht und unausführbar, und der Bürgerkrieg nahm mit vielfachen blutigen Auftritten zwischen den Soldaten und den Bürgern und Bauern in Barcelona und anderen Ortschaften seinen Anfang. Coloma wurde durch den Herzog von Cardona als Vicekönig ersetzt, der aber nach wenigen Wochen verstarb (20. Juli 1640) und in dem schwachen Bischof Manriquez von Barcelona seinen Nachfolger erhielt. Dieser hoffte durch völlige Ergebenheit in die Beschlüsse des Ministers Olivarez am raschesten die Ruhe im Lande wiederherzustellen, erwarb aber bei keiner Partei Vertrauen und Achtung. Die Catalonier ver-

letzten nun auch ihrerseits die Landesverfassung, beriefen aus angemaßter eigener Machtvollkommenheit die Cortes, und beschlossen mit bewaffneter Hand das Recht der Selbstbesteuerung zu vertheidigen, ohne sich gradezu von dem Könige loszureißen. Doch wurden die bisherigen Landesobrigkeiten von ihren Aemtern entfernt und ein Ausschuß von sechsunddreißig angesehenen Cataloniern erwählt, welchen die Ausübung aller Rechte der höchsten Gewalt im Lande übertragen wurde.

Diese entschlossenen Maßregeln der catalonischen Cortes machten das fernere Benehmen des madrider Cabinets schwankend. Statt mit gleicher Energie gegen das im Aufstand befindliche Land einzuschreiten und durch überlegene Heeresmacht seine Befehle durchzusetzen, oder gradezu anderntheils die unumwundene Anerkennung aller alten Landesrechte zu erneuern und durch friedliche Einigung die Herrschaft im Lande wiederzugewinnen, wurde ein spanisches Heer unter dem Marquis de los Veles an der catalonischen Grenze aufgestellt, das nachdrücklicher durch Vergleichsvorschläge den Gehorsam gegen den Willen des Königs erlangen, aber nicht die Grenzen des Landes überschreiten sollte. Da warfen sich die Catalonier dem benachbarten Frankreich in die Arme, mit dem Spanien als Bundesgenosse der Kaiser Ferdinand II und Ferdinand III sich schon im Kriege befand; sie gingen mit Frankreich am 16. December 1640 ein

Schutzbündniß ein, durch welches die Aufrechterhaltung aller Grundgesetze Cataloniens unter die Garantie der französischrn Macht gestellt wurde. Gleichzeitig langte aber auch in Catalonien die Nachricht von dem glücklich gelungenen Abfalle Portugals an, das zu diesem Schritte gleichfalls nur durch die Verletzung der Landesverfassung gebracht worden war. Die Catalonier gedachten, dadurch angeregt und in Erinnerung an die für sie glorreicheren Zeiten des Mittelalters, in gleicher Weise ihre Selbständigkeit zu behaupten und eine Republik zu errichten. Als aber nunmehr Marquis de los Veles mit seiner überlegenen Heeresmacht in Catalonien einrückte, das auf einen entschiedenen Widerstand noch keinesweges gerüstet war und auch zuvörderst nur ein sehr geringes französisches Hülfsheer zu seinem Schutze erhalten hatte, so verschwand bald alle Hoffnung, für sich allein als einen unabhängigen Staat sich behaupten zu können. In dem Gedanken aber, für die vorausgegangenen Scenen eigenmächtigen Verfahrens von dem spanischen Hofe weder sichere Verzeihung, noch jemals eine ungefährdete Anerkennung ihrer Landesprivilegien zu erlangen, verwarfen sie jeden Antrag zur Rückkehr unter die spanische Autorität und entschlossen sich vielmehr zur gänzlichen Unterwerfung unter Frankreichs Scepter. Sie riefen im Februar 1641 König Ludwig XIII zum Grafen von Barcelona aus, mit dem Rechte,

diese Grafschaft auf seine männlichen Nachkommen, wie die französische Krone, vererben zu lassen, jedoch unter der Bedingung, alle ihre früheren Rechte und Privilegien unabgeändert anzuerkennen. Das französische Cabinet ging auf diese Wahl ein und übernahm nun die Vertheidigung des Landes mit größerer Streitkraft. Aber Frankreich war eben so wenig als Spanien gesinnt, durch treue Beobachtung der Grundgesetze eines Landes sich in der rücksichtslosen Ausführung seiner politischen Pläne stören zu lassen. Catalonien wurde als der Schauplatz eines blutigen Krieges, der inzwischen mehr kleinere Gefechte und verheerendes Hin- und Hermarschiren der verschiedenen Truppentheile als größere erwähnungswerthe Ereignisse darbot, zwölf Jahre lang von Franzosen und Spaniern verwüstet. Cardinal Mazarin band sich noch weniger als Cardinal Richelieu an die Bedingungen des mit den Cataloniern eingegangenen Vertrags, während der neue spanische Premierminister Don Luis de Haro, welcher am 17. Januar 1643 auf seinen Oheim Olivarez gefolgt war, bei einer größeren Milde und scheinbaren Liebe zur Gerechtigkeit, den Cataloniern bessere Aussichten für die Zukunft verhieß. Da die Lasten des langwierigen Kampfes mit jedem Jahre drückender wurden, der Handel und Gewerbfleiß der Catalonier dabei am meisten litt, aber auch nicht das Geringste von fran-

zösischer Seite geschah, was dem besonderen Interesse Cataloniens Vortheil gewähren mochte, so wurden neue Verhandlungen mit der alten Regierung angeknüpft, die ihrerseits nicht minder erschöpft für die Fortsetzung des Kampfes sich fühlte. Catalonien söhnte sich demnach 1652 mit der spanischen Regierung völlig aus, indem die letzte alle früheren Privilegien und Rechte des Landes nach ihrem ganzen Umfange anerkannte und förmlich erneuerte.

Wenn dieser Kampf der spanischen Regierung in Catalonien als ein vollgültiges Zeugniß ihrer Ohnmacht und Erschöpfung erscheinen mußte, so gilt dieses in einem nicht minder hohen Grade von dem im Verlaufe desselben (Juli 1647) zu Neapel ausgebrochenen Volksaufstande, der unter der Leitung des tollkühnen Fischers Masaniello (Tommaso Aniello) doch im Stande war, für neun Tage die Regierung des spanischen Königs in der Hauptstadt dieses Reichs völlig aufzuheben, und auch nach der Tödtung desselben fast gegen ein Jahr lang die fernere spanisch Herrschaft in Neapel und Sicilien ganz aufs Spiel zu setzen. Auch in diese Unruhen mischte sich Frankreich bereitwilligst ein, nahm den Antrag zum Schutze des neapolitanischen Volks (November 1647) mit dem freundlichsten Entgegenkommen auf, und ließ sich gefallen, daß der neunjährige König Ludwig XIV auch als Herr von Neapel begrüßt wurde. Zwar

gewährte Cardinal Mazarin bei diesen Unruhen mehr Versprechen, als wirkliche Hülfe, und konnte daher auch hier nicht so lange auf anderweitige Beschäftigung der spanischen Macht als in Catalonien rechnen; denn im April 1648 war die innere Ruhe Neapels nach der Gefangennehmung des Herzogs von Guise in der Gegend von Capua gänzlich hergestellt [1]).

Der Krieg zwischen Frankreich und Spanien dauerte aber fort und fand erst in dem pyrenäischen Frieden (7. Novemb. 1659) sein endliches Ziel. Die Premierminister beider Staaten, der Cardinal Mazarin und Don Luis de Haro, schlossen denselben persönlich auf der Fasaneninsel in der Bidassoa, welche Frankreich von Spanien scheidet. Jene Macht ging als der entschiedenste Sieger aus demselben hervor, aber auch Spanien zeigte sich sehr zufriedengestellt, so gut davongekommen zu sein, um alle seine Kräfte gegen Portugal verwenden zu können und zugleich von der unsäglichen Erschöpfung sich zu erholen. Es opferte daher an Frankreich beträchtliche Theile der Grafschaften Artois und Flandern, Landrecies, Quesnoy und ihre Gebiete im Hennegau, Thionville, Montmédi, Damvilliers, Marville und ihre Umgebungen im Herzogthume Luxemburg; ferner die festen

1) Mémoires du Duc de Guise und Flassan histoire de la diplomatie française, 2. édit. vol. III, S. 105—7.

Plätze Marienburg, Philippeville und Avesnes; endlich an der Seite der Pyrenäen die Grafschaften Roussillon, Conflans und Cerdagne, soweit sie diesseits dieses Gebirges liegen, welches fortan die Grenzscheide zwischen beiden Staaten bilden sollte [1]). Frankreich, welches die vortheilhafteste Abrundung seines Grenzgebiets an seiner schwächsten Seite nach Belgien erlangt hatte, verpflichtet sich dagegen, fernerhin Portugal nicht mehr unterstützen zu wollen; sowie Spanien seinerseits den mit den Cataloniern geschlossenen Vertrag über die Erhaltung aller ihrer Rechte in diesen Friedensschluß aufnimmt. Aber die bedeutsamste Bedingung dieses Friedensschlusses galt der Feststellung des Vermählungsvertrages zwischen Ludwig XIV und der Infantin Maria Theresia, der ältesten Tochter des Königs Philipp IV, welcher an demselben Tage, wie der Friede, bereits zu Madrid zwischen dem Könige von Spanien und dem französischen Marschall, Herzog von Grammont, unterzeichnet wurde [2]). Diese Verbindung war mehrere Jahre bereits unterhandelt worden, weil sie bei den wenigen Augen der spanischen Dynastie Habsburg die glänzendsten Aussichten für die Zukunft eröffnete. Aber jeder Versuch war

1) Du Mont corps diplomatique t. VI, p. 2, S. 264 und Flassan, III, S. 238 — 241.

2) Vergl. Mémoires du duc de Grammont, 2 vol.

von dem spanischen Hofe abgelehnt worden, so lange kein männlicher Nachkomme des Königs Philipp vorhanden war. Nachdem aber aus der zweiten Ehe des Königs mit Maria Anna, einer Tochter des Kaisers Ferdinand III, 1657 ein spanischer Thronerbe geboren war, wurde die beabsichtigte Heirath von dem spanischen Hofe selbst gewünscht und durch den spanischen Staatssecretair Antonio Pimentel als wesentliche Bedingung für den Frieden sogar angetragen (December 1658) [1]. Nur wurde die Entsagung der Infantin auf alle Ansprüche an die dereinstige Erbschaft der spanischen Krone und der von derselben abhängigen Länder gefordert, wie diese bereits zwei Jahre vorher durch den französischen Gesandten, den Marquis von Lionne, dem französischen Hofe angetragen und auch bereits vormals von seinem Vater Ludwig XIII bei dessen Vermählung [2]) mit der spanischen Infantin Anna aufgenommen war. Frankreich genehmigte diese Bedingung, wiewol es schon damals fühlen ließ, daß die ohnmächtige Lage Spaniens bei einem bald zu erwartenden Aussterben des königlichen Hauses doch das französische Cabinet zum entscheidenden Herrn in den spanischen Angelegenheiten machen

1) Flassan a. a. O. III, S. 229 und Mignet a. a. O. I, 639.

2) Mignet a. a. O. I, S. 28—32.

dürfte und für Frankreich immer eine beträchtliche Gebietserweiterung herbeiführen würde, wenn auch nicht der gesammte spanische Staat mit der französischen Krone vereinigt werden könnte. Die Entsagung von Seiten der Infantin Maria Theresia erfolgte nämlich am 2. Juni 1660 auf derselben Fasaneninsel und Ludwig XIV bekräftigte am 6. Juni vor Vollziehung der Heirath durch einen Eid, die Entsagung auf die Krone Spanien aufrecht zu erhalten [1]).

Seitdem wurden aber die möglichen Ansprüche, welche Frankreich auf die Erbschaft der spanischen Krone oder doch eines Theils der ihr zugehörenden Länder erheben konnte, der Angelpunkt, um welchen sich die Politik aller Hauptmächte Europas ein halbes Jahrhundert lang bewegte. Für diesen Gegenstand sah man eine Reihenfolge bedeutungsvoller Bündnisse entstehen, deren Wirksamkeit Frankreich durch glückliche Bekriegung oder durch Auflösung für sich unschädlich zu machen sich bemühte. Aber Frankreichs Monarch betrachtete sich sofort als Erbe, und suchte bei jeder Gelegenheit auf Kosten des unterliegenden, völlig abgeschwächten Spaniens dieses geltend zu machen. Dies zeigte sich sogleich, als der einzige spanische Infant am 1. November 1661 verstorben war. Ludwig XIV erklärte sofort seine Entsagungs-

1) Mignet a. a. O. I, S. 65.

acte für null und nichtig und glaubte dafür einen ausreichenden Vorwand zu besitzen, indem die seiner Gemahlin bestimmte Mitgift vom spanischen Hofe noch nicht ausgezahlt war; durch die Nichterfüllung dieser Bedingung seien aber auch die übrigen Verpflichtungen dieses Vertrags erloschen. Er eröffnete darüber augenblicklich neue Verhandlungen mit dem spanischen Hofe und versuchte auch gleichzeitig die übrigen dabei interessirten Höfe für seine Ansicht zu gewinnen [1]. Inzwischen hatte die Geburt des Infanten Karl (Decbr. 1661) die nahe Erfüllung der Aussichten des Königs Ludwig XIV mehr zurückgestellt, ohne jedoch seine Thätigkeit in der Fortsetzung der Verhandlungen zu unterbrechen, weil Ludwig XIV die große Schwäche und Hinfälligkeit des neugeborenen Prinzen wie seines Vaters fest in Augen behielt.

Unterdessen hatte das auffallende Zusammensinken der spanischen Macht sich immer bemerkbarer gemacht, als auch Don Luis de Haro am 17. November 1661 verstarb, der König selbst in Nachäffung Ludwig XIV die Rolle des Premierministers für sich nehmen wollte [2], und Haro's Nachfolger in der Leitung der inneren und auswärtigen Angelegenheiten,

---

1) Mignet a. a. O. S. LVII.
2) Oeuvres de Louis XIV, I, S. 187.

mit noch größerer Unentschlossenheit und bei völligem Mangel aller Erfahrung in dem politischen Verkehr mit den Staaten Europas, sich gradezu zur entschiedenen Abhängigkeit unter die Leitung des französischen oder östreichischen Cabinets stellten. Spanien befand sich jetzt ohne Heer, ohne Flotte und ohne alle Geldmittel, beide in angemessenem Bestande zu ergänzen. Jenes Landheer, ein Jahrhundert früher das Musterheer für ganz Europa und die Pflanzschule der neueren Kriegskunst, in welchem Rufe es sich noch bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts unter der Leitung des fein berechnenden Marquis Ambrosio Spinola erhalten hatte, war auf 20,000 Mann schlechter Truppen in Portugal und Neapel und auf einige unbedeutende Besatzungen in den Festungen herabgesunken. Statt der früheren ansehnlichen Flotten auf allen Meeren der Erde, die einst so glorreich unter Juan de Austria bei Lepanto über die Türken gesiegt hatten, konnte in dieser Zeit keine Seeexpedition zu Stande gebracht werden, ohne daß man nicht dazu einige Schiffe von Genua entliehen hätte. Alle Einkünfte der amerikanischen Colonien reichten nicht hin, die Zinsen der jährlich sich mehrenden Staatsschulden und die vorweg genommenen Vorschüsse auf die Einkünfte Spaniens zu decken; die Staatskassen blieben stets leer, und nicht einmal die Gehalte der Beamten, noch die Verträge für geleistete Lieferungen,

noch die Besoldung der Soldaten konnten regelmäßig bezahlt werden. Dabei war der Handel in allen spanischen Häfen gelähmt und zum größten Theile bereits auf ihre rivalisirenden Feinde, auf die Holländer, Engländer und Franzosen, übergegangen; die blühendsten Manufacturen in Seide, Wolle und Leder zu Sevilla, Cordova, Segovia und Barcelona standen still, oder waren bereits gänzlich eingegangen. Bei allen diesen traurigen Zuständen des Landes setzte König Philipp IV sein unter frevelhafter und unnatürlicher Sinneslust erschlafftes Leben in gewohnter Weise fort, wie er mit leichtsinniger Gleichgültigkeit während seiner vier und vierzigjährigen Regierung weder auf Volk, noch auf das Ansehen des Staates, noch auf die eigene Ehre Rücksicht genommen hatte. Selbst bei seinem Dahinscheiden (17. September 1665) ließ er mehr ein frivoles Andenken, als das eines frommen Gläubigen zurück, indem er für sich 100,000 Seelenmessen stiftete, aber dabei heuchlerisch bestimmte, daß, wenn er sie für seine Seligkeit nicht alle bedürfen sollte, dieselben seinen königlichen Eltern und dann noch weiter rückwärts den Seelen der in seinen Kriegen gebliebenen Soldaten zugute kommen sollten [1]).

---

1) Aulnoy voyage d'Espagne II, S. 18.

Sein Nachfolger Karl II befand sich erst in seinem vierten Lebensjahre, als er zur Regierung gelangte, zeigte aber einen so wenig entwickelten Körper und eine so geringe geistige Regsamkeit, daß ein langes Leben und eine selbstthätige Regierung bei ihm nicht zu erwarten stand. Die vormundschaftliche Regierung während seiner Minderjährigkeit führte die Königin Mutter Maria Anna, die durch die unglücklichste Wahl ihres Principalministers das schon so entnervte Reich noch tiefer an den Rand des Verderbens führen sollte. Denn der Jesuit Neidhard gelangte unter ihr zu der höchsten Würde in der Staatsverwaltung. Durch sein hochfahrendes, beleidigendes Wesen, durch seine rücksichtslosen Verwaltungsmaßregeln verletzte er jeden Stand, jede Familie, sodaß er selbst in den nächsten Umgebungen der königlichen Familie einen Aufstand hervorrief. Die Granden vertrieben zwar den Minister, aber in dem traurigen Geschick des Landes wurde dadurch keine wesentliche Verbesserung bewirkt; denn keines unter den Häuptern der Opposition des gestürzten Ministers hatte soviel Kraft, Talent und Vertrauen zu sich selbst, daß er auch nur den Versuch hätte wagen sollen, den in sich verfallenen Staat aus dem Strudel seiner Vernichtung zu retten. Die zeitgenössischen Berichte über die letzten Regierungsjahre Philipp IV erscheinen fast alle darin übereinstimmend, daß die

Lage Spaniens beklagenswerther niemals würde hervortreten können. Und dennoch hatte man sich getäuscht. Spaniens Machtlosigkeit erreichte erst ihr Extrem unter dem unglücklichen Karl II, der, wie man erwartet hatte, auch in den reiferen Jahren an Körper und Geist die traurigste Schwäche entwickelte, zur Mündigkeit des eigenen Urtheils als Regent niemals gebracht werden konnte und nur jenen merovingischen Schatten- und Klosterkönigen zu vergleichen bleibt, wobei inzwischen für Spanien die kräftige Hand des leitenden Major domus vermißt wird. Nach dem durch den inneren Zwang gebotenen Frieden mit Portugal (1668), von dem bereits oben gesprochen ist, löste das spanische Heer aus Mangel an Sold sich fast gänzlich auf; in den späteren Kriegen des siebzehnten Jahrhunderts stützte sich Spanien vorzugsweise auf Streitkräfte anderer Staaten, die es vermittelst Subsidien sich angeeignet hatte, ohne für deren regelmäßige Zahlung aufkommen zu können. Dadurch gerieth Spanien in neue Verwickelungen, wobei der größere Verlust immer auf Seiten Spaniens stand und das früher so kräftig behauptete Ansehen eines Staates vom ersten Range gar nicht mehr zu erkennen war. Nicht einmal auf den damals für Spanien als unentbehrlich geachteten jährlichen Gewinn der edeln Metalle aus den amerikanischen Bergwerken konnte mehr sicher gerechnet werden, weil die

spanische Flotte die ungefährdete Geleitung der Absendung derselben nach Europa nicht mehr auszuführen vermochte. Bald hatte sie einen bedeutenden Verlust durch kühne Seeräuber zu beklagen, die ungestraft im Angesicht der spanischen Colonien in Amerika sich fest ansiedeln durften, bald mußte sie unmittelbar vor den spanischen Häfen den sehnsüchtig erwarteten Schatz den überlegenen Händen der Holländer oder Engländer überlassen.

Dahin war es mit der Erbschaft des großen Kaisers Karl V schon bei seinem Urenkel im fünften Grade gekommen, dahin war das herrliche Reich Spanien gesunken, welches bei bedeutendem Länderumfange mit ansehnlicher Bevölkerung begabt, von der Natur herrlich ausgestattet, trefflich für den Völkerverkehr gelegen, zu den verschiedensten Zeiten und unter den verschiedensten Bedingungen in blühendem Zustande, hochgeehrt, mächtig, gebieterisch, anderen Ländern und Staaten zum Musterbeispiel gedient hatte. Alle diese ehrende Zierden waren jetzt verschwunden, es war ein Zustand der traurigsten Ohnmacht und der tiefsten Gesunkenheit aller seiner Kräfte eingetreten. Aber diese Machtlosigkeit und Selbstvernichtung blieben für Spanien nicht rasch vorübergehende Zustände, sie bildeten das eigenthümliche Gepräge des Landes für ein Jahrhundert. In ihm verharrten alle verderblichen Mängel eines gehemmten

Gewerbfleißes, einer zurückgebliebenen geistigen Bildung, eines verkümmerten Zustandes des ganzen Volkes.

Unter solchen Verhältnissen zog indeß das nahe bevorstehende Aussterben der männlichen Nachkommen aus dem Hause Habsburg-Spanien, da troß der Jugend des Königs Karl II von ihm keine Erben erwartet werden durften, die gespannteste Aufmerksamkeit aller Mächte Europas auf das Reich Spanien. Je länger die Erwartung ausblieb, um so gespannter erschien das politische Verhalten derselben gegen einander. Der verfallene Coloß, gedacht als ein neu hinzutretender Theil eines anderen großen und kräftigen Staates, wie dieses durch Benutzung erbschaftlicher Ansprüche geschehen konnte, wurde ein Schrecken erregender Gegenstand für die Erhaltung des politischen Gleichgewichts. Zwischen der französischen und der östreichischen Macht mußte hierüber der Hauptstreit ausgeglichen werden. Ludwig XIV gedachte nur daran, auf welche Weise er am angemessensten und vollständigsten die Rechte seiner Gemahlin als ältesten Tochter des Königs Philipp IV und ihrer gemeinschaftlichen Kinder für sein Haus würde geltend machen können, gleich als ob er durch die von ihm mit einem Eidschwur bekräftigte Entsagungsacte nur einen neuen Antrieb erhalten hätte, als Haupterbe aufzutreten. Als der sicherste Fortschritt zur glücklichen Er-

füllung dieser Aussichten erschien die Niederbeugung des Hauptgegners, der östreichischen Macht. Hiefür hatten die Cardinäle Richelieu und Mazarin bereits mit äußerster Anstrengung gearbeitet und konnten sich schon der ersprießlichsten Resultate erfreuen, wie sie mit mehr als verdoppelter eigener Macht, durch Subsidien und geschickte Verfeindung kleinerer und größerer Staaten mit dem Kaiser, die Hülfskräfte des Hauses Habsburg-Oestreich geschwächt hatten. Ludwig XIV fuhr auf so günstiger Grundlage mit verstärkter Macht und noch größerer Energie fort, seine Operationen gegen Kaiser Leopold I auszuführen. Indem er das Reich bekriegte, galt es die große spanische Erbschaft, indem er Schweden und die hohe Pforte zu wiederholten Malen zum Kampfe gegen den Kaiser antrieb, blieb das Ziel seiner Politik unverrückt nur auf die belgischen Provinzen und das Land jenseits der Pyrenäen gerichtet. Bei seiner überaus langen Regierung, die auch nach Mazarin's Tode (März 1661), als er im vollen Sinne des Wortes die Selbstherrschaft Frankreichs übernommen hatte, noch vier und funfzig Jahre (1661 — 1715) währte, erhielt sich die Erwerbung der spanischen Erbschaft für Frankreich oder mindestens für sein Haus Bourbon, als der Leitfaden für seine Verwaltung der auswärtigen Verhältnisse; für sie errang er vierzig Jahre lang unablässig durch seine großen Feld-

herren Siege über Siege, für sie mußte er aber auch noch in den letzten Jahren seines Lebens die schwankenden Schalen des zweideutigen Kriegsglücks sinken sehen, und vermochte kaum noch durch diplomatische Meisterstreiche den ansehnlichsten Theil seiner früheren Erwerbungen zu retten, welche durch seine Niederlagen im spanischen Erbfolgekriege wiederum blosgestellt waren.

Spaniens ferneres Geschick bildet demnach für einen so bedeutsamen Zeitabschnitt der neueren Geschichte, wie in jeder Beziehung das Zeitalter Ludwig XIV genannt werden darf, den Hauptstoff für die politischen Verhältnisse zwischen den Hauptmächten Europas und der Mehrzahl seiner Staaten zweiten Ranges. Während das Land selbst weder durch Großthaten, noch durch eine würdige innere Gestaltung, oder mindestens durch edle Haltung bei unverschuldeten Leiden einer historischen Darstellung würdig erscheint, muß es passiv als Spielball aller Künste der Politik und des Krieges sich gefallen lassen, von allen Spielern bedrängt zu werden, um dereinst aus ihrer Hand den glücklichen Sieger als künftigen Herrscher anzunehmen und die übrigen Spieler mit kostbaren Bestandtheilen der letzten Reste des eignen Reichthums, wie einzelne Provinzen, Festungen, Colonien und Handelsmonopole, zu belohnen. Unglückliches Land, dem hundert und dreißig Jahre später abermals ein ähnliches Schicksal bevorsteht!

Ludwig XIV gibt [illegible] über sein Benehmen gegen Spanien in den [illegible] für seinen Sohn niedergeschriebenen Memoiren und politischen Instructionen, um denselben nach seinen Ansichten über Frankreichs politische Stellung zu den übrigen Staaten Europas aufzuklären [1]). Sie sind nur vollständig für die ersten Jahre seiner selbstthätigen Regierung ausgeführt und nicht lange nach den Begebenheiten selbst zusammengestellt. Ludwig XIV sagt [2]): „Das gegenseitige Verhältniß der beiden Kronen Frankreich und Spanien ist gegenwärtig ein solches, daß man nicht eine erheben kann, ohne die andere zu erniedrigen, welche überhaupt auch nichts Anderes zu befürchten hat, als diesen seinen Nebenbuhler. Dies erzeugt unter beiden eine fortwährende Eifersucht und Feindschaft, welche zu ihrem Bestehen zu gehören scheint und durch Verträge zwar verdeckt, aber niemals vertilgt werden kann. Denn die Grundlage dieses Verhaltens dauert fort, sodaß die eine Macht, indem sie gegen die andere arbeitet, nicht sowol dieser zu schaden glaubt, als sich selbst zu erhal-

---

1) Abgedruckt in den Oeuvres de Louis XIV. Ich citire die schöne Ausgabe von Treuttel und Würz, Paris 1806, 6 vol. 8.

2) Oeuvres de Louis XIV, I, S. 63—64.

[illegible] eine so natürliche Pflicht, daß sie alle andern mit umfaßt. Und in Wahrheit, ohne alle Verschleierung, zu gestehen, gehen beide Mächte niemals zu einem Vertrage, als mit dem obigen Entschlusse. Man fügt zwar einige besondere Clauseln von Freundschaft, Einigung, gegenseitiger Gewährung mancherlei Vortheile hinzu; der wahre Sinn aber, welchen Jeder von seiner Seite und nach der Erfahrung mehrer Jahrhunderte sehr wohl versteht, liegt darin, daß Jeder sich äußerlich der Feindseligkeiten enthalten und alle öffentliche Beweise böser Gesinnung vermeiden wird. Aber heimliche Angriffe und Bruch des Vertrages erwartet immer Jeder von dem Andern, nach dem natürlichen Principe, von welchem ich gesprochen habe, und verheißt nur das Gegentheil in demselben Sinne, als man es ihm verspricht. Also dürfte man behaupten können, daß man, weil man gleichmäßig von der Beobachtung der Verträge sich lossagt, auch nicht denselben ernst entgegenhandelt, indem man nicht die Worte der Verträge buchstäblich genommen hat, obgleich man nur solche anwenden konnte, sondern nur, wie es gemeinhin mit den Höflichkeitsbezeigungen zu geschehen pflegt, die nothwendig für das gesellige Leben erscheinen, aber eine weit geringere Bedeutung besitzen, als sie verheißen." Und gleich darauf sagt er von dem politischen Charakter der spanischen Regierung und ihrem besonderen Ver-

halten gegen Frankreich[1]): „Die Spanier haben uns zuerst das Beispiel gezeigt, auch in dem tiefsten Frieden mit uns die Factionen in unseren Bürgerkriegen anzuregen und mit Geld zu unterstützen. Aber auch jetzt noch nehmen sie mit besonderer Sorgfalt und eigenen Unkosten alle Unzufriedenen unseres Landes auf, wobei sie nicht die unbedeutendsten Personen übergehen: nicht etwa, daß sie nicht wissen sollten, wie wenig diese werth sind, sondern nur dadurch werthvolleren Männern anzudeuten, was sie für solche zu thun sich geneigt fühlen würden. Ich konnte auch gar nicht zweifeln, daß sie nicht zuerst vielfach die Bedingungen des pyrenäischen Friedens verletzen würden," — wie sich denn auch der König mehrmals in den Depeschen[2]) an seinen Gesandten in Madrid, den Erzbischof von Embrun, über 26 Punkte beschwerte, die von diesem Friedensschlusse von Seiten der Spanier nicht erfüllt worden. — „Der spanische Hof verläßt sich ganz besonders auf die Kunst des diplomatischen Verhandelns, in welcher er die größte Meisterschaft erlangt zu haben glaubt"[3]), aber gerade deshalb am sichersten der französischen Feinheit und Ueberlegenheit unterlag, wie dies Cardinal Mazarin bei

1) Oeuvres de Louis XIV, I, S. 65 und 187.
2) Mignet a. a. O. I, an vielen Stellen von S. 73 ab.
3) Oeuvres de Louis XIV, I, S. 127.

Gelegenheit des pyrenäischen Friedens, und der Marquis von Lionne, dem Ludwig XIV selbst die glücklichsten Erfolge seiner diplomatischen Sendungen zuschreibt [1]), in mehren Fällen durch die That erwiesen haben.

König Ludwig hatte indeß seine Absichten, Frankreich auf Kosten der spanischen Macht auch noch bei Lebenszeiten der letzten Könige aus dem Hause Habsburg zu vergrößern, weiter verfolgt. Schon hatte 1662 der spanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Herzog de Medina de las Torres, auf indirecte Weise dem französischen Gesandten eingeräumt, daß Spanien selbst dereinst bei erfolgtem Aussterben des königlichen Hauses sich gleichgültig verhalten würde, wenn das Haus Bourbon gegen die Entsagungsacte seine Ansprüche auf die Krone Spanien geltend machen sollte [2]). Frankreich hoffte dadurch eine solche Anerkennung seiner überlegenen Macht für seine Anfoderungen an Spanien unter allen Umständen sich erworben zu haben, daß es sofort mit neuen Ansprüchen hervortreten könnte, deren Abwickelung

1) Oeuvres de Louis XIV, I, S. 32. Lionne, zuerst an verschiedenen Höfen Gesandter, verwaltete darauf 8 Jahre (1663, † 1. Sept. 1671) das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; Flassan III, 293 u. 390.

2) Mignet a. a. O. I, S. 156—158.

nicht erst auf den Tod des Königs Karl II zu warten hätte, sondern gleich ihre Erledigung durch das Ableben Philipp IV finden müßte. Dies sollte in Folge des in einigen belgischen Provinzen geltenden Devolutionsrechts erreicht werden. Nach einem alten Rechtsherkommen in Brabant und den benachbarten Landschaften gebührt die väterliche Erbschaft den Kindern erster Ehe, ohne Rücksicht auf die aus der zweiten. In dem Augenblick einer neuen Vermählung devolvirt das Anrecht auf das vorhandene Vermögen auf die Kinder aus der vorhergehenden Ehe. Der wiederverheirathete Vater verbleibt lediglich in dem Nießbrauch des Vermögens, dessen Eigenthümer seine Kinder sind, obgleich sie erst nach seinem Tode in den Besitz desselben treten können. Nach diesem Localgesetz des Civilrechts beabsichtigte Ludwig XIV, indem er sie auf das Gebiet des Staatsrechts verpflanzte, denjenigen Theil der belgischen Provinzen für seine Gemahlin und seinen am 1. Novbr. 1661 geborenen Dauphin Ludwig zu verlangen, in welchem das Devolutionsrecht noch rechtsgültig bestand. Denn er behauptete, durch die zweite Vermählung des Königs Philipp IV mit der östreichischen Prinzessin Maria Anna 1649 sei derselbe fernerhin nur Nießbraucher dieses Theils der belgischen Provinzen geworden und seine Gemahlin Maria Theresia schlösse als Tochter erster Ehe von der Ererbung dieser Landschaften ihren

Bruder, den König Karl II, völlig aus, weil dieser erst in der zweiten Ehe seines Vaters geboren war. Schon im März 1662 waren die ersten Eröffnungen über diese Ansprüche dem spanischen Hofe vom französischen Gesandten gemacht.

Diese Anfoderung des französischen Monarchen widersprach eben so sehr dem wörtlichen Inhalt der Entsagungsacte, welche jede Art von erblichen Ansprüchen verbot, als sie auch keinesweges mit den Bestimmungen des Staatsrechts zu vereinigen war, und niemals vorher ein ähnliches Beispiel solcher Anwendung des Local-Privatrechts auf die politische Erwerbung ganzer Landschaften stattgefunden hatte. Wo aber kein sicherer Rechtsanspruch angetreten werden konnte, blieb um so mehr ein offenes Feld für die politischen Operationen, die bald in einem größeren Grade die Thätigkeit Ludwig XIV beschäftigten, als er vorher um die Aufhebung der Entsagungsacte aufgewandt hatte. Sie entwickelten eine so außerordentliche Thätigkeit des Königs [1]), die bis zum ersten Frieden von Aachen (1668) anhielt, wie sie nachmals auch nach den glücklichsten politischen Resultaten und in den entscheidendsten Krisen großer Unternehmungen bei ihm nicht mehr wahrgenommen werden konnte. Allerdings reizte die Jugend des Königs zu größeren

1) Mignet a. a. O. Introduction LX.

Wagstücken; als die erwünschtesten Hülfsmittel standen ihm wohlgerüstete und kriegserfahrene Heere zu Gebote, die unter der Leitung des Marschalls von Turenne und des Prinzen von Condé, der beiden größten Feldherren ihrer Zeit, in vielfachen Siegen in offener Feldschlacht und bei der Erstürmung fester Plätze erprobt waren. Für die diplomatischen Verhandlungen, für die innere Verwaltung, namentlich für eine angemessene Bewirthschaftung des Staatshaushalts besaß er in Lionne, Graf d'Estrades, Le Tellier, Colbert und vielen anderen Männern ausgezeichnete und ihrem Fache völlig gewachsene Staatsbeamte.

Aber der Plan Ludwig XIV galt einen Theil der belgischen Provinzen, nachdem Richelieu's und Mazarin's glänzend errungene Siege sowol auf dem Schlachtfelde, wie in der Diplomatie das politische Uebergewicht Frankreichs den übrigen Staaten Europas fühlbar gemacht hatten. Durch eine neue Unternehmung auf Belgien von französischer Seite wurden zwei unter den damaligen Hauptmächten in ihrem eigenen Interesse bedroht, Holland und das kaiserliche Haus: dies rettete noch auf einige Zeit für Spaniens Ohnmacht den Besitz der sonst preisgegebenen belgischen Lande. Holland konnte für seine eigene politische Sicherheit eine weitere Verkürzung Belgiens durch Frankreich nicht gleichgültig ansehen,

weil es dies Land als eine Schutzwehr gegen Frankreichs Umsichgreifen betrachtete und jede stärkere Annäherung dieser Macht an seine Grenze eine größere Gefahr für seine politische Existenz herbeiführte. Der östreichische Staat war aber der nächste Erbberechtigte auf die gesammten spanischen Staaten und insbesondere für die belgischen Provinzen. Er konnte also nicht zugeben, daß durch die Beeinträchtigung der Rechte der spanischen Krone zugleich sein eigenes Recht verletzt würde, indem einzelne Theile der belgischen Lande wider alles Recht von Frankreich in Besitz genommen würden. Es kam daher für die Ausführung des französischen Planes darauf an, eine dieser beiden Mächte zu gewinnen, um mit ihrer Hülfe dem Widerstande der anderen desto kräftiger entgegentreten zu können. Die Republik Holland schien dazu am zweckmäßigsten geeignet, weil sie schon früher zu wiederholten Malen mit Frankreich gemeinschaftlich gehandelt hatte und in den beiden Häusern Habsburg ihre natürlichen Feinde zu sehen gewohnt war. Ludwig XIV schlug ihr einen Vertrag vor, die belgischen Provinzen mit ihm zu theilen, während er gleichzeitig bei mehren deutschen Fürsten auf ein gemeinsames Bündniß gegen den Kaiser unterhandelte. An der Spitze des holländischen Freistaats befand sich damals Johann de Witt, einer der größten Staatsmänner seines Landes, seit 1653 zum Rathspensionair

von Holland erhoben, der nicht minder in dem Rufe der ausgezeichnetsten Vertrautheit mit allen politischen Verhältnissen des Auslandes stand, wie er mit festem Zügel die verschiedenen Zweige der inneren Verwaltung zum blühenden Wohlstande seines Landes führte. Er hatte vor nicht langer Zeit durch seinen vertrauten Freund Conrad van Beuninghen, den er als Gesandten der holländischen Republik an den französischen Hof gesandt hatte, einen vortheilhaften Handels- und Schifffahrtsvertrag, mit gegenseitiger Verpflichtung der Garantie des Besitzstandes, am 27. April 1662 zwischen Frankreich und Holland geschlossen [1]).

Die Theilung der spanischen Niederlande zwischen Holland und Frankreich war schon einmal während des dreißigjährigen Krieges von den Holländern selbst vorgeschlagen worden, und hatte sogar zu einem besonderen Vertrage mit dem Cardinal Richelieu am 8. Febr. 1635 über die förmliche Ausführung dieses Plans veranlaßt [2]). Die Holländer wiesen daher auch dieses Mal das Anerbieten Ludwig XIV nicht

1) Mignet a. a. O. I, S. 170.

2) Ebendaselbst S. 176—177. Die Republik sollte bei dieser Theilung das Herzogthum Brabant, die Markgrafschaft Antwerpen, die Herrschaft Mecheln und einen Theil von Flandern erhalten.

von der Hand, besonders aus dem Grunde, um durch eine mögliche Theilung Belgiens den früheren Plan Mazarin's auf die gesammten spanischen Niederlande unausführbar zu machen, für sich selbst aber auch eine bedeutende Abrundung ihrer Continentalbesitzungen sammt der Benutzung der Schelde zu erwerben, deren Schließung vermittelst des westphälischen Friedens von ihnen als der Hauptgewinn für ihre Anstrengungen im dreißigjährigen Kriege betrachtet zu werden pflegte. Unterdessen hatte aber auch der spanische Hof 1662 mit den Holländern eine Unterhandlung anzuknüpfen gesucht, um ein Schutz- und Trutzbündniß aller Niederlande gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Dadurch wurde der Rathspensionair Johann de Witt bewogen, einen Plan zu entwickeln (März 1663), nach welchem die spanischen Niederlande gleich der Republik Holland unabhängig für sich bestehen und nur in einem allgemeinen Schutzbündnisse mit den vereinigten nördlischen Staaten, wie die schweizerische Eidgenossenschaft, gegen die übrigen Staaten verbunden werden sollten. Die Eröffnung dieses veränderten Planes an den französischen Gesandten Graf d' Estrades im Haag misfiel aber gänzlich dem französischen Hofe, und ließ nur zu deutlich bemerken, wie die Hauptabsicht Ludwig XIV eine völlige Vereinigung der spanischen Niederlande mit Frankreich bezwecke und nur mit der Theilung anfangen wolle,

um rascher zum Ziele zu kommen und weniger Gegner gegen sich zu haben. Johann de Witt ließ daher die weiteren Verhandlungen über die Theilung der Niederlande fallen, aber die französische Politik triumphirte bei dieser Gelegenheit, die allgemeinen Ansprüche des Hauses Bourbon auf die Erbfolge in Spanien von der holländischen Republik anerkannt und die ungerechten Ansprüche auf einzelne belgische Ländereien vermöge des Devolutionsrechts nicht offenbar bestritten zu sehen. Frankreich blieb deshalb auch eng verbündet mit Holland in den bald darauf folgenden Kriegen dieser Republik mit dem Bischof von Münster und dem Könige Karl II von England, indem es gegen jenen (1665) 6000 M. Hülfstruppen schickte, in dem Kriege mit dem Letztern aber selbst Veranlassung nahm, am 26. Januar 1666 an das londoner Cabinet den Krieg zu erklären.

Doch Ludwig XIV behielt seine Absichten auf die spanische Erbfolge fest im Auge. Denn während die kriegerischen Ereignisse im westlichen Europa sich immer mehr verwickelten, Spanien jetzt gleichzeitig mit der Republik Holland im Kampfe gegen England begriffen war und Frankreich selbst seine Flotte mit der holländischen vereinigt hatte, endlich immer mehr deutsche Fürsten und namentlich Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, sowie die beiden nordischen Mächte Däne-

mark und Schweden in denselben hineingezogen wurden, trat Ludwig XIV auf einmal, von einer vollständig gerüsteten beträchtlichen Kriegsmacht unterstützt, mit seinem Ultimatum über die Ansprüche vermöge des Devolutionsrechts gegen das spanische Cabinet auf (April 1667). Auf die gerechte Ablehnung desselben, wiewol Spanien in widriger Schlaffheit gegen den lange vorauszusehenden Angriff jede angemessene Vorbereitung zur Vertheidigung verabsäumt hatte, rückte [1]) Ludwig XIV mit drei großen Heeren unter den Marschällen Turenne, Aumont und dem Marquis von Crequy in die spanischen Niederlande (Mai 1667), besetzte in wenigen Wochen die erheblichsten fast wehrlos sich ergebenden festen Plätze, erklärte aber zugleich (28. Aug. 1667), daß er auch jetzt nicht auf die gesammten Niederlande, sondern nur auf einige nach dem geltenden Devolutionsrechte näher bezeichneten Theile, oder auf ein Aequivalent für dieselben Ansprüche mache. Gleichzeitig aber eroberte nun der Prinz von Condé die Franche Comté. Vorher aber hatte Ludwig XIV durch seinen Gesandten zu Lissabon, den Baron von Saint Romain, am 28. Februar 1667, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Portugal abschließen lassen, um das ver-

---

1) Mignet a. a. O. Bd. II, S. 119 u. f.

theidigungslose Spanien auch von dieser Seite mit erneuerter Energie angreifen zu lassen [1]).

Die bevorstehende gänzliche Ueberwältigung der spanischen Macht, wenn den Plänen Frankreichs nicht mit entschiedener Kraft entgegengetreten würde, äußerte sofort den wirksamsten Einfluß auf augenblickliche Beendigung der übrigen Kriege in Europa, um ungetheilt gegen die allgemeine Gefahr vor der Ueberlegenheit des gebieterisch fodernden Frankreichs sich sicher zu stellen. England schloß mit Spanien am 23. Mai zu Madrid und Holland mit England am 31. Juli 1667 zu Breda Frieden, den letzteren unter Vermittelung der Krone Schweden, wie denn überdies derselbe auch von Frankreich und Dänemark angenommen wurde. Aber die zur friedlichen Ruhe gekommenen Reiche wurden von Johann de Witt augenblicklich zu neuen Verhandlungen aufgefodert, in ein gemeinschaftliches Bündniß als Gegengewicht gegen Frankreichs weitere Fortschritte und zur Rettung Spaniens einzugehen. Auf solche Weise entstand im Haag die Triple-Allianz [2]) am 23. Januar 1668 zwischen der Republik Holland, England und Schweden. Als ihr Hauptzweck wurde öffentlich er-

---

1) **Flassan** hist. de la diplom. Fr. III, S. 351.

2) **Du Mont** corps diplomat. Bd. VII, Th. 1. S. 66.

klärt, Frankreich und Spanien zum Frieden zu nöthigen, und im Fall der Verweigerung des Friedens derjenigen der beiden Mächte den Krieg zu erklären, welche den Frieden nicht annehmen wollte. Aber in der That war diese Verbindung besonders gegen Frankreich gerichtet, dem man keine ferneren Eroberungen in den Niederlanden zugestehen wollte. Sie blieb daher auch späterhin stets die Grundlage jeder größeren und allgemeineren Verbindung gegen Frankreichs Uebergewicht und Anmaßungen. Doch war es der Republik Holland vorzugsweise um Erhaltung des Friedens in ihrer Nachbarschaft zu thun, und sie bemühte sich deshalb, Frankreich durch ausgleichende Vermittelung zur Annahme eines neuen Friedensvertrages zu bewegen, ohne wiederum in einem frischen Feldzuge die Entscheidung des Kriegsglücks zu versuchen und den Kostenaufwand einer vollständigen Ausrüstung auf sich nehmen zu dürfen. Sie schlug daher vor, daß Frankreich entweder auf die Bedingung der völligen Abtretung aller von Frankreich damals in den Niederlanden eroberten Festungen, oder gegen die Ueberlassung der Franche-Comté und einiger Städte

---

Flassan a. a. O. III, S. 351—53. Mignet a. a. O. Bd. II, S. 551—54, wo auch die geheimen Bedingungen abgedruckt sind.

in Flandern von spanischer Seite, den Frieden eingehen sollte.

Ludwig XIV hatte seinen Zweck gegen Spanien erreicht, wenn er auch nur die ihm von Holland vorgeschlagenen Bedingungen annehmen sollte. Er wünschte jedes offene Auftreten der Verbündeten der Triple-Allianz gegen sich zu vermeiden, um sich nicht dem allgemeinen Tadel eines gewaltthätigen Eroberers auszusetzen. Er nahm daher den Antrag der Holländer an und vereinigte sich zu St. Germain en Laye mit England und Holland am 15. April 1668 zu einem neuen Vertrage, nach welchem er Frankreich auf die angeführten beiden Vorschläge zur Wiederherstellung des Friedens mit Spanien sich geneigt erklärte, sodann zu diesem Behufe einen Waffenstillstand mit Spanien bis gegen Ende Mai abschließen wollte, wogegen England und die Generalstaaten gemeinschaftlich die Garantie des neuen Friedens übernehmen sollten. Spanien versuchte jetzt den trotzigen Helden zu spielen, ohne über die erfoderlichen Kräfte zu seiner Vertheidigung verfügen zu können: es lehnte jeden Antrag zum Frieden ab, mit welchem neue Opfer auf Kosten seines Territorialbesitzes verbunden sein sollten. Als aber die beiden wichtigsten Mächte der Triple-Allianz, England und Holland, unter solchen Umständen ihren ferneren Beistand versagten, stellte sich bei dem unentschlossenen Benehmen des spani-

schen Ministeriums alsbald die größte Bereitwilligkeit zur friedlichen Ausgleichung ein. Aachen wurde wegen seiner Nähe am Kriegsschauplatze als der geeignetste Ort für den Friedens-Congreß erwählt und der treffliche Wahrheitsfreund William Temple, den das dankbare Vaterland für den größten englischen Diplomaten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hält, übernahm mit dem bereits früher gerühmten van Beuninghen für England und Holland die ehrenwerthe Rolle der Vermittelung, zu welcher die Abgeordneten des Papstes, der Kurfürsten von Köln und Mainz, sowie des Bischofs von Münster sich noch gesellten. Der Friede wurde am 2. Mai 1668 unterzeichnet [1]), Spanien verlor auf immer die Gebiete von Charleroi, Binch, Ath, Douay, Tournay, Oudenarde, Lille, Armentieres, Courtray, Bergues und Furnes, erhielt aber dagegen von Frankreich die eroberte Franche-Comté zurück. Absichtlich wurde in diesem Vertrage die Erwähnung der Ansprüche der Krone Frankreich auf die Niederlande sowie ihrer allgemeinen Entsagung auf die spanische Erbfolge unterlassen. Dieser wichtigste Gegenstand blieb unerledigt, weil man schon damals die gewisse Ueberzeugung hegte, daß über denselben nicht im

1) Du Mont c. dipl. t. VII, Th. 1. S. 89 und Mignet a. a. O. II, S. 632—47.

voraus durch einige friedliche Worte entschieden werden könnte, daß er vielmehr dereinst die verwickeltsten politischen Streitfragen ins Leben rufen und schwerlich wol anders als durch einen allgemeinen und mit allen Kräften geführten Krieg ausgeglichen werden dürfte. Aber man scheute sich auf irgend einer Seite durch eine officielle Aeußerung darüber sich in seinen Rechten etwas zu vergeben.

Neue Versuche wurden indeß mit dem Kaiser Leopold I angeknüpft, um mit diesem sich über die dereinstige Erbschaft der spanischen Monarchie zu einigen, und auch hier vermittelst einer Theilung zu Stande zu kommen, welche mit sämmtlichen Staaten unter den beiden zunächst berechtigten Erben vor sich gehen sollte. Graf Wilhelm von Fürstenberg war von König Ludwig XIV bereits im Januar 1667 an den östreichischen Hof geschickt, aber als kur-kölnischer Staatsbeamter im Namen seines um die Ruhe von Europa besorgten Kurfürsten diesen Antrag zu machen, um nicht als unmittelbarer Abgeordneter des französischen Hofes bei den übrigen Staaten zu großes Aufsehen zu erregen. Dieser sollte nun zuvörderst den Fürsten von Lobkowitz, den friedliebendsten und für Frankreich am günstigsten gestimmten Minister des Kaisers, für diesen Antrag zu gewinnen suchen[1]).

1) Mignet a. a. O. II, S. 323 – 33.

Weder dieser Minister, noch die übrigen des kaiserlichen Cabinets schienen an sich der Sache abgeneigt zu sein, nur foderten sie die Zustimmung des spanischen Hofes. Aber der spanische Gesandte, Marquis Malagon, äußerte die entschiedenste Unzufriedenheit über ein solches Vorhaben und beklagte sich bitter bei dem Kaiser, daß man solche der spanischen Nation unwürdige Vorschläge annehmen, ja auch nur anhören konnte [1]). Demnach wurde das erste Mal der Entwurf zu einem Vergleiche über die Theilung der spanischen Monarchie von dem Kaiser gradezu abgelehnt.

Inzwischen war die Hauptabsicht des französischen Monarchen bei diesem Theilungsplane auf die spanischen Niederlande gerichtet gewesen, deren künftige Vereinigung mit seinem Staate als der Hauptpreis seiner politischen Unternehmungen aufgestellt blieb. Deshalb bemühte er sich unablässig, Spaniens Hülfskräfte bei den auswärtigen Mächten zu schwächen, die alten politischen Verbindungen dieses Reiches aufzulösen, um dasselbe in seinen innern Quellen schon ganz abgeschwächt auf sich allein zu beschränken. Und diese politischen Fallstricke verfehlten nicht ganz ihren

1) Mignet Négociations II, S. 333 nach der diplomatischen Correspondenz mit dem wiener Hofe im französischen Staatsarchiv.

Zweck, wenn sie auch nicht mit der erwarteten Schnelligkeit zum Ziele führten. Der kaiserliche Hof selbst fühlte sich doch bei der vorgespiegelten Möglichkeit, auf Kosten des getheilten spanischen Reiches seine eigenen Staaten ansehnlich zu erweitern, zu vortheilhaft angezogen, um nicht von neuem auf veränderte Anerbietungen von Seiten Ludwig XIV sich wieder einzulassen. Denn schon wenige Monate später ließ sich der kaiserliche Gesandte Wicka in Paris von der gewandten Diplomatie Lionne's fesseln, um das augenblickliche Abtreten des spanischen Flandern an Frankreich für kein zu großes Opfer zu erachten, sobald nur Frankreich sich verpflichtete, beim eingetretenen Aussterben der Linie Habsburg-Spanien in völliger Uebereinstimmung mit dem Kaiser gemeinschaftlich die spanische Erbfolge verhandeln zu wollen. Der französische Gesandte in Wien, Generallieutenant Chevalier de Gremonville, davon unterrichtet, fand eben so wenig schweren Eingang bei dem Fürsten von Lobkowitz, der damals mit allein entscheidendem Ansehen die östreichische Politik leitete [1]), unterließ aber auch nicht, gleichzeitig mit dem Fürsten von Auersperg darüber zu unterhandeln, weil dieser das besondere Vertrauen des Kaisers Leopold I genoß. Das tiefste Geheimniß sollte bei den weiteren beider-

1) Vergl. Mignet a. a. O., II, S. 337—57.

seitigen Verhandlungen beobachtet werden, auch die Gesandten der befreundetesten Mächte nicht die geringste Kenntniß von ihrem Fortgange erhalten, aber dennoch blieb der zweideutige diplomatische Spiegel vorgesteckt, es geschähe doch Alles nur, um einen dauerhaften Frieden allen christlichen Staaten Europas zu sichern.

So diente also Spanien, dessen Regierung und Volk sich selbst verlassen hatten, ungefragt als Spielball für die ehrgeizigen Bestrebungen der beiden Großmächte Europas. Der französische Minister mußte behaupten [1]), Nachrichten aus Spanien erlangt zu haben, welche bei dem Tode des Königs Karl II einen allgemeinen Aufstand der spanischen Großen sicher voraussehen ließen, um aus ihrer Mitte einen Usurpator auf den Thron zu erheben. Ein gleicher Abfall stände in den außer-europäischen Besitzungen bevor, wo entweder die spanischen Vicekönige die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzen und neue Staaten für sich begründen würden, oder wo Engländer und Holländer fast ohne Gegenwehr, zum bleibenden Nachtheil der rechtmäßigen Erben, köstliche Eroberungen machen könnten. Aber auch die übrigen Nachbaren der ausgedehnten spanischen Besitzungen in Europa

1) Vergl. die ausführlichen Instructionen des Ministers Lionne an den Gesandten Gremonville vom 13. Decbr. 1667 bei Mignet a. a. O. II, 357—379.

würden im ersten Augenblicke so viel an sich reißen, als sie nur vermöchten; die belgischen Niederlande würden dem Beispiele der Republik Holland folgen; die eigenen Staaten des Kaisers und des Königs von Frankreich kämen selbst in die größte Gefahr, und ein unabsehbarer Krieg würde ihre Kräfte völlig aufzehren. Warum so mannichfachem Unheil für die Ruhe aller Staaten nicht heilsam helfend entgegenkommen? — Dies aber stünde in der Macht der beiden einzigen rechtmäßigen Erben, sobald sie, im wohlverstandenen eigenen Interesse, jetzt noch beim Leben des Königs Karl II gemeinschaftlich ans Werk gingen und den zukünftigen ruhigen Besitzstand sämmtlicher spanischer Staaten im engsten Bündnisse durch eine angemessene Eventualtheilung unter sich sicherstellen wollten. Dazu schlug nunmehr Ludwig XIV, auf die vorausgegangenen Zugeständnisse des kaiserlichen Hofes sich stützend, eine neue Wiederholung eines Theilungsvertrags vor, indem er dem Kaiser das Königreich Spanien mit Ausnahme Navarras und der Festung Rosas, sämmtliche amerikanische Besitzungen, die kanarischen Inseln, die afrikanischen Colonien und festen Plätze auf der Nordküste dieses Erdtheils, Sicilien, Sardinien, die balearischen und pityusischen Inseln bestimmte. Für sich verlangte er die Niederlande, die Franche Comté, das Herzogthum Mailand, Finale, das Königreich Neapel, die

spanischen Plätze im Großherzogthum Toscana, die Insel Elba, das Königreich Navarra, Rosas und von den Besitzungen in andern Erdtheilen allein die philippinischen Inseln. Sieht man auf den Länderumfang, die Bevölkerung und die natürlichen Reichthümer der gemachten beiden Antheile, so war offenbar der des Kaisers vorzuziehen; aber an politischer Bedeutsamkeit stand der für Frankreich bezeichnete weit höher, besonders wenn man die dadurch vermittelte Abrundung der Hauptländermasse dieses Staates betrachtet. Frankreich würde durch eine wohlgelungene Erfüllung dieses Planes sich unbezweifelt zur entscheidenden Hauptmacht in Europa emporgehoben haben, und mit diesem Gewichte auch zu einem gebietenden Einflusse auf die Besitzungen der Europäer in den übrigen Erdtheilen gekommen sein.

Dazu trat aber noch der Umstand, daß Frankreich durch sehr reiche Anerbietungen für die Zukunft den kaiserlichen Hof gewinnen wollte, ihm augenblicklich bei dem kraftvoll fortgesetzten Kriege mit Spanien umfangsreiche Besitzungen zuzugestehen, die er bereits den in mehren Schlachten und Gefechten besiegten Spaniern abgenommen hatte. Seine Foderungen gingen hier auf die Franche Comté, auf die Grafschaft Luxemburg, Charleroi, Cambray und die Landschaft Cambresis, auf Douay, Tournay, Aire, Saint-Omer, Bergues nnd Furnes aus.

bei diesen Abtretungen vermeinte Ludwig XIV seine Mäßigung zu zeigen, und wollte dann den Kampf sogleich aufheben und alle andere gemachte Eroberungen ohne weitere Entschädigung herausgeben. Der französische Gesandte Gremonville in Wien erhielt zum völligen Abschluß dieses Geschäfts die ausgedehnteste Vollmacht, welche König Ludwig XIV mit folgendem eigenhändigen Briefe an den Kaiser begleitete:

„Mein Herr Bruder und sehr geliebter Vetter, ich lege in die Hände des Chevalier de Gremonville meine Vollmacht für das Geschäft, von welchem Eure Majestät weiß, und da ich Alles geschrieben und unterzeichnet habe mit meiner Hand, so wird E. M. dieselbe Treue und Glauben schenken können, als wenn ich es in meiner Kanzelei unter meinem großen Siegel hätte ausfertigen lassen. Dies konnte indeß nicht geschehen, ohne zu sehr das unverletzliche Geheimniß aufs Spiel zu setzen, dessen Beobachtung E. M. mit so großem Rechte verlangt hat. Ueber denselben Punkt des Geheimhaltens gebe ich aber mein königliches Wort, daß ich die bewußte Angelegenheit keiner Macht, oder irgend einem fremden Fürsten mittheilen werde, noch sonst irgend einem ihrer Minister und Agenten. Unterdessen flehe ich inbrünstig zu Gott, daß er seinen heiligen Segen

zu den guten Absichten verleihen möge, welche wir Beide hegen, für immer die öffentliche Ruhe herzustellen und zu befestigen [1]).

Paris, den 13. Dec. 1667.

Eurer Majestät
sehr affectionirter Bruder und Vetter
Ludwig.

Mit der größten Ungeduld wurden aber diese Instructionen am kaiserlichen Hofe erwartet. Kaiser Leopold ließ nicht minder als die Fürsten Lobkowitz und Auersperg ihre Unruhe darüber dem französischen Gesandten merken. Der Kaiser machte dem heiligen Antonius von Padua ein ansehnliches Gelübde für das gute Gelingen dieser Verhandlung, und die Nachricht von einer gefährlichen Krankheit des französischen Ministers Lionne, welcher am thätigsten die ganze Sache betrieb, versetzte die östreichischen Staatsmänner in die größte Bestürzung. Daher bewog dessen Wiedergenesung selbst den wenig lebhaften Kaiser zu dem unverhehlten Ausrufe: „Das ist ein großes Glück für die ganze Christenheit." Allerdings blieben in Wien die Fürsten Lobkowitz und Auersperg die Seele dieser Verhandlung, da der Kaiser selbst von seinen

---

1) Aus derselben Staats-Correspondenz bei Mignet II, S. 380.

vertrautesten Ministern dem französischen Diplomaten als ein unfähiger Schwachkopf dargestellt wurde. Denn Fürst Lobkowitz raunte bei dieser Gelegenheit dem Ritter Gremonville ins Ohr: „Der Kaiser ist thut; wie Euer König, welcher Alles selbst sieht und trägt, wohin [illegible]rlich wie eine Statue, welche man nach Belieben die nöthige [illegible] will, und welcher man [illegible]ist“ [1]).

Gleich nach Ankunft der franz[illegible] in Wien am 28. Decbr. 1667, ertheilte der [illegible] am 30. Decbr. eine ähnliche an den Fürsten von Auersperg, um den Eventual-Theilungsvertrag über die spanische Monarchie abzuschließen. Die Verhandlungen nahmen lebhaft ihren Anfang im Januar 1668, aber bei der näheren Entwickelung des Theilungsplanes, den Ludwig XIV eingesandt hatte, wurden die Fürsten von Auersperg und Lobkowitz bald gewahr, in welchem Vortheile Frankreich stehen würde, wenn es in den Besitz der italienischen Staaten und der seiner Ostgrenze zunächst liegenden Länder des römischen Reichs gelangen sollte, wodurch selbst die östreichischen Staaten von Spanien noch viel mehr getrennt würden, indem denselben auch die Verbindung zur See, nach der Cession der Niederlande,

---

1) Aus Gremonville's Depesche vom 22. Decbr. 1667, bei Mignet II, S. 382.

der Herzogthümer Mailand, Toscana und des Königreichs Neapel an Frankreich, überaus erschwert werden müßte und unter Umständen auch wol ganz unmöglich gemacht werden könnte. Es erschien [illegible] ganz angemessen, daß der Fürst von [illegible] Frank= einfachen Umtausch beider [illegible] und außerdem als See= reich wäre [illegible], Spanien und die außereu= [illegible] Besitzungen in Gehorsam zu erhalten und zur festen Vereinigung mit seinen übrigen Staaten zu führen. Ueberdies würde das wiener Cabinet noch dazu einige Abtretungen an der niederländischen Grenze sich gefallen lassen, und den spanischen Hof sogleich zu bewegen suchen, dafür seine Einwilligung zu geben, um Frankreich für die Siege und Eroberungen in dem noch fortdauernden Kriege zu entschädigen. Nur von Douay, Luxemburg und der Franche=Comté müßte Frankreich abstehen, denn diese Landschaften lägen mit den übrigen Niederlanden in zu enger Verbindung, als daß eine solche Zerstückelung nicht zugleich für die übrigen gefährlich werden sollte. Am fünften Januar brachte Fürst Auersperg selbst einen neuen Theilungsvergleich zum Vorschlag, nach welchem er dem Könige von Frankreich die Niederlande, die balearischen und pityusischen Inseln, die Plätze auf der Nordküste von Afrika und die philippinischen Inseln anweisen, alles Uebrige aber für das Haus

Habsburg behalten wollte [1]). Wie natürlich wurde dieser wiederum von Seiten des französischen Gesandten verworfen, aber er brachte doch einen Schritt näher. Es wurde vor allen Dingen klar, daß Oestreich auf das Entschiedenste bei der Foderung aller italienischen Staaten und der benachbarten Inseln für seinen Antheil beharren würde, daß es sich dagegen aus den außereuropäischen Besitzungen, wegen der Schwierigkeit ihrer Vertheidigung, wenig zu machen schiene, und daß es wol nicht minder nachgiebig in Bezug auf die spanischen Besitzungen, mindestens auf die den Pyrenäen und dem französischen Staate zunächst liegenden Landschaften sich beweisen würde. Auch rückte der Fürst von Auersperg bald mit seinem eigennützigen Interesse hervor, und verlangte für sich die Empfehlung des französischen Hofes zum Cardinalshute bei dem päpstlichen Stuhle, was ihm mit froher Zuversicht der französische Gesandte verhieß [2]). Zur Garantie dieses Theilungsvertrags verhoffte der kaiserliche Unterhändler von Seiten seines Hofes die beiden Seemächte, den Papst, sämmtliche Fürsten Deutschlands und die Republik Venedig aufstellen zu können.

1) Die sehr lange Depesche Gremonville's vom 8. Jan. 1668 bei Mignet II, S. 385—412.

2) Mignet II, S. 401, 411, 414 und 418, 422, 435.

Der sehnliche Wunsch des rothen Huts auf Seiten des kaiserlichen Unterhändlers gab der besonnenen Diplomatie seines Gegners ein bedeutsames Uebergewicht. Man rückte daher im Laufe des Januars 1668 mit den Verhandlungen allmälig weiter, indem der Fürst von Auersperg den Antheil des Königs von Frankreich zu seinem Vorschlage immer mehr vergrößerte. So wurden die Franche-Comté, das Königreich Navarra nebst der Festung Rosas, darauf noch Catalonien und Sardinien hinzugelegt. Der Vergleich aber sollte geheim bleiben, und von beiden Seiten versiegelt in die Hände des Großherzogs von Toscana niedergelegt werden. Die beiden Monarchen selbst sollten sich die Aufbewahrung des Vertrags gegenseitig nicht zutrauen, weil im Falle ihres plötzlichen Absterbens durch ihre Gemahlinnen, beide als spanische Habsburgerinnen die eigentlichen Erben des spanischen Thrones, der Vergleich könnte unterschlagen werden (!). Mehr Aussichten auf Italien zu erlangen, wonach der französische Hof fast seit zwei Jahrhunderten unablässig gestrebt hatte, schien indeß Gremonville nicht möglich zu werden, besonders weil Fürst Lobkowitz entgegenhandelte und seinen Einfluß bei dem Kaiser gegen Auersperg dabei geltend zu machen wußte. Er versuchte zwar noch bei dem Letzteren den Umtausch von Sicilien statt Sardinien für seinen König durchzusetzen, und zum Nach-

druck für diese Foderung noch obenein alle spanischen Besitzungen in Amerika und die canarischen Inseln zu verlangen; doch gewährte ihm dies nichts weiter, als das Ueberlassen der canarischen Inseln von Seiten des Kaisers. Inzwischen war bei dem Kaiser selbst der begierige Wunsch entstanden, den Vertrag sobald als möglich abzuschließen und ganz Spanien sich zu sichern. Bei einer Audienz, die er am 19. Januar dem französischen Gesandten nach einer Conferenz mit dem Fürsten Lobkowitz gab [1]), gestand Kaiser Leopold auch Sicilien noch auf den französischen Antheil zu, indem er scherzend zu Gremonville sich wandte: „Aber werdet ihr nicht Furcht vor einer neuen sicilischen Vesper haben?" Keck entgegnete ihm der Gesandte: „Eben deshalb will ich es nicht ohne Begleitung des Königreichs Neapel." Der Kaiser gerieth anfänglich über diese erneute Foderung in heftigen Zorn, aber bald siegte in ihm der Wunsch, rasch zum endlichen Ziele dieser Verhandlungen zu kommen. „Er wolle auch noch mehr thun," knüpfte er wiederum an, „wenn der Gesandte nur an demselben Tage den Vertrag zu unterzeichnen sich verpflichten wolle." Darauf ging der französische Gesandte ein, und das Königreich Neapel wurde als die

1) Mignet a. a. O. II, S. 435 aus der Depesche Gremonville's an den König vom 22. Jan.

Bedingung seiner raschen Bereitwilligkeit preisgegeben, indem jener von den früher zugestandenen Ländermassen die balearischen und canarischen Inseln wieder fahren ließ. Der Vertrag wurde in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar in zwei Exemplaren unterzeichnet [1]), die man dem Kaiser, bis zum Eingang der Genehmigung des Königs Ludwig XIV, zur Aufbewahrung überließ. Dieser Vertrag erfüllte aber nur für Frankreich den doppelten Zweck, neben der erfreulichen Aussicht für eine große zukünftige Erweiterung, zugleich den augenblicklichen Genuß einer ansehnlichen Abrundung an seiner schwächsten Grenze im Osten zu gewähren. Denn der Kaiser hatte es übernommen, den spanischen Hof zu bestimmen, zur Grundlage eines neuen Friedens mit Frankreich diesem Staate Cambray, Cambresis, Douay, Aire, Saint-Omer, Bergues und Furnes in der Nähe der Küste, endlich das Herzogthum Luxemburg oder in dessen Stelle die Franche-Comté sogleich zu überlassen. Ueberdies hatten beide Staaten eine ewige Bundesgenossenschaft mit einander geschlossen und sich ge-

---

1) Der Vertrag ist abgedruckt bei Mignet II, S. 441—49; er ist ursprünglich in lateinischer Sprache abgefaßt und liegt im Originale im Archiv des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten.

genseitig verpflichtet, mit keinem andern Staate Verbindlichkeiten gegen die Bedingungen dieses Vertrags einzugehen.

Ludwig XIV hatte über sein Erwarten bei diesen Verhandlungen den Sieg davongetragen, denn auch seine kühnsten Hoffnungen waren übertroffen, und der unglückliche aufgelöste spanische Staat hatte selbst in dem günstigsten Falle, daß seinem Könige Karl II noch ein Erbe geboren werden sollte, einen sehr wichtigen Theil seiner niederländischen Besitzungen und den wesentlichsten Schutz in der engen Verbindung mit dem wiener Hofe verloren. Die Bestätigung des Vertrages von französischer Seite erfolgte augenblicklich am 2. Februar [1]), worauf die Auswechselung der Ratification vom Kaiser am 28. Februar gegeben wurde. In beiden Genehmigungsformeln versicherten die Herrscher zugleich für ihre Gemahlinnen und sämmtliche Nachkommen treuste Beobachtung aller Verpflichtungen des Vertrags. Doch vergaß Ludwig XIV auch bei seinem Glücke nicht, die Ueberlegenheit des gnädigen Siegers fühlen zu lassen. Denn er begann schon im Februar lebhaft

1) D. h. am dritten Tage nach der Ankunft des Vertrages in Paris, da der Courier 10 Tage zur Reise gebraucht hatte. Mignet II, S. 462.

den Feldzug gegen die geschwächten spanischen Truppen in den Niederlanden fortsetzen zu lassen, ließ aber dem kaiserlichen Hofe versichern, daß er auch bei dem Glücke neuer Eroberungen sich mit den im Vertrage festgestellten Abtretungen begnügen würde, wenn das spanische Cabinet nur noch vor dem 15. Mai auf diese Bedingungen unter kaiserlicher Vermittelung Frieden machen wollte. Aber die Geheimhaltung des Theilungsvergleichs schien gefährdet, als man über die Maßregeln sich einigen wollte, in welcher Art man denselben dem Großherzog von Toscana übergeben wollte. Daher zog man es zuletzt vor, daß jeder der Monarchen selbst ein Exemplar des Vertrags mit der Ratification des andern an sich nehmen sollte. Doch schien die sichere Hinüberbringung des ersehnten Documents nach Paris so bedenklich, daß Ludwig XIV den Gardeofficier Lagrange und sechs Leibgarden in zwei verschiedenen Richtungen durch die Franche-Comté und über Strasburg nach Wien sandte, um, ohne etwas von dem Zweck ihrer Sendung zu ahnen, sich zur Verfügung des französischen Gesandten zu stellen. Sie kamen den 14. April zu Wien an und mußten noch an demselben Tage wieder abreisen, indem Gremonville die Papiere in einem Blechkasten verschlossen der sorgfältigsten Obhut gleichwie die eigene Person des Königs anempfahl, und beiläufig merken ließ, daß diese wichtigen Papiere dem Könige aus

Frankreich entwendet wären [1]). Sie gelangten glücklich über Strasburg in den ersten Tagen des Mai zu Paris an, und ihr Geheimniß blieb so geschickt bewahrt, daß man bis in die neueste Zeit keine vollständige Kenntniß von dem Erfolge dieser Verhandlungen gehabt hat.

Unterdessen hatten die Mächte, welche die Tripleallianz zur Beschränkung des Kampfes in den Niederlanden abgeschlossen, deutlich genug dem spanischen Cabinet gezeigt, daß sie ihrerseits die Foderungen Frankreichs zur Wiederherstellung des Friedens für nicht zu hoch erachteten, und daß sie deren Annahme für nothwendig hielten [2]). Aber gleichzeitig war auch vom englischen Hofe die endliche Abschließung eines Friedens zwischen Spanien und Portugal betrieben worden, um dadurch jenem Staate freiere Hand in den Niederlanden zu verschaffen. Die Thronrevolution in Portugal, durch welche Alphons VI am 23. November 1667 seinem Bruder Pedro Platz machen mußte, verhalf rascher zum Ziele. Die englischen Gesandten in Lissabon und Madrid drängten

1) Mignet II, S. 480 nach der Depesche Gremonville's vom 19. April 1668.

2) Der Schriftenwechsel des Königs Karl II von England und der Diplomaten im Haag bei Mignet II, S. 558—64.

beharrlich, die Kräfte beider Staaten waren erschöpft, die Erreichung des Zweckes, welchen Spanien in der Wiedereroberung Portugals planlos verfolgt hatte, schien für jetzt unmöglich. Unter englischer Vermittelung kam daher am 13. Februar 1668 der Friede zu Lissabon zu Stande, in welchem Spanien die Unabhängigkeit Portugals anerkannte, ohne förmlich allen seinen Ansprüchen auf dieses Königreich zu entsagen. Die geringfügigen Eroberungen, welche auf beiden Seiten während des Kampfes gemacht waren, wurden gegenseitig zurückgegeben, nur Ceuta verblieb den Spaniern.

Doch hatte der spanische Hof auch bei dieser Gelegenheit ohne alle Selbständigkeit gehandelt; er ließ sich willenlos auf die politische Stellung hintreiben, welche der Fortgang der Entwickelung in den Verhältnissen seiner Nachbaren und Nebenbuhler gerade ihm aufdrängte. Er sehnte sich stets nach der Vermittelung seiner Streitigkeiten, die bei seiner Ohnmacht um so zahlreicher von allen Seiten ausbrachen, selbst mit den Mächten, welche eben in der Rolle der Freundschaft und im Interesse für Spanien zu unterhandeln schienen. Aber er wußte nicht mehr dem Vermittler gegenüber seine Kräfte geordnet zusammenzuhalten, er strebte nicht fernerhin imponirend aufzutreten, vielmehr ließ er sich durch jede nachdrückliche Drohung zurückschrecken, wo er nicht weiter

hoffen konnte, durch die altgewohnte Ehrerbietung vor seiner Macht im Besitzstande unangetastet zu verharren. Für die Beilegung des mit jedem Monate gefährlicheren Kampfes mit Frankreich hatte Spanien am bereitwilligsten die Vermittelung des Papstes Clemens IX angenommen. Ludwig XIV stellte sich gleichfalls damit zufrieden, aber kaum mochte er den Spott zurückhalten, als Spanien einen Waffenstillstand für die Dauer der Friedensverhandlungen foderte, auch wenn diese ein Jahr und länger währen sollten, und außerdem die Ueberweisung der von den Franzosen eroberten festen Plätze an päpstliche Commissarien während dieser Zeit sich ausbedingen wollte [1]). Wie diese Foderungen verwarf er auch die dritte für die Wahl eines vom Kampfschauplatze entfernten Ortes zum Friedens-Congreß, weil dadurch die spanische Langsamkeit im Hinschleppen der Unterhandlungen unnöthigerweise nur noch stärker vermehrt würde. Er bestimmte dafür eine Stadt in der Nachbarschaft der Niederlande, die in keinem abhängigen Verhältnisse zu einer der beiden kriegführenden Mächte sich befände. Man einigte sich über Aachen, aber die Ankunft des spanischen Gesandten

---

1) Das Memoire des Königs Ludwig XIV an den Herzog von Chaulnes, seinen Gesandten am päpstlichen Hofe, vom 26. Decbr. 1667 bei Mignet II, S. 579 - 90.

an dem Congreßorte wurde wiederum absichtlich hingehalten, so lange das spanische Ministerium sich noch eine Hoffnung machen konnte, durch neue Subsidienverträge mit Friedrich Wilhelm dem Großen, Kurfürsten von Brandenburg, mit den Herzögen von Sachsen und Braunschweig, selbst mit Schweden und Holland eine günstigere Stellung ihrer Kriegsoperationen vermittelst fremder Hülfe einzunehmen. Aber das letzte Mittel, Spanien zu retten, konnte gleichfalls nicht herbeigeschafft werden, denn bei den kaum noch übersehbaren Geldverpflichtungen Spaniens mangelte gänzlich der Credit, für die zweideutige Hülfe des Auslandes neue Anleihen zu erlangen. Der spanische Staatsrath, in welchem der Herzog von San-Lucar (Medina de las Torres), Juan de Austria, der natürliche Bruder des Königs, die Grafen von Pegnaranda und Ayala, die Marquis von Mortara und de las Fuentes nebst dem General-Inquisitor die einflußreichsten Mitglieder waren, bestanden einstimmig auf augenblickliche Uebersendung großer Geldsummen nach den Niederlanden [1]). Aber die Erfüllung ihrer dringenden Foderung unterblieb, und die spanischen Staatsmänner, die selbst einräumten, daß

---

1) Auszug aus einem Memoire des spanischen Staatsraths vom 25. Novbr. 1667, bei Mignet II, S. 597—603.

die Monarchie seit den Zeiten Ferdinands des Katholischen in keiner größeren Gefahr gestanden habe, die selbst zu den verzweifeltsten Mitteln unbedingt riethen, um nicht kraftlos in dem nahe drohenden Schiffbruch unterzugehen, mußten bloßgestellt das Schicksal des Vaterlandes ertragen lernen, wie es durch das Machtgebot fremder Staaten für die Zukunft bestimmt werden sollte. In Verzweiflung legte der greise Patriot, der Graf von Castrillo, ein erprobter würdiger Staatsmann, die Präsidentschaft des Raths von Castilien nieder. Die Königin Mutter und Regentin, Maria Anna, die Tochter des Kaisers Ferdinand III, verlangte nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, weil man ihrer schlechten Regierung die Leiden des unglücklichen Landes vorwarf, und es ihrer Kraft nicht gegeben war, den gerechten Vorwurf zur Grundlage einer neuen, der Wohlfahrt des Landes angemessenen Verwaltung zu benutzen.

Die Unentschlossenheit des spanischen Cabinets für die Verhandlungen des Congresses zu Aachen wurde empfindlich durch den Einbruch des französischen Heeres mitten im Winter (Febr. 1668) in die Franche-Comté bestraft, indem Ludwig XIV sich selbst an die Spitze seiner Truppen stellte, in vierzehn Tagen Besançon, Salins, Dôle und Gray einnahm und nachdem die ganze wehrlos gelassene Provinz von den Franzosen besetzt war, bereits am 24. Februar,

d. i. am zweiundzwanzigsten Tage nach seiner Abreise, wieder in seiner Residenz zu St. Germain eintraf. Diese rasche und mit so entschiedenem Glücke gekrönte Unternehmung konnte den Frieden erschweren, wenn Ludwig XIV der Stimmung seines Heeres und dem entschiedenen Rathe seiner beiden ersten Feldherren, Turenne und Condé, zu folgen gedachte. Daher traten die Gesandten der beiden Hauptmächte, welche die Triple-Allianz abgeschlossen hatten und am Hofe Ludwig XIV accreditirt waren, rasch in der Residenz des Königs selbst zur Friedensverhandlung. Bereits am 15. April war zu St.-Germain zwischen Frankreich, England und Holland ein Vertrag unterzeichnet [1]), welcher einen neuen Waffenstillstand bis Ende Mai festsetzte, aber die früheren Verabredungen über den Frieden mit Spanien bestehen ließ, wenn die letzte Macht bis zu diesem Zeitpunkte den Frieden unterzeichnete, dagegen härtere Bedingungen festsetzte, wenn der Abschluß abermals bis Ende Juni oder Juli verschoben würde.

Nach dieser neuen festen Vorschrift für die spanische Politik durfte der spanische Unterhändler zu Aachen, Marquis Castel-Rodrigo, nicht länger wagen, das Glück seines vertheidigungslosen Staates aufs

1) Den Gang der Verhandlungen und den Vertrag liefert Mignet II, S. 623—30.

Spiel zu setzen. Aber er wollte wenigstens versuchen, durch die Künste der Diplomatie einen Gewinn zu machen, den er durch das Glück der Waffen vergebens erstreben würde. Er bemühte sich, die Basis der Friedensbedingungen zu ändern, indem er Luxemburg und die Franche-Comté als größere zusammenhängende Landschaften für seine Krone zurückfoderte, dagegen die Eroberungen in Flandern in einem größeren Maßstabe, als gefodert wurde, zur Entschädigung für Frankreich anwies. Er hoffte, indem er dadurch Frankreich der holländischen Grenze näher brachte, diese Republik fester an das spanische Interesse zu knüpfen und unter ihren Schutz die fernere Vertheidigung der spanischen Niederlande zu stellen. Frankreich ging darauf bereitwillig ein, weil es den Besitz dieser festen Plätze an seiner schwachen Grenze politisch für weit wichtiger erachtete, als die Vergrößerung des Territorialbestandes durch einige Quadratmeilen mehr. Unter der Vermittelung des Erzbischofs Franciotti von Trapezunt, als päpstlichen Nuntius, kam daher in wenigen Tagen der förmliche Friedensvertrag zu Aachen zu Stande, welcher bereits am 2. Mai 1668 von dem den Marquis Castel Rodrigo vertretenden Baron Bergheyk und Colbert unterzeichnet wurde. Spanien opferte an Frankreich die ganze Reihe Festungen von der Sambre ab bis zur Seeküste, die mit Charleroi, Binch, Ath beginnt,

über Douay, Tournay, Oudenaerde, Lille, Armentières und Courtray fortgeht und in Bergues und Furnes endigt. Alles Land, was zwischen denselben liegt, oder unter einem andern Rechtsgrunde zu ihnen gehörte, wurde gleichfalls an Frankreich überlassen; doch die eroberte Franche-Comté kam noch einmal für kurze Zeit unter das spanische Scepter zurück.

Aber Spanien hatte seit diesem Friedensschlusse aufgehört, für die noch folgenden Jahrzehende des Jahrhunderts als Macht für sich zu handeln. In den inneren Verhältnissen mit jedem Jahre mehr zerrüttet, in den auswärtigen ohne alle Achtung, bietet es nur dann einen Gegenstand zur historischen und politischen Betrachtung dar, wo andere Mächte wider seinen Willen sich mit ihm beschäftigten, oder wo es nicht minder gezwungen in Streitigkeiten anderer Mächte verwickelt, seine natürlichen Kräfte gebrauchen mußte, doch niemals anders, als um mit neuen empfindlichen Opfern zu büßen und den traurigen Zustand seiner politischen Vernichtung noch tiefer hinabzudrücken.

Der aachner Friede hatte für eine kurze Zeit die Politik Ludwig XIV von Spanien auf die Republik Holland gewandt, welche ihn nicht minder durch den Abschluß der Triple-Allianz gereizt hatte, als sie ihm jetzt durch die neu einverleibten Erwerbungen bequemer zum Angriff gestellt war. Auf Spanien nahm

er dabei keine Rücksicht, weil er in übermüthiger Zuversicht jeden Angriff, der ihm aus den Niederlanden gemacht werden konnte, ohne Anstrengung zu unterdrücken vermeinte. Johann de Witt aber ahnete die Gefahr seines Vaterlandes und setzte um so eifriger seine Verhandlungen für eine nachdrückliche Fortdauer der Triple-Allianz fort. Dies führte die in derselben verbündeten Mächte am 27. Mai 1669 zu einem neuen Vertrage, durch welchen sie sich verpflichteten, um dem Zwecke ihres Bündnisses treu zu huldigen, den König von Spanien in dem ungeschmälerten Besitzstande aller seiner Staaten zu erhalten und Frankreich, wenn es abermals einen Angriff unternehmen sollte, mit vereinten Kräften zu Wasser und zu Lande davon abzuhalten. Spanien selbst trat zwei Tage später zu dieser Verbindung [1]). Der Kaiser wurde gleichfalls zum Beitritt eingeladen, lehnte es aber ab, was damals wenig begreiflich schien, jedoch jetzt aus dem oben mitgetheilten geheimen Vertrage mit Frankreich über die Theilung der spanischen Monarchie sich leicht erklären läßt. Frankreich sah nicht unwahrscheinlich einen allgemeinen Bruch mit den Hauptmächten Europas sich bevorstehen, wenn seine Politik demselben nicht zuvorkäme.

---

1) Flassan hist. de la diplom. française, III, S. 380.

Trennung des großen Bundes mußte der erste Zweck sein, welchem als zweiter eine sofortige Vereinigung mit den am wenigsten gefährlichen Mächten folgen konnte. Beides gelang, und schon am 22. Mai oder 1. Juni 1670 schloß Karl II von England, durch Wollust und Arglist gewonnen, einen geheimen Vertrag [1]) mit Frankreich und versprach Unterstützung gegen Holland und sich nicht feindlich aufzulehnen, wenn Ludwig XIV seine Ansprüche auf einzelne Theile der spanischen Monarchie erneuern würde. Schweden folgte diesem Beispiele nicht lange darauf, und gleichzeitig knüpfte der französische König Unterhandlungen an mit den mächtigsten Fürsten Norddeutschlands von der niederländischen Grenze bis zum großen Kurfürsten, während er gleichzeitig den Kaiser durch von ihm selbst genährte innere Unruhen in Ungarn und Siebenbürgen beschäftigt wußte, und ihn dann vermittelst der Bestechung seiner Minister zu einem neuen geheimen Vertrage gegen die Feinde Frankreichs am 1. Novbr. 1671 bewog.

Sogar mit Spanien, das Ludwig XIV vorher durch Gourville (1669) in allen Beziehungen hatte

---

1) Flassan a. a. O. III, S. 384 und Lingard history of England, Baudry edit. vol. XII, S. 253 und not. C. im Anhang dieses Bandes, welche den Vertrag vollständig liefert.

[illegible], versuchte er gegen Holland sich ausspähen lassen, und machte ihm im Jahre 1671 den Vorschlag zu einer gemeinschaftlichen Theilung der sieben vereinigten Provinzen, welcher aber von dieser Macht nach der kurz vorher vorgegangenen Veränderung in der Verwaltung entschieden abgelehnt wurde [2]). Denn Juan de Austria war 1669 mit seiner Partei bei der Königin Regentin durchgedrungen, den übermächtigen Pater Neidhard als ihren vertrautesten Rathgeber von sich zu entfernen (25. Februar) und ihm selbst den ferneren Aufenthalt in Spanien zu untersagen. Die Verwaltung hing darauf wenigstens nicht so entschieden von der Wahrnehmung fremder Interessen ab, obgleich noch keineswegs mehr Festigkeit zur Wiederherstellung ihrer inneren Kräfte wahrgenommen wurde. Inzwischen zog der Ausbruch des zuletzt mit wahrer Erbitterung vorbereiteten Kampfes gegen Holland neue Leiden über Spanien herbei, und breitete sie fast über jeden Theil dieses umfassenden Staates aus, da der Krieg mehr als sechs Jahre dauerte, und nach und nach alle bedeutende Mächte und deren Colonien in den übrigen Erdtheilen mit hineinverwickelte.

---

1) Flassan a. a. O. III, S. 363—66 und Mémoires de Gourville.

2) Oeuvres de Louis XIV, II, S. 452.

Der Krieg brach im M[illegible] 1672 aus. Die an Länderumfang kleine, aber an finanzie[illegible]smitteln überaus reiche Republik, damals auf dem G[illegible]punkt ihrer Höhe, wurde von den Verbündeten Ludwig XIV von allen Seiten überfallen. Keiner der früheren Verbündeten, außer dem Kurfürsten von Brandenburg, nahm sich der scheinbar der Vernichtung preisgegebenen Seemacht an. Spanien, so sehr es auch durch diesen Angriff in seinem eigenen Interesse verletzt und bei der Nähe des Kampfschauplatzes vielfach von den französischen Truppen bedrückt wurde, blieb anfänglich theilnahmlos, aber in großer Besorgniß vor dem von den Engländern angedrohten Angriff auf seine Colonien in Amerika und den dorthin geführten Handel. Erst das zu große Selbstvertrauen des Siegers, das zur übermüthigen Verunglimpfung aller Rechte der neutralen Mächte verführt hatte, mußte dem kaiserlichen Ministerium die Augen öffnen, wohin der ganze Continent Europas gerathen würde, wenn kein entschlossener Widerstand seinen ehrgeizigen und ländersüchtigen Plänen sich entgegenstellen sollte. Der kaiserliche Hof gab nun fast zu spät die durch egoistische Zwecke erhaltene Verbindung mit Frankreich auf, wenn sie auch niemals höher als bis zu einer völligen Neutralität auf Seiten Oestreichs sich gesteigert hatte. Spanien mußte nun auf Betrieb des nah verwandten Hofes mit dem

Kaiser und Holland am 6. Oct. 1673 ein Bündniß gegen Frankreich eingehen, wie es schon zwei Monate vorher durch Vertheidigungsbündnisse mit Holland und Dänemark sich sichergestellt hatte [1]; aber es entschloß sich nicht früher zu diesem Schritt, als bis Ludwig XIV allen Zweifel benahm, daß er nach der Vernichtung der Republik der Niederlande auch die zwischen dieser und seinem Hauptstaate liegenden spanischen Besitzungen an sich reißen würde. Doch auch jetzt dachte Spanien an keine ernste Anstrengung, nicht an die Aufbietung außerordentlicher Kräfte. Ohne die dringende Foderung Juan's de Austria, dessen Einfluß in Spanien mit jedem Jahre gestiegen war, würde diese Macht nicht einmal sich veranlaßt gefühlt haben, dem Schutz- und Trutzbündnisse mit dem Kaiser, Holland und dem großen Kurfürsten vom 1. Juli 1674 beizutreten. Das Lockendste für den spanischen Unterhändler war dabei, daß der Kurfürst für die andern drei Mächte 16,000 Mann ins Feld gegen Frankreich zu stellen versprach, und statt der Anweisung der von Spanien zu zahlenden Subsidien mit spanischen Verheißungen sich abfinden ließ. Die Thätigkeit der Verwaltung dieses Staates in der Vertheidigung der Niederlande beschränkte sich fast

---

1) Dumont VII, p. I, S. 235, 240 und 244, und Flassan III, S. 409.

nur auf drängende Bitten an ihre Verbündeten zur Absendung neuer Hülfsscharen, ohne nur daran zu denken, die dafür eingegangenen Geldverpflichtungen zu erfüllen. Die Franche-Comté war bereits 1674 wieder durch den Prinzen Condé für Frankreich besetzt, und ein gleiches Schicksal würde unfehlbar auch die Niederlande betroffen haben, wenn nicht der in jeder Art der Vertheidigung großartig auftretende Prinz Wilhelm III von Oranien als ihr Retter mit großer Umsicht und Energie gehandelt hätte. Dadurch allein konnten die Franzosen aufgehalten werden, ihre überrumpelnden Fortschritte in rascher Besetzung Flanderns zu mäßigen, das alle Hoffnung aufgegeben hatte, von der eignen Regierung vertheidigt zu werden. Sie gebrauchten nun vier Feldzüge (1675—78), um mit angestrengter Kraft Condé, Bouchain, Valenciennes, Cambray, St.-Omer und Ypern zu erobern. Wo keine solche Hülfe für Spanien sich aufgestellt hatte, oder wo sie nicht lange genug anhielt, da erklärte sich der Sieg viel schneller und mit umfangsreicheren Folgen für Frankreich. So geschah es in Sicilien. Durch den Aufstand der Stadt Messina, welche sich der französischen Herrschaft 1674 unterwarf, wurde Ludwig XIV zur Besitznahme dieser Insel eingeladen. Eine schwache spanische Flotte stellte sich zu ihrer Vertheidigung auf, aber sie erlangte Muth, als sie sich mit der kleinen

holländischen Flotille vereinigt hatte, welche von den Generalstaaten unter der Führung des großen Seehelden Ruyter auf dringendes Bitten des spanischen Ministeriums nach dem mittelländischen Meere abgesandt war. Die Ueberlegenheit an Schiffen und Mannschaft war fast die doppelte auf Seiten der Franzosen, die überdies in dem tapferen Admiral du Quesne keinen ungeschickten Führer hatten. Zwei Seeschlachten (am 8. Januar und am 22. April 1675) in der Nähe Siciliens blieben unentschieden, so lange Ruyter selbst die Operationen leitete. Aber als der edle Seemann an den Folgen seiner Wunden aus der zweiten Schlacht zu Syracus verstorben war, erlitten die Spanier und Holländer in der dritten (am 2. Juni 1675) eine entschiedene Niederlage. Ganz Sicilien wurde nun von den Franzosen besetzt; die Spanier machten keinen namhaften Versuch, es wieder zu erobern, und erst nach drei Jahren kehrte es durch den hergestellten Frieden unter seine frühere Herrschaft zurück.

Wie aber benahm sich Spanien gegen seine Bundesgenossen? Gegen Friedrich Wilhelm den Großen hatte es sich 1674 zur Zahlung einer monatlichen Subsidie von 32,000 Rthlr. verpflichtet, aber die Erfüllung derselben gleich im ersten Jahre eingestellt. Alle schriftlichen Bitten und Foderungen blieben vergeblich, noch weniger kam der Kurfürst durch die

mitverbündeten Mächte zum Ziel, weil diese selbst nicht treu die Bedingungen des Subsidien-Vertrags ausführten. Einen günstigeren Erfolg schien eine besondere Mission an den spanischen Hof zu versprechen, um dadurch mindestens von den persönlichen und finanziellen Verhältnissen ein richtigeres Urtheil fassen und danach die fernere Dauer der Verbindung bestimmen zu können [1]). Melchior Ruck wurde im Jahre 1676 über England und Lissabon nach Madrid gesandt. Anfänglich wollte der spanische Hof, weil Ruck keinen bestimmten diplomatischen Charakter erhalten hatte, sich jeder Verhandlung mit ihm entziehen. Als aber die förmliche Beglaubigung eines Gesandten ihm nachgeschickt worden, erhielt er am 20. December 1676 die Audienz bei Karl II, ohne jedoch mehr auf alle seine Vorstellungen, als das nichtssagende königliche Wort „ich werde sehen" zu erlangen. Aber der brandenburgische Gesandte sollte der Augenzeuge einer merkwürdigen Hofrevolution werden, von welcher die allgemeine Stimme des Volks sich glückliche Tage versprach, indem es nach der Entfernung der überall gehaßten Königin-Regentin von dem Hofe, dem jungen Könige eine gänz-

1) Puffendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi, l. XIV. §. 43.

liche Abschaffung aller eingeschlichenen verderblichen Misbräuche und eine wahrhafte Begründung eines neuen besseren Regiments zutraute. Wir erhalten bei dieser Gelegenheit einen anziehenden Bericht unseres Diplomaten über die traurige Beschaffenheit des inneren Zustandes von Spanien in dieser Zeit. Jeder rechtschaffene Staatsmann zöge sich von den öffentlichen Geschäften zurück, weil andere elende Günstlinge ihnen vorgezogen würden, die weiter keine Verdienste für sich aufzuweisen hätten, als Weibergunst und Unkenntniß aller Staatsgeschäfte. Wenn man diesen Leuten von den politischen Händeln in Belgien oder in Pommern erzählte, so geriethen sie in ein solches Erstaunen, als ob die Rede von Kriegen in Japan und China gewesen wäre. Die Mehrzahl derselben meinte gradezu, es läge mehr im Interesse der deutschen Fürsten, als selbst des spanischen Hofes, daß Belgien vor Frankreich gerettet würde; daher wäre es auch ihre Pflicht, alle Kräfte zur Vertheidigung dieser Provinzen anzuwenden [1]). Für die Zahlung von Subsidien wäre geringe Aussicht bei einem Hofe vorhanden, dem Treue und Glauben fehlen, nur die äußerste Nothwendigkeit und Furcht vermögen allein von der Regierung dieses Staates etwas aus-

1) Puffendorf a. a. O. XIV, §. 43, S. 861.

zupressen. Juan de Austria [1]) und die Männer seiner Partei hofften den Staat aus dieser verachtungswerthen Stellung herauszureißen, sobald der Einfluß der Königin Mutter vernichtet wäre. Es gelang ihnen, den König in seinem sechszehnten Jahre zu bestimmen, die Regierung selbst zu übernehmen (Jan. 1677). Die Königin Mutter zog sich darauf nach Toledo zurück, da ihr Günstling, der Großstallmeister Fernando de Valenzuela, den sie aus unbekanntem Geschlechte zum Marquis und spanischen Grande erster Classe erhoben hatte, nach den philippinischen Inseln verbannt worden war. Der wiener Hof hielt sich durch diese Veränderung der spanischen Verwaltung für beleidigt, weil sie ohne sein Mitwissen vor sich gegangen und die Königin Mutter, die Schwester des Kaisers, gekränkt war. Aber die Spannung zwischen beiden Höfen äußerte weiter keinen Einfluß auf ihre gegenseitige politische Stellung, da Oestreich doch nur nach einer sehr egoistischen Berechnung seinen Kampf gegen Frankreich fortsetzte.

Juan de Austria galt jetzt für die Seele der spanischen Regierung, und sein Ehrgeiz trieb ihn auch an, sich in allen Theilen der Verwaltung geltend zu machen. Aber der spanische Staat war zu tief ge-

---

1) (Leti?) la vita di Don Giovanni d'Austria, figlio naturale di Filippo IV. Colonia (Genf), 1686.

sunken, und der Stolz, die Unredlichkeit und die Schlaffheit der spanischen Großen legten überall seinen für die Lage des Staats angemessenen Maßregeln unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Er allein erkannte die wesentliche Hülfe der Bundesgenossenschaft des Kurfürsten von Brandenburg für die belgischen Niederlande, aber die übrigen spanischen Granden mochten nicht einmal ihren lächerlichen Stolz bezwingen, um den Kurfürsten in den diplomatischen Verhandlungen als Hoheit zu begrüßen. Juan de Austria verhieß, eine große Summe Geldes nach Belgien zu senden, um in dem Feldzuge im Jahre 1677 mit größeren Truppenmassen die Franzosen aus Flandern zu vertreiben; aber von der abgesandten geringeren Summe war wiederum der größere Theil für den kaiserlichen Hof angewiesen und der große Kurfürst und die Krone Dänemark gingen, ungeachtet ihrer täglich mehr steigenden rechtmäßigen Foderungen, wiederum leer aus. Juan de Austria gestand unverhohlen dem brandenburgischen Gesandten die bedauernswerthe Verwaltung der spanischen Finanzen ein, durch welche die öffentlichen Einkünfte vermittelst vorausgenommener Vorschüsse, Verpfändung u. dergl. dergestalt erschöpft wären, daß an eine schnelle Wiederherstellung und Ordnung derselben nicht gedacht werden könnte. In dem vorangegangenen Jahre wären durch die Silberflotte 28,000,000 Piaster nach Spanien

gebracht worden, aber nach allen Abzügen hätte man nur die geringe Summe von 70,000 Piaster (gegen 100,000 Rthlr.) für den Schatz des Königs retten können. Es wäre keiner mehr wie er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Spanien nur durch treue Erfüllung seiner Verpflichtungen gegen die Bundesgenossen sich in dem Besitz der Niederlande erhalten könnte, weil Frankreich immer nur so lange ruhig bleiben würde, bis sich eine neue Gelegenheit zu vortheilhaften Erwerbungen darböte. Spanien müßte sich also selbst vergessen, wenn es bei so bedrängter Lage die wirksamste Hülfe seiner Bundesgenossen durch Unredlichkeit von sich abwenden wollte; doch auf geduldiges Abwarten mußte auch er zuletzt hinweisen. Die Foderung eines freien Verkehrs mit den spanischen Besitzungen in Amerika für einige brandenburgische Schiffe als abschlägliche Entschädigung lehnte jedoch entschieden Juan de Austria ab, weil dieser nach den Gesetzen des Staats nur den eingeborenen oder mindestens dreißig Jahre eingebürgerten Unterthanen der Krone Castilien eingeräumt wäre und alle andere Angehörige der spanischen Monarchie auf der pyrenäischen Halbinsel selbst, wie in Belgien und Italien, gleichfalls davon ausgeschlossen blieben [1]).

Der Einfluß dieses edeln Spaniers, der minde-

1) Puffendorf a. a. O. XIV, §. 43. S. 861.

stens den besten Willen für die Wiedererhebung seines Vaterlandes bewies, stieg wenige Monate darauf noch höher, indem er bei der blödsinnigen Schwäche des unreifen Königs, als der natürliche Bruder desselben, zum Regenten des Reichs ernannt wurde. Sein Versuch, Frankreich auf der Spanien zunächst liegenden Seite anzugreifen und die im pyrenäischen Frieden verlorene Grafschaft Roussillon wieder zu gewinnen, misglückte indeß völlig, das eingefallene spanische Heer erlitt (1677) eine völlige Niederlage, und man begnügte sich, Catalonien durch stärkere Besatzungen in den Grenzfestungen gegen einen Angriff von französischer Seite entsprechend zu decken. Dies wurde auch mindestens so günstig bewerkstelligt, daß nur die Grenzfestung Puycerda von den Franzosen erobert wurde. Unterdessen hatte im Allgemeinen die Stellung der politischen Verhältnisse bei allen kriegführenden Mächten sich wesentlich geändert. Frankreichs Waffenüberlegenheit am Anfange des Krieges war jetzt durch Wilhelm III, Friedrich Wilhelm den Großen und einigermaßen auch durch Oestreich in ein richtigeres Gleichgewicht gebracht worden. Ludwig's XIV Hauptplan gegen die Republik Holland war gänzlich gescheitert und hatte im Gegentheil diesen Seestaat wiederum zu einer neuen Kraftentwickelung als Landmacht angeregt. Er konnte also hier auf eine Entschädigung für seine sechsjährigen Kriegs-

anstrengungen nicht rechnen. Auf Kosten des deutschen Reichs oder einzelner Fürsten desselben stand ebensowenig ein Ländergewinn zu erwarten, zumal da Frankreichs Hauptbundesgenosse, Schweden, seine Präpotenz in Norddeutschland durch die glänzenden Siege des großen Kurfürsten eingebüßt hatte. Es blieb demnach wiederum nur die wehrlose Macht Spaniens übrig, die die Kenntniß, ihre eigenen überreichen Kräfte zu gebrauchen, ganz verlernt hatte, um dem letzten Sieger durch neue Opfer einen Ehrenpreis für den Frieden anzubieten. Wer die meisten Kräfte noch für die Fortdauer im Kampfe besaß, durfte den möglichen Wechsel des Kriegsglücks in günstiger Wendung für sich erwarten. Aber kein Staat fühlte mehr seine Ohnmacht als Spanien, und auch der kühnere Juan de Austria hoffte erst auf neue Kräftigung seines Vaterlandes, wenn es der drückenden Last eines unglücklich geführten Krieges überhoben war. Ueberdies neigte sich jetzt seine Politik mehr zu Frankreich als zu Oestreich, und so war sein Entschluß gefaßt, auch mit dem Verluste der Franche-Comté den Frieden zu erkaufen. Wie nun Frankreich mit England durch den Vertrag vom 17. Mai 1678 über die Bedingungen zur Wiederherstellung des Friedens bereits einig geworden, die Republik Holland am 10. August den Friedensvertrag mit Frankreich bereits abgeschlossen und nur den Zeitraum von sechs Wochen für

den Beitritt Spaniens offen erhalten hatte, zögerte auch dieser Staat nicht länger, von dem großen Bündnisse mit dem Kaiser sich zurückzuziehen und seinen Separatfrieden mit Frankreich am 17. Sept. 1678 zu Nymwegen abzuschließen [1]). Der Hauptverlust Spaniens bestand in der Franche Comté. Von den im aachner Frieden abgetretenen festen Plätzen erhielt Spanien Charleroi, Binch, Ath, Oudenaerde und Courtray zurück, dagegen mußte es an Frankreich neu abtreten Valenciennes, Bouchain, Condé, Cambray und das Gebiet Cambresis, Aire, Saint-Omer, Ypern, Warwik, Cassel, Bavay, Maubeuge, Warneton, Poperingue und Bailleul. Alle übrigen Eroberungen in Catalonien, an der Maas, das Herzogthum Limburg und Sicilien wurden von Frankreich ohne weitere Entschädigung zurückgegeben.

Juan de Austria gedachte aber in der That nach dem Frieden an eine engere Verbindung mit dem französischen Hofe, und wollte diese vermittelst einer Vermählung des Königs Karl II mit einer französischen Prinzessin einleiten. Ludwig XIV fand diesen Vorschlag für sehr angemessen, da er eine Fortpflanzung des Hauses Habsburg-Spanien bei der körper-

1) Flassan a. a. O. III, S. 428—55. und Actes et mémoires de la paix de Nymègue, vol. II, S. 590—650.

lichen Beschaffenheit des spanischen Monarchen bezweifelte, die französische Politik aber in Madrid durch eine solche Vermählung sehr unterstützt zu sehen hoffte. Marie Louise, die Tochter des Herzogs Philipp von Orleans, die Nichte Ludwig XIV, wurde am 19. Novbr. 1679 mit König Karl II vermählt, aber schon zwei Monate früher (17. September) war der Begünstiger dieser Heirath, Juan de Austria, plötzlich verstorben, indem die öffentliche Stimme seinen Tod als einen unnatürlichen bezeichnete. Sogleich kehrte die Königin Mutter an den madrider Hof zurück und das alte Regiment schlaffer Weibergunst, herrschsüchtigen Pfaffenthums und überstolzer Dummköpfe trat wieder in seine volle Herrschaft. Die Freunde der früheren Verwaltung wurden mit harter Grausamkeit verfolgt. Der ganz unfähige Herzog von Medina Celi erhielt die oberste Leitung der Verwaltung, und der melancholische Monarch ward unermüdlich zu einer feindseligen Gesinnung gegen Frankreich, als einzigen Aeußerung seiner Thatkraft, gereizt. Dieses zeigte sich bis zur kindischen Verfolgung der Papageien und Hunde, welche seine Gemahlin aus Frankreich mitgebracht hatte. Die Herzogin von Terranuova wurde von ihm höchlich gelobt, daß sie einen ihrer Lieblings-Papageien erdrosselt hatte, weil er nur französisch sprechen konnte. Er gerieth augenblicklich in eine aufgeregte Verstimmung, wenn man ihm nur bemerkbar machte, daß

ein Franzose über den Schloßhof ging [1]). Die regierende Königin blieb ohne allen Einfluß, umstellt von ränkesüchtigen Günstlingen der alten Königin, in allen ihren Aeußerungen verdächtigt, und nicht einmal im guten Vernehmen mit ihrer Familie jenseits der Pyrenäen, weil diese die Beherrschung des spanischen Hofes bei der Unmündigkeit des Königs als ein ihr gebührendes Recht von ihr verlangte. Sie führte zehn Jahre lang ein düsteres, stumpfes Leben, ohne alle Aussicht auf Nachkommenschaft, wie man am französischen Hofe vorausgesehen hatte; am 12. Februar 1689 verstarb sie im Schlosse zu Madrid lebenssatt in ihrem siebenundzwanzigsten Jahre.

In dieser Periode der Regierungszeit Karl II, da man von einer eigenen Verwaltung dieses Königs auch nicht einmal dem Anschein nach sprechen kann, erlitt Spanien immer mehr und mehr die unausweichlichen Folgen einer vernachlässigten, feilen, im In- und Auslande verachteten Regierung. Konnte der Kurfürst von Brandenburg, der doch nur erst als eine Landmacht des zweiten Ranges durch seine Persönlichkeit und durch zweckmäßige Benutzung seiner Geld- und Menschenkräfte, wie der Lage seiner Staaten und zufälligen Umstände sich geltend gemacht

1) Lettres de Madame la Marquise de Villars, Ambassadrice en Espagne, Amsterdam (Paris) 1759, 12.

hatte, ohne weitere Scheu gegen Spanien als Seemacht auftreten, welches immer noch die ausgedehntesten und reichsten Colonien besaß, so erscheint dies unbezweifelt als der sicherste Beweis, bis zu welchem Grade der Machtlosigkeit Spanien in dem Urtheile seiner Zeitgenossen gesunken sein mußte. Denn dieser Schritt ging von keinem Abenteurer aus, sondern wurde nur als ein erlaubtes Wagstück angesehen, um rechtmäßige Schuldfoderungen einzutreiben, zu denen man auf dem Wege der Billigkeit nicht gelangen konnte. Frankreich und Holland waren auf ähnliche Weise vorher zu ihrem Zwecke gekommen. Mit wenigen gemietheten Schiffen, die er zuletzt doch nur auf sechs Kriegsschiffe zu 20 bis 40 Kanonen, mit 1000 Mann Besatzung ausgerüstet, bringen konnte, und die er unter den Befehl des Holländers Cornelius van Beveren gestellt hatte, ließ er (1680) von Pillau aus einen Streifzug auf spanische Schiffe mit Ladung unternehmen, um durch deren Verkauf seine über 2 Millionen Thaler angewachsene Schuldfoderung für rückständige Subsidien beizutreiben[1]). Vor

1) De Herzberg (C. F.) dissertation contenant des anecdotes du règne de Fréderic Guillaume le Grand, Electeur de Brandenbourg, et surtout de ses exploits maritimes, Berlin 24. Jan. 1781, und Pufendorf a. a. O. XVIII, §. 10 u. 11, S. 112—14.

dem Hafen von Ostende wurde das erste spanische Schiff, mit 60 Kanonen bewaffnet, sonst aber mit Stückgütern beladen, von der brandenburgischen Flottille genommen; der Verkauf der Ladung dieses Schiffes zu Pillau brachte 100,000 Rthlr. ein. Statt selbst sogleich durch eine überlegene Escadre die brandenburgischen Schiffe aus den spanischen Gewässern und der Nähe ihrer Häfen zu vertreiben, wurden Klagen zu London, im Haag und zu Kopenhagen von den spanischen Gesandten geführt, warum man nicht den Sund diesen Schiffen gesperrt habe, warum man den Handelsverkehr auf der Nordsee und im atlantischen Meere stören lassen wolle. Erst dann, als unnützes Klagen nichts half, der spanische Hof aber weder Lust, noch die Geldmittel dazu besaß, die gerechte Foderung des Kurfürsten zu befriedigen, selbst nachdem er die Hälfte ihres Betrags erlassen hatte, rüstete derselbe zwölf Gallionen gegen die ungestümen Gläubiger aus, die nun in dem Seegefechte vor dem portugiesischen Hafen Lagos den Kürzeren zogen. Aber die Kostbarkeit dieser Seeunternehmung, der geringe directe Handel der Spanier in den europäischen Meeren und die Eifersucht der übrigen Seemächte Europas bestimmten mehr, als die Gegenunternehmung des spanischen Hofes, den Kurfürsten, von dem weiteren Verfolge dieser Angelegenheit vermittelst seiner kleinen Marine abzustehen.

Bedeutsamer für Spanien erscheinen inzwischen die neuen Versuche Ludwig XIV, durch Gewaltthätigkeit mitten im Frieden sein Staatsgebiet auf Kosten seiner Nachbaren zu vergrößern. Durch seine Reunionskammern, die er zu Metz 1679 und zu Breisach 1680 errichtete, foderte er von Spanien die Herrschaft Alost und außerdem als Lehnsherr für die Herrschaft Chiney die Lehnshuldigung. Nach einigen vergeblichen Verhandlungen, indem der französische König für das Aufgeben seiner zweideutigen Ansprüche die Foderung noch weit höher steigerte und sogar den Besitz von Luxemburg, dieser Hauptfestung für die südlichen Niederlande und das benachbarte Rheingebiet, foderte, wurde plötzlich ein französisches Heer unter dem Marschall Humières nach Flandern gesandt. Courtray wurde durch Ueberfall am 5. Novbr. 1683 genommen und gleichzeitig Luxemburg durch eine andere Heeresabtheilung bombardirt. Der spanische Statthalter, Marquis de Grana, befand sich wie gewöhnlich ohne alle Vertheidigungsmittel; die Hülfe kam den Spaniern wieder von außen her, durch die Vermittelung der beiden Staaten, welche sich am kräftigsten und glücklichsten den herrschsüchtigen Absichten Ludwig XIV entgegenstellten. Wilhelm III von Oranien und der große Kurfürst vermittelten den zwanzigjährigen Waffenstillstand zu Regensburg, der in zwei Hauptinstrumenten an demselben Tage

(15. August 1684) zwischen Frankreich und dem Kaiser, sowie zwischen Frankreich und Spanien unterzeichnet wurde. Ohne Verlust ging es nun einmal für Spanien nicht ab. Luxemburg und sein Gebiet mußten für die Dauer des Waffenstillstandes dem französischen Hofe überlassen werden, aber Courtray, Dixmuyden, Alost und Chiney kehrten wieder zum vollen Besitz unter die spanische Herrschaft zurück [1]).

In der inneren Verwaltung des spanischen Staates war zwar inzwischen statt des bedeutungslosen Premierministers, Herzogs Medina Celi, der Graf Oropeza an die Spitze der Geschäfte getreten, was wenigstens als keine Verschlechterung der Zustände angesehen werden darf. Dieser Minister richtete vorzugsweise seine Aufmerksamkeit auf die Finanzverwaltung, vermochte auch den König dahin zu bringen, etwas mehr Selbstthätigkeit gegen den Einfluß des alten Hofes zu entwickeln, der unter dem Schutze der Königin Mutter gedeckt stand. Einige Gnadengehalte wurden eingezogen, übermäßige Besoldungen wurden etwas beschränkt, manchmal eine Verschwendung des Hofes unterdrückt; aber dies blieben nur Palliativmittel für einen unheilbar zerrütteten Körper.

---

1) Flassan a. a. O. IV, S. 59—72.

Mehr half, wenigstens für einige Jahre, eine sorgfältigere Aufsicht über die Auszahlung der auf die Silberflotten angewiesenen Gelder. Es geschah aber schon viel, wenn man mit der Erfüllung der alten Verpflichtungen fertig werden konnte. Für eine angemessene Ausrüstung und Erhaltung des Landheeres wie der Flotte, daß nicht täglich Ausreißer davonließen, weil sie keinen Sold erlangten, für ununterbrochene Ausbesserung der Befestigungswerke und Hafenbauten, für einen kräftigen Schutz des spanischen Handels, für eine würdige Aufrechthaltung der inneren Ordnung, für Säuberung der Landstraßen von Bettler- und Räuberschwärmen fehlte stets das Geld, aber leider auch die Einsicht, es zweckmäßig anzuwenden [1]). Die Staatsauflagen waren nicht gering, aber sie drückten nur die niederen Volksclassen; die Kirchen, Klöster und die Großen des Landes, welche gegen sieben Achttheile der benutzten Bodenfläche als Eigenthum besaßen, blieben von den directen Abgaben befreit, oder gaben bisweilen nach freier Selbstbestimmung geschenksweise einen Beitrag. Allerdings blieben die reichen Grundeigenthümer nicht selten der Strafe der Confiscation ihrer Güter unterworfen;

1) Villars a. a. O. an vielen Stellen.

aber wehe dem Staate, der Confiscationen zu den gewöhnlichen Quellen seiner Einnahmen zählt! Und hier sollten sie zwar in die Staatscassen fließen, sie gingen aber schon auf dem Wege in den Beuteln der Höflinge, Beichtväter, Maitressen und ihrer Favoriten verloren.

Spanien mußte aber bei solchen Zuständen einen neuen achtjährigen Krieg (1689 — 97) bestehen, den Ludwig XIV, in der Absicht, diesen Staat ganz seiner Politik unterzuordnen, nach allen Theilen der vertheidigungslosen Monarchie ausdehnte. Ueberall verlor Spanien; grade der Hauptkampfschauplatz für den allgemeinen Krieg, bei dem alle mächtige Staaten Europas betheiligt waren, wurde in den belgischen Niederlanden aufgeschlagen, aber auch hier befand sich die spanische Macht passiv, sie ließ geschehen, was sie nicht hindern konnte, und erlangte dann erst Frieden, als es den andern Mächten gefiel, nach durchgekämpfter Gegenwehr bis zur Erschöpfung sich friedlich zu einigen. Auf diesem Theile des Kampfplatzes wurde Monate lang um eine Quadratmeile des Territoriums gestritten und auch große entscheidende Schlachten sicherten kaum den Gewinn einer winzigen Festung. Ludwig XIV wurde hier zuerst gewahr, daß er aus der Rolle des Angreifers in die des Vertheidigers seiner früheren Eroberungen übergehen müßte. Aber

westlich von den Pyrenäen, wiewol er hier mit keiner Hauptmacht auftrat, machte er wiederum glänzende Fortschritte. Ganz Catalonien wurde von den Franzosen besetzt, als Barcelona 1696 fiel; bis an den Ebro waren die Franzosen vorgedrungen, nur die Streitkräfte fehlten, um noch weiter vorzugehen, die Vertheidigung des Landes hielt den Feind davon nicht ab. Da trat der Friedensvertrag zu Ryswick am 20. September 1697 dazwischen und gewährte dem zu Grunde gerichteten Lande wenigstens einige Ruhejahre, ehe eine neue Entwickelung mit neuen Anstrengungen vor sich gehen sollte. Die milden Bedingungen dieses Friedens wurden theils durch die allgemeine geschwächte politische Stellung Ludwig XIV dictirt, theils fanden sie in dem besonderen Verhältnisse dieses Monarchen zu Spanien ihre Begründung, der grade jetzt eine günstige Stimmung des spanischen Volks für sich erwerben wollte, wo er mit Aufbietung aller seiner Mittel auf die ganze Monarchie alleinigen Anspruch für sein Haus erheben wollte. Es wurden alle Reunionen und Erwerbungen seit dem nymwegener Frieden mit Einschluß von Luxemburg zurückgegeben und nur 82 Dörfer und Flecken zurückbehalten, welche zwischen den früheren Erwerbungen lagen und in der That zu einer angemessenen Abrundung dieses Theils der französischen Grenze dien-

ten, ohne als eine beträchtliche Gebietserweiterung angesehen werden zu können [1]).

Während dieses Krieges war der unglückliche König Karl II zu einer neuen Ehe geschritten, indem er am 4. Mai 1690 mit Maria Anna, Tochter des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg und Schwester der dritten Gemahlin des Kaisers Leopold I, sich vermählt hatte. Anfänglich blieb das Verhältniß der Königin Mutter zur Regierung wie früher, in die Stelle des Grafen von Oropeza trat (1692) Graf Monterey, der Sohn des vormaligen Minister Luis de Haro, ein Staatsmann, der nur in den ruhigsten und geordnetsten Verhältnissen eines ausgedehnten Reiches eine so bedeutende Rolle übernehmen und durchführen konnte. Aber bald bemächtigte sich die junge Königin der Zügel der Regierung, indem ihr Beichtvater Gabriel, ein deutscher Kapuziner, und ihre Hofdame von Berlepsch ihr dabei kräftige Unterstützung leisteten. Selbst die Königin Mutter konnte kurz vor ihrem Tode († 8. Novbr. 1696) nur durch die junge Königin ihre alten Günstlinge erhalten, aber das Regiment ging in seiner Schlech-

---

1) Actes et mémoires de la paix de Ryswick, vol. III, S. 219 — 76 u. Flassan a. a. O. IV, S. 159.

tigkeit fort und wurde als ein doppelt deutsches bei dem Volke nur noch allgemein verhaßter. „Die Königin ist unumschränkte Gebieterin,“ sagt Graf Harrach in seinem Berichte[1]) an den kaiserlichen Hof vom 16. August 1697; „sie ist die Seele aller Entschlüsse des Königs, und er thut nichts, was sie nicht befiehlt.“ — Die Ehe blieb auch diesmal kinderlos, wie nicht anders erwartet werden konnte, und der englische Gesandte, Lord Stanhope, berichtet am 5. Decbr. 1696 an seinen Hof[2]): „Des Königs Gesundheit wird täglich schlechter. Gegen seine Schwäche gibt es keine Mittel, und dabei ist sein Geist so melancholisch und abgestumpft, daß er fast fühllos gegen Alles ist, was um ihn vorgeht.“ Und in einem Berichte desselben Gesandten vom 22. October 1696 heißt es wiederum von dem Zustande des Landes: „Die Lage der öffentlichen Angelegenheiten ist hier so verzweifelt, daß Niemand den Muth hat, die Leitung derselben zu übernehmen. Die neue Junta, von der man anfangs viel erwartete, ist ein Gegenstand des Spottes geworden, besonders, seitdem

1) Bei Förster, Die Höfe und Cabinete Europas im achtzehnten Jahrh. Bd. I, S. 2.

2) Bei Raumer, Geschichte Europas Bd. VI, S. 481.

sie den armen Witwen und Waisen ihre Jahrgelder nahm, während der Herzog von Ossuña, einer der reichsten Männer in Spanien, sich auf Lebenszeit ein Jahrgeld von 6000 Kronen verschaffte."

In dieser bedauernswerthen Verfassung lag der spanische Hof und seine Staatsverwaltung, in dieser trostlosen Zerrüttung verloren sich die edeln Kräfte des spanischen Volkes, als sein Land im Schlußjahre des siebzehnten Jahrhunderts die Aufmerksamkeit aller europäischen, wie das Palladium ihrer ferneren Selbständigkeit, auf sich zog; denn der leblose Monarch war nun wirklich gestorben (1. Novb. 1700). Während Ludwig XIV jubelte: „es gibt für Frankreich keine Pyrenäen mehr", verlor der große Politiker auf dem englischen Throne, den noch dazu die Statthalterschaft der Republik Holland schmückte, die nächtliche Ruhe über die drängenden doppelt und dreifachen Gefahren für das mit so blutiger Anstrengung errungene Gleichgewicht unter den Mächten Europas. Der Kaiser aber verhoffte, als der rechte Erbe Habsburg, auch ohne große Anstrengung zuletzt doch die ungetheilte spanische Monarchie für seinen Bruder Karl zu erringen. Diese Bestrebungen, die sämmtlich grelle Selbsttäuschungen erfuhren, bilden den großen Eingang zum spanischen Erbfolgekriege, der ein rein europäischer ist, und von dem grade Spanien ver-

hältnißmäßig wenig leidet. Unser Zweck war es, in diesem Aufsatze die Lage Spaniens bis zu seinem Ausbruche darzustellen; vielleicht erachten wir es für eine interessante Fortsetzung, Spaniens Schicksale während dieses Krieges zu schildern.

III.

Christoph Martin Wieland

nach

seiner Freunde und seinen eigenen Äußerungen.

Zusammengestellt und mitgetheilt

von

C. W. Böttiger in Erlangen.

Noch aber leben Viele, die das Licht nicht scheuen, und alle diese werden Wieland's Andenken ehren.

Gruber.

Aufgefodert zu einem abermaligen Beitrage zu diesem Taschenbuche und eben mit der Sichtung des handschriftlichen literarischen Nachlasses meines verstorbenen Vaters beschäftigt, ergriff mich der Gedanke, daß es selbst nach Gruber's schätzbaren Werken über Wieland, keine ganz undankbare Arbeit, keine ganz verlorene Mühe sein könnte, Dasjenige unter einem durchlaufenden Gesichtspunkte, etwa dem biographischen, zu vereinigen, was sich über Wieland's Leben und Wirken aus bisher noch gar nicht oder minder bekannten mündlichen oder schriftlichen Aeußerungen von ihm selbst oder von Zeitgenossen und Freunden des Mannes vorfände. An Materialien dieser Art ist Böttiger's Nachlaß um so reicher, weil B. nach jeder interessanten Unterhaltung, an der es besonders in Weimar nicht fehlen konnte, zu Hause mit Hülfe seines ungemein treuen Gedächtnisses den Hauptinhalt von stundenlangen Gesprächen, die oft

sehr Heterogenes hintereinander berührten, auf einzelne Blätter, häufig nur mit Bemerkung des Datums, freilich ohne alle stylistische Feile hinzuwerfen pflegte. In spätern Jahren war es sein Lieblingsplan, aus diesem kleinen schriftlichen Schatze, verbunden mit Dem, was ihm sonst noch in Erinnerung geblieben war, sogenannte Reliquien zu veröffentlichen. Da die immer und immer hinausgeschobene Verwirklichung durch seinen Tod vereitelt wurde, so hielt ich mich — vielleicht zu kühn — auch in dieser Hinsicht für erbberechtigt, wenn gleich mit der vollsten Ueberzeugung, daß B. selbst dies weit besser und umsichtiger gethan haben würde.

Besonders reich sind diese handschriftlichen Bemerkungen, die wir wol auch Memorabilien nennen könnten, in Bezug auf Wieland, von dessen besonderer Freundschaft zu Böttiger in der dem Letzteren gewidmeten biographischen Skizze (Zeitgenossen 1837 XLIII und auch besonders daraus abgedruckt) mehrmals die Rede gewesen ist. Selbst nach seinem Abgange von Weimar (1804), das er nie vergessen konnte, dauerte ein inniger Briefwechsel mit Wieland bis an dessen Tod (20. Jan. 1813) fort. Wieland berichtet mit der ihm eigenen gutmüthigen Laune über das Wichtigste, was er erlebt oder was er unter der Feder hat, und daher sind zur Ergänzung dieser Memorabilien für die letzten 8 Jahre auch

einige Briefe W.'s mitgetheilt [1]). Für die objective Wahrheit jener Memorabilien einzustehen, wird dem Mittheilenden wol kaum zugemuthet werden, so wie er auch keineswegs alles Subjective in diesen Aeußerungen vertreten und zu dem Seinigen machen will. Mancher zu üppige Auswüchsling ist allerdings weggeschnitten worden, aber jede kernige, charakteristische oder launige Aeußerung etwa deswegen zu unterdrücken, weil sie Kind und Kindeskind eines Besprochenen afficiren oder gegen gewisse Lieblingsdogmen unserer Zeit anstoßen könnte, hieße doch wol nach einem bekannten Sprüchwort einen Pelz waschen sollen, ohne ihn naß machen zu dürfen. — Wie von Seiten des Mittheilenden keine Gunst oder Abneigung vorwaltet, so darf Beides auch nicht von dem ersten Abfasser und Niederschreiber jener Blätter vorausgesetzt werden, dessen Charaktergrundzug Gutmüthigkeit und ein großer Theil seiner literarischen und geselligen Thätigkeit Dienstfertigkeit war, wenn er auch eben nicht, wie Jean Paul sich (zum

1) Böttiger war häufig Wieland's gelehrtes Orakel gewesen. Viele schriftliche Unterhaltungen seit 1806, von wo an sich W mit der Uebersetzung von Cicero's Briefen zu beschäftigen anfing, galten dieser Unternehmung. Etwa ein Dutzend derselben würden für eine philologische Zeitschrift einen eben so lehrreichen als unterhaltenden Artikel bilden.

Dank für viele Gefälligkeiten?) ausdrückt, ein furchtsamer, sich nach allen Seiten hin schmiegender und verbeugender Mann gewesen.

Vielleicht verdient aber die Frage, ob etwas über Wieland zu sagen, noch jetzt an der Zeit sei, eine kurze Beantwortung und die ganze Mittheilung eine Rechtfertigung.

Wenn die hohe Tanne liegt, glaubt Jeder einen Zapfen sich abbrechen zu dürfen! — Wer hat dies nach seinem Tode mehr im Guten wie im Bösen erfahren müssen, als Göthe und nach ihm, obwol in geringerem Maße, Schiller; jedoch immer noch so reichlich, daß gegen Beide Herder und Wieland immer mehr aus den Augen der jetzt lebenden Generation in den Hintergrund gerückt worden sind. — In der That sind der Antheil, die Sympathie, welche die deutsche Nation für ihren größten neueren Nationalschriftsteller, für Göthe, gezeigt hat und noch zeigt, um so rühmlicher, geben ein um so ehrenvolleres Zeugniß von der Stufe deutscher Geistesbildung, je weniger Göthe eigentlich populär gewesen ist oder auch nur hat sein wollen [1]). —

1) Göthe hat dies selbst ausgesprochen; s. Eckermann Gespräche mit G. Lpz. 2. Aufl. II, 34.

Jedoch auf Wieland zurückzukommen, wäre es ungerecht, Deutschland zuzutrauen, daß es bereits einen seiner Hauptschriftsteller kaum ein Vierteljahrhundert nach dessen Tode vergessen; einen Mann, der doch anerkannterweise mit zu jenem großen Viergestirn an dem Himmel der Unsterblichkeit gehört, welches man wol auch die vier Thurmspitzen des ehrwürdigen Domes deutscher Nationalliteratur genannt hat.

Es sei allerdings zugegeben, daß Wieland nicht mehr ganz in dem Geschmacke der Mitwelt ist, wenn gleich einzelne seiner Dichtungen nie völlig aus dem Kreise der gebildeten Welt verschwinden werden; es sei eingeräumt, daß grade jetzt die gesteigerten moralischen und religiösen Foderungen an den christlichen Menschen zum Theil andere Ansichten verlangen, als welche Wieland „der Erotiker, der Casuistiker der Liebe" in der Mehrzahl seiner Dichtungen geltend gemacht hat; es sei namentlich gestanden, daß er, wie sehr er sich auch dagegen vertheidigen und reinigen mochte [1]), von einer gewissen, vielleicht hier und da

---

1) So äußerte er 26. Nov. 1795 zu Böttiger: „Ich weiß nicht, wie mir der Vorwurf gemacht werden kann, ich sei ein schlüpfriger Schriftsteller. In meiner Seele ist nichts von dem Stoffe, der hier gähren müßte, wenn ich dies sein sollte. Es sollte mir wol auch Ve-

selbst verderblich gewordenen Ueppigkeit und Schlüpfrigkeit seiner Schilderungen nicht ganz freizusprechen ist, die vielleicht in seiner an andere Dinge mehr gewöhnten Zeit — man denke nur, wie sich z. B. die Tracht

---

recundia, wie dem Virgil, gegeben werden. Noch jetzt in meiner neuen Ausgabe habe ich sorgfältig geprüft, was etwa der Art anstößig sein konnte. Ein alter Mann, der Kinder und Enkel um sich herumlaufen hat, ist wol von allem Kitzel frei. Ich habe überall Originale copirt und mich sorgfältig in Acht genommen, der menschlichen Natur Bocksfüße zu geben, wo sie keine hat. Bei mir handeln die Personen ihrem Wesen gemäß, und der Wollüstling kann nicht anders sprechen, als ich ihn reden hörte. Hätte ich die Menschen so geschaffen, dann könnten mich Vorwürfe treffen. Aber die hat Gott so gemacht. Nur eines meiner frühern Gedichte habe ich deswegen auf immer verdammt, weil es teuflische Carikatur und Bordellcharakter hat, Juno und Ganymed. Eine Gräfin, die mir und meiner Freundin (bei Stadion) groß Herzeleid zufügte, hatte meine Galle so gereizt, daß sie in diesen Erguß gerieth." — Göthe in seiner Trauerlogenrede auf W. (Werke Göthe's in 12mo. Cotta 1830. XXXII) deutet das Fragliche sehr fein an: „Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gezählt hat."

der Frauen wesentlich versittlicht hat — nur minder aufgefallen ist — — es sei also dies Alles anzunehmen verstattet, und man würde immer noch damit kein Recht haben, Wielanden zu vergessen. Oder sollte der Umstand gegen ihn sprechen, daß er im Ganzen weniger mehr als früher gelesen wird, also das Publicum sich selbst gegen ihn entschieden habe? Welche Anklage aber wäre dies z. B. gegen Klopstock, der wol unter Deutschlands größten Dichtern bei dem gegenwärtigen Geschlechte verhältnißmäßig die wenigsten Leser und Versteher findet!

Wieland gehörte als Dichter eigentlich nur dem achtzehnten Jahrhundert an, und wußte auch in dieser Beziehung zu rechter Zeit aufzuhören, nachdem er sich fast in allen Gattungen der Poesie mit mehr oder weniger Glück — mit dem wenigsten vielleicht im Drama — versucht hatte. Phantasie, Gefühl, Wohllaut, Weltanschauung hat ihm kaum Jemand abgesprochen. Mensch und Dichter waren lange eins in ihm; er dichtete lebend und lebte dichtend. Aber er fand — wie alles nicht Gemeine — frühzeitig seine Gegner. Er schloß sich keiner der vier im letzten Drittel des vorigen Seculums bestehenden Dichtergruppen an. Denn während Göthe an der Spitze eines kleinen frankfurter Vereins (Lenz, Klinger u. A.) und Boie an der des göttinger Hainbundes stand (Bürger, Hölty, Voß, die Stollberge, Cramer,

Leisewitz u. A.); Gleim in Halberstadt die Michaelis, ClamerSchmidt und Heinse an sich zog, und in Wien um Sonnenfels und Denis sich Mastalier, Alxinger, Blumauer, Retzer u. A. zu einem Kreise rundeten, stand Wieland nur kurze Zeit mit Bodmer und Breitinger gegen Gottsched zu Felde, dann aber vereinzelt (und darum dem Angriff freier gestellt) da, wie Thümmel, Pfeffel, Claudius und der große Klopstock selbst.

Auch Wieland ist von der Gallomanie, Gräkomanie, Anglomanie, nur in verschiedener Stärke, berührt worden; aber sein innerer Gehalt schützte ihn vor blinder Nachahmung des Fremden, er fühlte zu sehr das Bedürfniß der Natürlichkeit, und wo er nachahmte, geschah es nicht ohne Zuthat des eigenen Genius mit Witz und Geist. „Er war es eigentlich — dies Zeugniß gibt ihm einer unserer schärfsten Kritiker — der die alte Steifigkeit völlig von unserer Natur abstreifte, und uns eine Gelenkigkeit und Leichtigkeit verlieh, für welche auch die strengeren Richter dankbar sein mußten, die Wieland's leichtfertige Moral misbilligten [1]."

Aber Wieland, der Bekämpfer Gottsched's, stand gleichsam auf dem Scheidepunkte zweier Literatur-

1) Wolfg. Menzel: Gesch. d. Deutschen. Stuttgart, 1834. S. 775.

epochen, der alten seinen Dank versagend, der neueren, besonders der sogenannten neu-romantischen Schule es nicht zu Danke machend, einsam da. Schon 1774 an Klopstock's Geburtstage, den der göttinger Bund eben feierte, wurde von Voß, Hölty und Andern sein Bild verbrannt. Später trat unter Göthe's Auspicien und Protectorate eine jüngere Dichterwelt auf, die nur auf den Leichen früherer Notabilitäten sich groß zu sein dünkte und Großes leisten zu können wähnte, und wenn in den Horen und jenaischen Musenalmanachen so wie im Athenäum gegen Wieland wie gegen Andere, die nicht ihren Jupitersdienst mitfeiern wollten, Feuerpfeile geschleudert wurden, so war es kein Wunder, wenn mitunter sein Zorn aufloderte und er fragen konnte, womit er dies um Deutschland und seine Zeitgenossen verdient habe? Freilich hätte ihm aber auch nicht leicht eine unglücklichere Aeußerung entwischen können, als die in der Vorrede zur neuen Ausgabe seiner Werke: „daß seine beinahe ein halbes Jahrhundert umfassende Schriftstellerlaufbahn begonnen habe, da eben die Morgenröthe unserer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden angefangen, und er sie beschließe, wie es scheine, mit deren Untergange". Was half es ihm, daß er dies Wort später selbst für voreilig erklärte? Es war gesprochen; jene beiden Brüder, welche Wieland nur die Götter-

buben oder Dioskuren nannte, dünkten sich doch auch etwas, und Besseres als Wieland zu sein; man verzieh es ihm weit weniger als dem kranken Klopstock sein bekanntes Gebet: Gott erhalte mich für Deutschland!

Schwert fodert Schwert heraus, sagt der Araber; so auch der Geist den Geist. Es war eine seltsame Reibung der Geister, und ein Geniedrang in Literatur und Kunst, der sogar das Wort Genie selbst verdächtig zu machen anfing. Sagte doch Lessing selbst: wer mich ein Genie nennt, dem gebe ich eine Ohrfeige, daß er denkt, es wären zwei. Auch in Weimar gab es einmal, um die Zeit, als Göthe dort auftrat, eine solche Genieperiode, aus welcher, wie aus einem chemischen Processe sich bald annähernder, bald abstoßender, sich trennender oder zersetzender Elemente, endlich ein reineres geistiges Präcipitat hervorging, welches glänzend die eigentliche Lichtperiode Weimars wurde. Wieland war der älteste und gesetzteste unter diesen jugendlich=muthigen Literatoren, und schloß sich am nächsten an die herrliche Fürstin an, die ihn auf Dalberg's in Erfurt Rath von dort zu Erziehung ihres Erbprinzen, nachherigen ersten Großherzogs Karl August von Weimar, berufen hatte. Er gehörte auch nachher, als sie die Regentschaft mit

einer den Wissenschaften und Künsten und anmuthiger Geselligkeit geweihten Zurückgezogenheit vertauschte, zu ihrem engern Kreise. Mit Recht konnte er von ihr singen:

Sie würd' als Schäferin
Die Flur entzücken;
Sie würd' als Königin
Die Welt beglücken;
Doch immer würd' in ihr
Sie selbst geliebt.

Sie wurde in Ettersburg, in ihrem Tiefurt, in ihrem Palais in Weimar der Mittelpunkt der seltensten Vereinigung von Männern und Frauen, die ohne Ansehen der Geburt — diese schloß sich mehr an Das, was eigentlich Hof war, und welchem die regierende Herzogin Luise mit hoher Würde und Fürstlichkeit vorstand, an — nur durch Geist und Gemüth allein Hoffähigkeit und Zutritt zu ihr fanden. Magnetartig zog eins das andere an; doch fehlte es auch nicht an abstoßenden Polen. Wer jene Zeit studirte und verstand, begriff, wie die Wahlverwandtschaften entstehen konnten. Herrlich, ein geistiger Heros stand Herzog Karl August mitten inne. Noch reicherer Wechselverkehr that sich auf, als auch Jena gegen Ende des achtzehnten Jahrh. einen seltenen Glanz erreichte. Doch von Allem diesen mag anderswo die Rede sein. Mit Recht konnte K. A. Böttiger, damals Director des weimarischen

Gymnasiums und Oberconsistorialrath in Schulsachen, dessen geistiger Thätigkeitsdrang dort volle Nahrung und Anregung erhielt, in einer seiner Schulreden das Thema aufstellen und durchführen: Freue dich, Jüngling! du bist ein Deutscher, du lebst in Weimar, du trittst in ein neues Jahrhundert!

Der Verf. dieser Zeilen theilte als Knabe mit jenen so angeredeten Jünglingen das Glück, das auch ihm unvergessen bleiben wird, in Weimar seine Jugend zu verleben, in der Nähe jener Lichtgestalten, welche gesehen zu haben, Viele ihn vielleicht beneiden könnten; wenn gleich seine erste und früheste Erinnerung nicht ein Lebender, sondern ein Todter war, der Geheimerath Bode, der vielbetraute Freund seines Vaters, dem dieser mit dem Knaben an der Hand noch im Leichenhause auf der Gottesackerkirche einen Besuch abstattete. — Schnecke, Ackerwand, Stern — den ältern Weimaranern wohlbekannte Namen — Markt und alte Grabenmauern waren die Schauplätze seines Jugendmuths, der ihn sogar einmal unter die dahereilende Carosse seines Landesvaters gerathen ließ; und wenn ihn Frau von Stein im Park einmal fragte, wer er sei, so entgegnete er komisch genug, er sei der kleine Oberconsistorialrath

Böttiger! Herder's Garten — wenn der ehrwürdige Besitzer nicht meditirte — Conrector Schwabe's Dachstübchen waren seine Turnier- und Theaterplätze, und noch vor wenigen Jahren freute er sich, in einem hochgestellten Manne einen seiner alten Gefährten einer glücklichen, Alles ausgleichenden Jugend wiederzufinden. Belvedere mit seinem Carrousel, Ettersburg mit seinen Hirschen, Tiefurt mit seiner Schaukel an der Ilm, Knebel's Garten (nachher dem eigenen Vater, wie früher Wielanden, zuständig), das öfter besuchte Osmanstädt mit dem im Kreise von Kindern und Enkeln und seiner Sophie Brentano [1]) ehrwürdigen Patriarchen Wieland — sind ihm Alles so liebe, theure Erinnerungen, daß sie selbst an diesem Platze Verzeihung finden mögen; oder sie sind ihm, um mit Göthe zu reden, selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.

Wieland über seine Jugend bis zur Universität.

„Die Wieland'sche Familie stammt aus einem Dorfe im biberachschen Gebiete, wo seine früheren

---

1) Deren Bruder er erst ein Menschenalter später auf dem tirolischen Brenner sah.

Vorfahren Bauern gewesen sind. Noch gibt es dort Bauern dieses Namens, grobe Knollstücken und Lümmel."

„Wieland's freier Sinn wurde schon dadurch geweckt, daß sein Großvater Bürgermeister in Biberach gewesen, und daß er einen mütterlichen Onkel hatte, der in kaiserlichen Diensten war. So etwas erhebt in einer solchen schwäbischen Reichsstadt schon zu einem halben Patriciat."

„Mein Urgroßvater war ein reicher Bürgermeister in Biberach gewesen; daher hatte sein dem Herrn geweihter Sohn bald die Pfarrei in Holzheim bekommen, von wo aus dann die Pfarrer gewöhnlich in die Stadt ascendirten. Allein mein Großvater war ein Lebemann, der lieber als kleiner Papst auf dieser Pfarrei hauste, sich mit dem von seinem Vater ererbten und mit meiner Großmutter erhaltenen Vermögen wohl sein ließ und nicht in die Stadt mochte, auch im 70. Jahre auf dieser Pfarre starb. — Mein Vater wurde hier anfänglich sein Nachfolger, wo auch ich geboren wurde, ging aber nach einigen Jahren in die Stadt. Mein Großvater hatte 12 Kinder, daher vertheilte sich sein großes Vermögen sehr. Er schickte immer 2 Söhne zusammen auf die Universität nach Halle, die nicht eher schrieben, als bis sie neue Wechsel brauchten. Darüber wollte sich nun der Vater halb krank lachen, schickte seinen

Batzenschmelzern, so nannte er sie im Scherz, mit Vergnügen neues Geld und war immer lustig und froh.

Ich selbst bin zu Holzheim, einem biberachschen Dorfe 4 Stunden von der Stadt, geboren und die zwei ersten Jahre meines Lebens erzogen. Ich erinnere mich, daß ich in früheren Jahren noch Reminiscenzen aus diesen zwei ersten Kinderjahren hatte. Mein Vater wurde durch ein hitziges Fieber ein Vierteljahr außer Stand gesetzt, sein Amt zu versehen; da erinnere ich mich noch, wie der sein Amt indeß vertretende Vicar mich im Käppchen auf die Wiese geführt hat und in den gelben Blumen spielen ließ, wie ich diese Blumen pflückte u. s. w. Einen Kinderstreich aus dieser Periode erzählte mir sonst meine Mutter. Ich habe schon winzig klein viel Bonhommie gegen Menschen und Thiere gehabt. Damals trug ich ein kleines Säckchen voll Haber (Häberle nach dem schwäbischen Dialekte) bei mir, den ich die Lämmchen mir von der Hand lecken ließ. Einst schlich ich mich in die benachbarte Wohnung einer Bauerfrau, deren halbjähriges Kind in der Wiege eben recht bauernjungenmäßig das Maul aufsperrte. Ich trete vor ihn, und während die Mutter draußen zu thun hat, fange ich an, dem Kleinen Häberle ins Maul zu stopfen, sodaß der Junge, der nicht mehr schreien konnte, unfehlbar erstickt wäre, wenn nicht

die Mutter noch zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wäre, mich aber doch als des Priesters Prinzen hochachtungsvoll nach Hause führte."

„Humor und Talente", sagte Herder (16. April 1796) „hat man von der Mutter, die festen Theile der Organisation vom Vater. Wenn ich etwas link oder pedantisch mache, so denke ich an meinen Vater, aber mit vieler Liebe erinnere ich mich der Mutter." „Das Aengstliche, Ungeduldige, Trippelnde, Imaginative habe ich ganz von meiner Mutter", sagte Wieland.

Wieland's Vater (ein Schüler Franke's in Halle) war äußerst orthodox als Oberpfarrer in Biberach. Daher mußte der junge Wieland Bibel und Gesangbuch fast auswendig lernen, Scriver's Seelenschatz täglich vorlesen und in der Passionszeit Rambach's Passionsbetrachtungen durchkäuen, die ihn durch die ekelhaften Beschreibungen der Martern, womit Jesus belegt worden, äußerst verhaßt wurden, aber doch die Wirkung auf seine Seele machten, daß sich früh die zärtlichste Theilnahme für fremde Leiden bei ihm entwickelte. „Noch erinnere ich mich", sagte W., „des unbeschreiblichen Entzückens, mit welchem ich in der Bibliothek meines Vaters, als dieser einmal in der Sitzung des Consistoriums abwesend war, über Schneider's philosophisches Lexikon herfiel, und hier zum ersten Male die Hypothesen der

alten Philosophen über die Entstehung der Welt stümperhaft genug erzählt fand."

Wieland klagte darüber (16. März 1801), daß er immer nur Halbwisser im Griechischen geblieben sei. In frühester Jugend habe ihn sein Lehrer Hennike, ein eingefleischter Pedant, durch die albernste Methode das Griechische so verleidet, daß er damals unter dem Vorwand, kein Theolog werden zu wollen, dieser Sprache ganz Valet gegeben, dagegen aber recht gut lateinisch sprechen und schreiben gelernt habe.

Als (am 8. Oct. 1791) von der Blatterinoculation geredet wurde, führte Wieland an, wie es doch einige Rücksicht verdiene, daß die erkünstelten Blattern die Seelenkräfte der Inoculirten schwächten. Er habe die natürlichen Blattern im stärksten Maße gehabt; ein sehr reizbares Nervensystem [1]) und eine

1) Doch erzählte Wieland am 4. April 1797 bei Herder: „Einst wäre ich beinahe lebendig gebrühet worden. Ich ging in meinem 20. Jahre mit anderen Freunden in die Bäder von Baden, setzte mich in eine Wanne, und hatte ein sehr interessantes Buch, das ich indessen las. Man hatte mir gesagt, daß ich, wenn mir das Wasser zu kalt würde, aus einem Hahne warmes zulassen könne. Dies geschieht; ich lasse den Hahn auf und warmes Wasser in der Quantität zufließen, daß ich beinahe verbrate, aber immer nichts merke, weil die Hitze nur nach und nach zunimmt. Zum Glück kommt ein Badeknecht

Schwäche im linken Auge rühren gewiß davon her; vielleicht — setzte er hinzu — hat sich aus dem Blatterngifte bei mir auch die leidige materia peccans entwickelt, die mich zum Dichter gemacht hat.

(3. Jan. 1801). „Die Dichtkunst sei ihm gekommen, wie dem unschuldigen Mädchen die Liebe. Mit seinem Gedichte: die Natur der Dinge, sei er grade so zu Falle gekommen, wie manches unschuldige Mädchen seine Unschuld verliere — in einer ungehüteten Schäferstunde." — Sein Vater hatte den ganzen Brockes viele Jahre lang an einen biberacher Patricier verborgt, der ihn auf einmal zurückschickte. Der zehnjährige Knabe Wieland, der seine Sprache nur aus der Bibel, die er bei seinem Vater fleißig lesen mußte, und aus dem Gesangbuche kannte und nur mit der Mutter und dem Dienstmädchen im Hause sprach, erstaunte, als er den poetischen Reichthum in Brockes' Vergnügen mit Gott erblickte, und

herein, dem die Sache verdächtig vorkommt. Er erschrickt, als er Alles um mich herum dampfen sieht. Er kann die Finger nicht in dem siedendheißen Wasser halten. Ich werde mit genauer Noth gerettet. Dies hat mein ganzes Nervensystem zerstört. Hätte ich diesen Streich nicht gemacht, ich müßte 120 Jahre alt werden, so eine feste Constitution ist in mir." (Indeß ist W. — geb. 5. Septbr. 1733, gestorben 20. Jan. 1813 — doch fast 80 Jahre alt geworden.)

fiel mit unglaublicher Begierde darüber her. Von nun an machte er auch selbst Versuche, die natürlich noch ziemlich lahm ausfallen mußten [1]).

(Kötschau, bei einer Familienmahlzeit 20. Jul. 95). Wieland lernte früh von seinem fünften Jahre an bei einem Schreibemeister, der sich nach den Vorschriften des hallischen Waisenhauses gebildet hatte, schönschreiben (die griechischen und hebräischen Buchstaben schrieb ihm sein Vater vor). Als er nun schon im siebenten Jahre anfing, Verse zu machen, so hatte er die sonderbare Liebhaberei, sich vom feinsten holländischen Schreibpapier, womit ihn sein Vater reichlich versah, außerordentlich kleine Sedez- oder Vicesimal-Formatbüchelchen zusammenzuheften und dann diese mit den kleinsten und niedlichsten Versen zu beschreiben. Den lateinischen Unterricht genoß er bei dem Rector in Biberach privatissime. Der arme Mann war oft sehr verlegen über die Einwürfe, die der zehnjährige Wieland ihm über Stellen des Horaz und Virgil machte; oft billigte er

1) W. erinnerte sich noch des ersten Verses, den er in seinem Leben gemacht hatte, den aber auch schon Gruber, zum Theil aus gleichen Mittheilungen schöpfend (Wieland's sämmtliche Werke L. 17.), anführt:

„Fromme Kinder, die gern beten,
Müssen vor den Herren treten.“

mit weiser Miene die jugendlichen Muthmaßungen und Erklärungen seines Schülers; oft verwies er ihm aber auch seine Naseweisheit. Dieser Rector, eine kleine, runde, dickstämmige Figur, hatte ein noch kleineres, dickeres, unförmlicheres Weibchen, eine streng gebietende, leicht zu erzürnende Trutschel. Der Knabe Wieland hatte aus Boëthius consolatio philosophica das adonische Sylbenmaß sehr lieb gewonnen. Er versuchte also ein lateinisches Gedicht auf die ehrsame Hälfte seines Rectors in genere adonico, und es gelang so gut und die kleinen Verschen paßten so niedlich in das beliebte Format, daß ihre Zahl bald in die Hundert ging. Alle diese deutschen und lateinischen Dichterversuche füllten nach und nach mehre Schachteln und wurden von Wieland's Mutter als heilige Dichterwindeln gewissenhaft aufgehoben. Als Wieland im Jahre 1750 das erste Mal von Erfurt zurück in sein Vaterland kam, brachte einmal die Frau Mama alle diese Siebensachen mit großem Triumph getragen, der aber bald in Weinen und Schluchzen verwandelt wurde, als der Herr Sohn ungesäumt diesen Schatz dem lodernden Kaminfeuer — tardipedi ustulandum Deo — übergab. In solchen Fällen pflegte dann Wieland seine Mutter immer dadurch zu beschwichtigen, daß er ihr vorwarf, er habe ihr oft als Maschine zum Garnabwickeln dienen müssen, was die ihr Söhnlein abgöttisch verehrende Mutter gegen

Andere gradezu leugnete, ihm selbst aber nur mit Herzbeklemmung eingestand. Wieland's Vater hatte gar keine Freude an der leidigen Versmacherei des Sohnes und hinderte diese Musenliebschaft auf alle Wege. „So", sagte Wieland, „hatte auch ich das Schicksal Tasso's und Ovid's."

(Den 16. April 97.) „Beim Abt Steinmetz in Klosterbergen (wohin Wieland noch nicht volle 14 Jahre alt kam) war W. anfangs einer der erwecktesten und frömmsten Beter, und wenn Steinmetz (der seiner Anstalt auch den hallischen Pietismus einzuimpfen wußte) in seiner Salbung zwei Stunden lang in den Betstunden seinen Unsinn herplauderte, wurde Niemand so sehr davon gerührt als der Knabe Wieland. Er hatte in dieser Periode oft heilige Zerknirschungen und Ekstasen, flehte oft kniefällig Gott um Gnade und glaubte einst wirklich, als der Vollmond hinter dem Gebüsche aufging und durchs Fenster zu scheinen anfing, das jüngste Gericht und die Glorie des Weltrichters sei im Anzuge. Allein diese Herrlichkeit nahm bald ein Ende. Wieland borgte sich von dem fast allein nicht pietistischen Rector des Klosters, Knap (?), Bayle's Wörterbuch, das ihm dieser nur ungern und nach einem langen Examen gab. Heißhungrig fiel Wieland über die Artikel Leucipp, Anaxagoras, Epikur u. s. w. her und gerieth bald in die sonderbarsten Labyrinthe über die Entste-

hung der Welt. Daß ein Gott die Welt geschaffen, wurde ihm alle Tage unglaublicher. Bald gerieth er auf den Gedanken, seine aus Anaxagorischen und Leucippischen Ideen wunderbar zusammengeschmolzene Hypothese ins Französische zu übersetzen und bei Lüzac in Leyden drucken zu lassen, damit endlich die Binde des Irrthums fiele, und die klüger gewordenen Menschen auch in unausbleiblicher Progression besser würden. Er arbeitete des Nachts spät an diesem Opusculo, während seine Stubenkameraden schon lange im Bette waren und der Stubenaufseher auch schon schnarchte. Dieser aber merkte endlich Unrath und beschlich ihn, als er eben seine Abhandlung über die Nichtexistenz Gottes vollenden wollte. Er riß ihm das Manuscript aus den Händen und legte das schreckliche corpus delicti dem Abt vor. Es wurde ein fürchterliches Blutgericht über diesen verruchten Sünder gehalten und nur den muthigen Vorstellungen eines einzigen Conventualen verdankte es der Jüngling, daß er nicht beschimpfend bestraft wurde. — Nach diesem Vorgange blieb er nur noch ein halbes Jahr im Kloster, in dessen Schularchive noch jetzt viele Verse von Wieland, als Schülerversuche, aufbewahrt liegen müssen; denn Alles assimilirte sich bei ihm schon damals zur Poesie. So hatte er selbst sein atheistisches Werk dichterisch durch die Entstehung der Venus aus dem Meerschaum eingekleidet.

In Klosterbergen (theilte W. ein andermal mit) lernte er brav lateinisch sprechen und schreiben, welches damals unter Abt Steinmetz wacker getrieben wurde. Damals konnte er auch so viel hebräisch, daß er noch einige Jahre später oft die Psalmen als Taschenbuch bei seinen Spaziergängen bei sich trug und die einfache Sublimität mancher Psalmen nicht genug bewundern konnte. — „Die Bücher, die in Klosterbergen sehr stark auf mich wirkten, waren Xenophon's Cyropädie und Memorabilien, Cicero de senectute, de amicitia, das Somnium Scipionis (dies vorzüglich) und der vergottschedete Spectator und Tatler."

Wir schalten hier eine, trotz vieler Unrichtigkeiten und harten Urtheile nicht unerhebliche, Mittheilung über Wieland ein, welche einer seiner berühmtesten Mitschüler zu Klosterbergen, Adelung (dessen Wörterbuch Wieland später, auf sein Pult aufgenagelt, oft genug benutzte, wenn er auch manchmal derb darauf schimpfte) [1]) am 5. Jun. 1790, noch vor Böttiger's persönlicher Bekanntschaft mit Wieland, an Er=

1) So erzählt (8. Nov. 95) Böttiger, der ihn besuchte: „Meine Frau muß es bezeugen, rief Wieland, indem er auf den in seiner Stube liegenden Adelung wies, wie oft ich täglich diesen H..d nachschlage, aus Angst, ein undeutsches Wort zu schreiben. Und doch schreibe ich nun 50 Jahre deutsch. Noch immer muß ich we=

steren in Dresden machte, und welche dieser in einem anderwärts zu benutzenden Tagebuche einer Reise von Guben nach Dresden aufbewahrt hat.

„Wir sprachen davon, daß Wieland den Gebrauch seines Wörterbuches öffentlich und privatim oft rühme. Hierauf erzählte Adelung mir, daß Wieland sein großer Gegner sei und es gewaltig übel genommen habe, daß er in seinem Wörterbuche gar keine Beispiele aus seinen Schriften aufgenommen habe; daß er dies aber deswegen nicht habe thun können, weil Wieland nichts weniger als musterhaft schreibe. Er sei noch ein Zeitgenosse Wieland's in Klosterbergen gewesen, wo Letzterer mit eisernem Fleiße beständig Bayle's Dictionnaire, eben nicht zur Erbauung des frommen Abts Steinmetz, studirt habe. Bayle's Dictionnaire sei daher auch der eigentlich einzige Erkenntnißgrund alles Dessen, was Wieland wisse. Denn nachher habe W. sehr unfleißig gelebt (?). Er habe sich nur Ein Jahr auf der Universität in Erfurt aufgehalten, worauf er seiner Lebensart wegen habe nach Hause kommen müssen. (Es fehlt also der ganze Aufenthalt in Tübingen). Dann sei unter Bodmer seine zweite schwärmerische Periode angegangen. Doch

---

gen meines vaterländischen Schwäbischen auf meiner Hut sein, da mir doch zuweilen noch ein Suevismus entwischt."

habe er auch sein Gedicht über die Natur der Dinge verfertigt (das geschah zu Tübingen), welchem Adelung vor allen übrigen Producten desselben noch jetzt den Vorzug gibt. Den Horaz habe er durch seine periphrasirenden Jamben ersäuft und in seinen prosaischen Aufsätzen leuchte hier und da noch oft der Kanzleidirector (der er einige Zeit gewesen) deutlich hervor. In der Schrift über den deutschen Styl habe Adelung im Capitel von den Perioden das Beispiel einer ungeheuer langen und kauderwelschen Periode aus Wieland's Königen von Scheschian genommen, doch ohne den Verfasser zu nennen. Der Recensent in der allgemeinen Literatur-Zeitung, zu deren Unternehmern Wieland gehörte, und die daher Wielanden überall Weihrauch streuen müsse (?), habe dies nicht geahnet, und habe gleichfalls diese Periode als Muster des confusen und undeutschen Styls ausgezogen, worüber sich Wieland ohne Zweifel wenig erbauet gefunden habe.

(Den 18. October 1795.*). Die Aventures de Rosigli und eine französische Uebersetzung der Pamela waren es, welche in Klosterbergen allein zu lesen erlaubt waren. An ihnen und mit Hülfe eines erbärm-

---

1) Diese Mittheilung Böttiger's hat schon Gruber in seiner zweiten Biographie Wieland's, s. dessen Werke L. S. 22, doch nur auszugsweise, benutzt.

lichen Wörterbuches lernte ich Französisch (meist durch Errathen, wie alle meine neuern Sprachen). — Rosigli war zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Robinson, der wirklich in aller Welt Abenteuer erlebt hatte, sich dann in seinen alten Tagen im Haag niederließ und ein stark besuchtes Kaffeehaus etablirte, wo er seine Gäste stattlich mit Erfrischungen und mit abenteuerlichen, bestens aufgeschmückten Geschichten seines Lebens zu unterhalten wußte und diese Unterhaltungen endlich auch drucken ließ (der alte Graf Stadion [1]) hatte sie ihn noch im Haag erzählen hören). — Der bestallte französische Sprachmeister in Klosterbergen (Peuplier?) sprach immer in der höchsten Octave und ob er gleich ein baumlanger Kerl war, so klar, daß Jedermann lachen mußte. In einer Lehrstunde platzte ich zweimal los, ob ich mir gleich Hölle und Verdammniß vorstellte, um ernsthaft zu sein, ein Mittel, was damals auf meine Seele noch große Wirkung thun konnte. Beim zweiten Male bekam ich eine derbe Ohrfeige. Ueber solchen Schimpf konnte ich mich gar nicht zufrieden geben und wollte mich todt heulen, sodaß der Abt Steinmetz selbst seinen Liebling, den Sprachmeister, der seiner frömmelnden Heuchelei wegen in der Folge auch Con-

1) Von ihm später.

ventual wurde, eine Art von öffentlicher Ehrenerklärung an mich thun lassen mußte. Mit dem Besuche der Lehrstunde hatte es auf immer ein Ende.

Von Klosterbergen kam Wieland (1749) auf ein halbes Jahr nach Erfurt, wo er einem Professor der Medicin, Baumer, unendlich viel zu danken hatte. Dieser Mann war früher Theolog und schon Prediger in der Grafschaft Castell gewesen, hatte aber, weil er die Pfafferei nicht ausstehen konnte und großes Aergerniß an dem symbolischen Glaubenszwinger fand, freiwillig resignirt und war durch keine Bitten und Vorstellungen seiner ihn sehr liebenden Gemeinde und selbst seiner Obern von diesem Entschluß abzubringen gewesen. Er ging nach Halle und legte sich mit solchem Eifer auf die Medicin, daß er in anderthalb Jahren promoviren und von da als ausübender Arzt und Professor nach Erfurt kommen konnte. Chemie hatte er schon früher getrieben und es war auch jetzt sein Lieblingsfach. Zu ihm als einem Verwandten ging Wieland, als er Klosterbergen in seinem siebzehnten Jahre verließ, und hielt sich mehre Monate bei ihm auf. Baumer las ihm ein Privatissimum über Logik und Metaphysik (nach Wolf) und ein anderes Collegium über den Don Quixotte. Diesem letztern verdankte W. zuerst helle

17*

Einsichten über Pfaffen- und Despotenpolitik, über verjährte Vorurtheile, und was die heimliche Lecture des Voltaire und Bayle in Klosterbergen vorbereitet hatte, wurde hier vollendet. Is avias veteres mihi de pulmone revulsit, sagte Wieland. Baumer kam in der Folge als Professor der Chemie nach Gießen, wo er für damalige Zeit viel Celebrität hatte, und als ihn W. später einmal in Gießen besuchte, sich vor Freude über einen solchen Schüler gar nicht zu lassen wußte. (In einer andern Mittheilung sagt W. darüber, daß B. sich sein eigenes System gebauet hätte, was meist Idealismus war, aber wol auf Atheismus hinauslaufen mochte. Don Quixotte und sein Sancho Pansa waren nach Baumer die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, es mag schwärmen oder fanatisiren wie es will.)

Als Wieland nach Biberach zurückkam, entspann sich seine platonisirende Liebe zur Sophie Gutermann, nachmaligen La Roche[1]). Er trug ihr oft in Stunden der Weihe seine religiösen und philosophischen Ueberzeugungen vor, und gab ihr, auf ihr wiederholtes Andringen, das Versprechen, ihr von Tübingen aus seine Philosophie in einem Lucrezischen

1) Siehe gleichfalls weiter unten.

Gedichte mitzutheilen. Als er nach Tübingen kam, kostete er einige Collegia (er sollte Jura studiren), die seinem Gaumen wenig behagten. Er überließ sich also ganz seiner dichterischen Begeisterung. Zum Glück bewohnte er eben ein Logis, wo er eine ungeheuer große Stube und außen herum eine lange Galerie hatte. Hier lief er nun Stunden lang in vollem Paroxysmus herum, und wenn er sich nun recht durchdrungen und befruchtet fühlte, schüttete er dann seine Hexameter aufs Papier. So entstand in drei Monaten das Gedicht: die Natur der Dinge, in 6 Büchern. Außer Lucrez und Antilucrez von Polignac hatte er nur Pope's Lockenraub im Kopfe. Von Virgil's Georgiken ahnete er noch nicht einmal, daß dies ein Lehrgedicht sei, welches man sich zum Muster nehmen könne. Viele Stellen, sagte er, könnte ich jetzt durchaus nicht so machen. Damals hatte Professor Meyer in Halle, durch die Art, mit der er Klopstock's Messias öffentlich empfohlen und gegen die Gottschedianer vertheidigt hatte, sich Wielanden sehr empfohlen, und überhaupt als feiner Aesthetiker einen nicht unverdienten Ruf. Ihm schickte Wieland das reinlich abgeschriebene Gedicht mit einem anonymen Sendschreiben zu, des Inhalts, daß er das Gedicht in einigen verlorenen Stunden prüfen, und wenn er es der Bekanntmachung nicht ganz unwerth fände, drucken lassen möge. Der Verfasser be=

dinge sich im letzten Falle nur zehn Exemplare aus, die Meyer an den Amtmann Theiser in Vorderösterreich (einen Schwager Wieland's) schicken möge. Uebrigens behauptete Wieland hier nicht nur das strengste Incognito, sondern er ließ sogar auch noch eine Art Schicksalsprobe über sein erstgeborenes Musenkind entscheiden. Sobald er dies Manuscript fortgeschickt hatte, verbrannte er auch das, wovon er die Abschrift genommen und überhaupt alle dahin gehörigen Papiere. Verunglückte das Manuscript auf dem Wege, dachte er, so ist es ein sicherer Beweis, daß das Product seiner Natur nach ein Sterbling und also durch kein Mittel zu retten war. Es kam indeß richtig an die Behörde; Meyer gerieth in Entzücken und vermuthete Alles eher, als daß ein unbärtiger Jüngling von 18 Jahren der Schöpfer dieses Werkes sein könne. Aufgemuntert durch diese Aufnahme, schrieb Wieland noch in eben diesem Jahre seinen Anti-Ovid und seine moralischen Briefe. — „Meinen prosaischen Styl habe ich besonders nach Mosheim gebildet. Dieser bleibt in seiner Art noch immer ein Muster"; dies sagte er, als er die Unverschämtheit der Herren Jenisch und Engelschall scharf züchtigte, die sich erfrechten, zu behaupten, wir hätten schlechte oder gar keine Prosaiker.

Hieher gehört noch, was Wieland bei Gerning über seinen tübinger Aufenthalt erzählte: Es habe

mit ihm zu gleicher Zeit in Tübingen noch ein Wieland studirt, ein Schneidersſohn aus Ulm, ein Hoch- und Querkopf, den sein Vater Theologie studiren ließ, weil er kein Wamms zuschneiden konnte, und Stipendia für ihn bei den hochmögenden Herren in Ulm erbettelt hatte. Als nun das Gerücht von Halle herkam, es habe ein Wieland in Tübingen das, allgemeines Aufsehen erregende Gedicht von der Natur der Dinge verfertigt, so kannte unsern Wieland keine Seele, weil er in kein Collegium ging, blos in der Faberei (so hieß das Stiftungshaus) sich einschloß und, um Niemanden zu begegnen, meist in der Mittagsstunde in der größten Hitze spazieren ging. Man konnte also gar nicht begreifen, wie auf einmal der Musengeist auf den ulmer Schneider, den Jedermann zum Besten hatte, ausgegossen worden sei, bis dieser den Irrthum selbst entdeckte und von freien Stücken zu Wieland kam und ihm sagte, daß er ganz unschuldigerweise für einen Dichter gehalten worden sei.

Wieland über seine Geliebten.

Kurz, Freunde, weil Liebe Liebe ist,
Wie sollte sie nicht, trotz ihrer Mängel,
Uns lieber sein, als Hader und Zwist!

Beim Abendessen (8. Oct. 1791), das nicht durch die Menge, aber durch die köstliche Zubereitung der Schüsseln auch dem physischen Geschmacke unsers Wirths Ehre machte, erzählte Wieland seine erste Liebe im Hause seiner Aeltern zu Biberach in Schwaben. Dort habe ein niedliches funfzehnjähriges Mädchen von der Post die Briefe in die Stadt ausgetragen. Er habe gefunden, daß sie einige Volkslieder recht hübsch singen könne, und seine Aeltern beredet, daß sie sie mehrmals beim Abendessen hätten vor sich singen lassen. Er sei wirklich in sie verliebt gewesen. Aber zum Unglück habe das Mädchen in der ganzen Stadt der Postklepper geheißen. Dieser Zuname habe seine Delicatesse zu sehr chokirt und so sei es bei platonischen Ideen geblieben. — Der geheime Rath Göthe, der mit bei Tische saß und diesmal sehr aufgeräumt war, erinnert seinen Herrn Bruder (Wieland, Göthe und Herder nennen sich Du und Herr Bruder) an das Lied des Königs Wenzel von Böhmen. Dies ist ein sehr zärtliches Product aus den Zeiten der Minnesänger, das Bodmer in seine Sammlung aufgenommen hat. Hier erzählt

König Wenzel, wie er eine ganze Nacht in der Kammer seiner geliebten Magd, die er minnte, zugebracht und sie aus Ehrfurcht doch nicht angerührt habe.

In seinem achtzehnten Jahre liebte er schon die nachmalige La Roche, geb. Gutermann aus Augsburg. Ihr Vater war ein geschickter Arzt, aber voll Eigenheiten und thörichter Phantasien. Sie verlor früh ihre Mutter, die der Vater zu Tod gepeinigt hatte, und lernte schon hier Resignation. Als Wieland sie liebte, war sie im 19. Jahre ein Mädchen voll unaussprechlicher Naivetät und der holdesten Herzensgüte, einem schönen Wuchse und hellen blauen Augen. La Roche, der gewandteste Weltmensch, der alle neuern Sprachen fertig schrieb und sprach, sich in jeden Ton mit der größten Leichtigkeit stimmte, über Pfäfferei und Religion spöttelte (er schrieb die ersten zwei Bände der Briefe über das Mönchswesen), ward auf mehrere Jahre das Factotum des Grafen von Stadion auf Clausingen (soll wol heißen: Warthausen) eine halbe Stunde von Biberach, wo Wieland später Stadtsecretair war und täglich im Stadion'schen Hause aus- und einging. Der alte sechzigjährige Stadion, ein Zögling Voltaire's in jedem Sinne des Wortes, der Alles durchgenossen und eitel erfunden hatte, huldigte selbst den Reizen des

jungen Weibes seines Lieblings, und Wieland blieb ihr auch als Ehefrau noch hold, wurde in der Folge Hebamme ihres ersten Geniekindes, der Fräulein von Sternheim, und erzog ihren ältesten Sohn Theodor, der jetzt ein reicher amerikanischer Pflanzer ist, einige Jahre in seinem Hause. Ob sie gleich viele Jahre unaufhörlich in den größten Cirkeln gewesen ist (vom Graf Stadion kam ihr Mann zum Kurfürsten von Trier, dessen Minister er wurde und in Koblenz allmächtig, doch mit Redlichkeit regierte, aber auf dringendes Verlangen des päpstlichen Nuntius und der Pfaffen, die ihn als Atheisten verleumdeten, endlich vom Kurfürsten ungern mit einer Pension entlassen wurde, sich nach Speier und zuletzt nach Offenbach wendete), so hat sie doch nie die gewöhnlichen und conventionellen Farben des Modetons annehmen wollen. An diesem Takt von Schicklichkeit fehlt es ihr ganz. Sie überläßt sich ungestört ihrer Begeisterung und ihrem gutmüthigen Seelengenuß, ohne im geringsten auf Ort und Personen Rücksicht zu nehmen, ist bis zum eigenen Darben freigebig und mildthätig (daher muß sie zuweilen zum Erwerbe durch Schriftstellerei schreiten, den sie sonst nach ihrer Lage wol entbehren könnte) und kleidet sich ohne allen Geschmack. Dies hängt ihr noch von den frühesten Jahren ihrer Ehe an. Da hatte sie wirklich Geschmack im Anzuge, aber ihr Mann sagte ihr, daß

ihr nur eine einzige Coeffure gut stände. Diese behielt sie nun trotz alles Modenwechsels bei und Wieland sah sie noch nach 12 Jahren in Koblenz als Geheimeräthin in derselben Coeffure im Theater, in welcher er sie im Stadion'schen Hause gesehen hatte. Der Tod ihres geliebten Franz hat sie außerordentlich gebeugt. Sie schreibt nicht correct, hat aber eine herrliche Intuitionsgabe für Naturscenen selbst aus dem schnell vorübereilenden Reisewagen heraus. Ihre Bücher sind blos für ihr Geschlecht geschrieben, aber diesem auch außerordentlich lehrreich und willkommen. Aber ihre Miß Lony, ihr bestes Product, soll auch kein Mann ungelesen lassen.

Die La Roche ist in Kaufbeuren geboren, wo auch die heilige Crescentia geboren sein soll, daher sagte sie (1799) zur Herzogin Amalia, da diese auf ihrer Reise nach Italien durch K. gekommen war: Sie sei durch den Ort gereiset, der die heiligste und profanste Frau erzeuget habe. Denn eine Romanschreiberin ist freilich die profanste von allen.

(Aus Wieland's Munde, den 19. Januar 1795 im Club.) Der Graf Stadion hatte den Cardinalnepoten, wie man ihn damals am mainzer Hofe nannte, zum Fenster hinauswerfen wollen, und erhielt daher Befehl, nach Warthausen, eine Stunde von

Biberach, wo er Oberamtmann war, sich zu verfügen und nicht eher als gerufen wieder bei Hofe zu erscheinen. Um sich die Zeit zu vertreiben, ließ er aus dem Städtchen am Weihnachtsabend alle Kinder aufs Schloß holen und bescherte ihnen. Unter diesen Kindern war auch ein sehr drolliger fünfjähriger Junge, Frank, dessen Vater ein geschickter Chirurg im Städtchen gewesen war und ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte. Da dieser von allen Kindern den meisten Geist zu haben schien, so beschenkte ihn der Graf reichlicher als die andern, sodaß ein Bedienter daran zu tragen hatte. Der Graf fragte ihn aus, und überall wußte ihm der Junge trefflich Bescheid zu geben. „Nun Michel," sagte der Graf beim Weggehen, „komm bald wieder." Dem kleinen Michel stieg diese Caresse so zu Kopf, daß er bei Tagesanbruch in der Nachtjacke seiner Mutter heimlich davonlief und in der größten Kälte aufs Schloß spazierte, wo er durchaus zum gnädigen Grafen gelassen zu werden verlangte. Auf sein ungestümes Dringen ging endlich der Kammerdiener wirklich ins Schlafzimmer und sagte dem eben erwachenden Herrn das kleine Abenteuer. „Bringt mir den Jungen herein!" Und der kleine Michel trat ganz erstarrt und blau vor Frost zum Grafen ans Bette. „Junge," sagte der Graf, „diese Liebe will ich dir gedenken!" Sogleich hob er ihn zu sich ins Bette und legte ihn zwischen sich

und seine Gemahlin, wo er ihn wieder wärmte und erquickte. Noch an eben diesem Tage setzte der Graf der Mutter dieses Jungen so lange zu, bis sie endlich einwilligte, ihm das Kind ganz zu überlassen, und nun trat Stadion selbst in Vaterstelle, lehrte den Jungen selbst die Elemente aller Dinge, Lesen, Schreiben, Französisch. Stadion liebte die französische Literatur bis zur Raserei und konnte daher den deutschen Namen Frank nicht ausstehen. Sein Liebling hieß nun La Roche und in der Folge ließ er ihn sogar nobilitiren. Im achtzehnten Jahre war La Roche der feinste Weltmann. Er konnte Stadion's Handschrift zur höchsten Täuschung nachmalen und Jedermann, dem La Roche im Namen des Grafen schrieb, hielt die Briefe für die des Grafen. Stadion führte eine sehr freie Lebensart — seine Gemahlin war eine Betschwester — und da es damals Sitte war, der Dame, bei der man Nachts gewesen, früh ein niedliches Billet auf den Nachttisch zu legen, so mußte La Roche auch diese schreiben.

(In Gegenwart der Demoiselle Schröder, den 17. Febr. 96.) Man hielt mich in Zürich (1763) für einen Genius höherer Art, der nicht zur Sinnlichkeit herabsteigen könnte. Ich selbst lebte damals blos in platonisirenden Morgenträumen und hatte eben die Briefe der Todten an die Lebendigen geschrieben. Ich wohnte in Zürich bei einer Devoten

im Hause, die mich durch ihre frömmelnde Sprödigkeit oft in vergötternde Ekstasen, oft in Verzweiflung setzte. Ihr zu Gefallen dichtete ich damals auch die Empfindungen des Christen. Als mir später die Schuppen von den Augen fielen, ergrimmte ich besonders über diese heilige Prüderie und affectirte Züchtigkeit, und die Marter, die mir damals jene tantalisirende Fromme, mit der ich unter Einem Dache wohnte, angethan hatte, die Erfahrungen, die ich damals gemacht hatte, haben gewiß vorzüglich viel dazu beigetragen, daß ich zu meinen Gedichten dem Anschein nach so wollüstige und lockende Themen genommen und con amore (aber immer mit dem reinsten Sinne) ausgemalt habe. Ich wollte gewissen Tartufen und Keuschheitskrämerinnen dadurch wehe thun, und konnte mich herzlich freuen, wenn ich dachte, wie diese sich grade bei diesem oder jenem dünnverschleierten Gemälde geberden würden. Ich weiß wol, daß ich mir dadurch selbst geschadet (in mein eigenes Nest gethan) habe, aber verführen, reizen wollte ich gewiß nicht. Wie ich als zwanzigjähriger Jüngling nach Zürich kam, war die höchste Keuschheit und Reinheit in meiner Seele. Sinnliche Genüsse waren mir ein wahrer Abscheu und als ich mehre Jahre darauf von meinem Freunde Kirchhof in ein berner Bad (bagnio) geführt wurde und uns da ein appetitlich angekleidetes, niedliches berner Stu-

benmädchen Kaffee hereinbrachte, wurde mirs so eng und beklommen in dieser von einer Entweihten verunreinigten Atmosphäre, daß ich durchaus fort mußte, und erst im Freien, diesem Zauberkreise entrückt, wieder freie Luft schöpfte. Ich weiß, daß diese übertriebene Züchtigkeit und das subtile Gift platonisirender Schwärmereien damals an meinem innersten Lebenskeime genagt und mich mehr geschwächt hatte, als eine gröbere Debauche, und ich habe in der Folge zur Erhaltung meiner Gesundheit diese übertriebene Keuschheit vielleicht weniger geübt; nur daß ich kleine Ausweichungen dieser Art zu meinem Schaden gar zu liberal gegen dabei befangene Personen ausgeglichen, und mir dadurch selbst geschadet habe. (NB. seine Frau hörte dies Alles mit an und W. sagte dabei, du weißt Alles, vor dir habe ich kein Geheimniß.)

Meine feurigste Liebe in Zürich war zu einer Frau v. Grebel, einer jungfräulichen Witwe von 40 Jahren. Ihre frühere Geschichte war folgende. Sie war ein feines Mädchen, Jungfer Lochmann in Zürich (ihr Bruder, Oberst eines züricher Regiments in französischen Diensten, hatte das seltene Unglück, nur in 2 Actionen im siebenjährigen Kriege mit zu sein; in der ersten zerschmetterte eine Kugel ihm den Arm in mehre Splitter. Als nach einer schmerzhaften Operation in Jahresfrist diese Wunde geheilt

war, kam er gleich darauf zum Treffen bei Minden, wo ihn eine Kanonenkugel auf der Stelle tödtete), und heirathete da den Junker von Grebel. Er war mit zwei andern Brüdern von einer Mutter erzogen, die eine unübertroffene Virtuosität im Geiz hatte und unter andern unaufhörlich die diätetische Regel predigte, daß die Kinder viel zu viel äßen und mit einem Drittel des gewöhnlichen Essens weit besser gedeihen würden [1]). (Hier ein Excurs, wie abscheulich dies sei. Die armen Kleinen müssen viel essen und so oft sie Hunger haben. Sie müssen mehr zusetzen und ihre Verdauung kann manche Nahrungsmittel noch nicht ganz zerlegen.) Dadurch waren alle drei Brüder ausgetrocknete Schwächlinge und keiner von ihnen konnte, als endlich die Mutter ihr hungerleiderisches Cicadenleben geendigt hatte, Kräfte genug zusammenbringen, um seinen Stamm fortzupflanzen. Der älteste Grebel fühlte indeß, daß er bei seiner Kränklichkeit eine Pflegerin brauche, und warb um Jungfer Lochmann, ohne ihr durch den Werber sein Unvermögen zu verschweigen, aber zugleich mit der Aussicht, daß sie einst seine Universalerbin werden

1) Also eine Akumena. Denn Xenophon in den Memorabilien III. 13. läßt einen gewissen Akumenus den Rath geben: „Esset gar nicht mehr; ihr werdet vergnügter, wohlfeiler, gesünder leben, wenn ihr es unterlasset!“

solle. Bei ihren Umständen galt es keine lange Wahl. Grebel hatte Cultur und liebte die Lecture. Sie wurde seine Vorleserin und pflegte und wartete ihren kränkelnden Mann aufs treueste und zärtlichste. So hatten sie viel Jahre mit einander gelebt und gewohnt. Aber sie war eine unberührte Jungfrau geblieben und dabei hatte sie sich trefflich conservirt (doch konnte sie die Zeichen der Ueberreife, die solche Personen gewöhnlich zu charakterisiren pflegen, nicht verleugnen, besonders hatte sie eine feine Kokketterie in studirter Reinlichkeit und modestem Anzuge). Endlich ward sie Witwe, war aber so an ihren Mann gewöhnt worden, daß sie ihn ernstlich beweinte und nicht blos die trostbedürftige Witwe spielte, sondern auch war. Gerade in dieser Periode kam ich nach Zürich. Sie hatte meine Briefe der Todten gelesen, die so sehr zu ihrer Stimmung einklangen, und wünschte sehnlich, den Verfasser kennen zu lernen. Es wurde eingerichtet, daß sie an einem Orte zum Besuche war, wo ich den Nachmittag hinkommen sollte. Hier sah ich sie also zum ersten Mal in schwarzer Trauerhülle, die aber ihren blitzenden Augen sehr wohl that. Indeß machte sie erst beim zweiten Wiedersehen, als ich sie mehr sprechen hörte und immer mehr Beweise ihres gebildeten Geistes und feinen Geschmacks erhielt, einen tiefen Eindruck auf mich. Nach und nach kam es zum Einverständniß. Nur hielt es sehr schwer, sie

unter vier Augen zu sprechen. Zu ihr zu gehen, wäre nach züricher Wohlstandsgesetzen ein Staatsverbrechen gewesen. So blieb mir lange nichts übrig, als sie, wenn wir uns in Gesellschaft trafen, Abends nach Hause zu führen, welche Ehre mir, als einem Fremden, Niemand so leicht abstreiten konnte. Lange schon hatte unsere Bekanntschaft gedauert, als ich's noch nicht einmal gewagt hatte, ihr die Hand zu küssen. Und doch hätte ich oft, wie ich so nach Hause führte, eine Welt darum gegeben, um nur dieser lieben Hand einen Kuß aufzudrücken. Endlich wurde verabredet, daß ein junger Lochmann, ihr Neffe und präsumtiver Erbe, dessen Erziehung sie besorgte, ein Privatissimum bei mir hören sollte über die Philosophie, und so erhielt ich dadurch ein Recht, ihr Rechenschaft von ihrem Vetter zu geben und sie nun selbst in ihrem Hause besuchen zu können. Der Herr Vetter brachte nur immer ein zugesiegeltes Buch von seiner Tante und ich schickte ihr eins durch eben diesen Botschafter. Aber in diesen Büchern lagen immer gegenseitige zärtliche Briefchen. Bald kam es so weit, daß fast kein Tag, ohne in einem Briefchen uns gegenseitig gestreichelt zu haben, verfloß. Indeß blieb es auch bei der innigsten, vertrautesten Verschmelzung unserer sympathetischen Gefühle doch nur bei einem feurigen Händekuß. Dies war der einzige, oberste Lohn meiner Minne. Einmal, wo wir im zärtlichsten, stillen Ge-

nuß unserer himmlischen Empfindungen waren, löste derselbe Gedanke auf einmal unsrer Beider Lippen: Ach, warum können Sie mir nicht 20 Jahre geben! sagten wir Beide zu Einer Zeit, denn diese Ungleichheit des Alters war das unübersteiglichste Hinderniß. Hätte ich sie wirklich geheirathet, so wäre ich und sie mit Verachtung und Spott beladen worden; wir hätten in Zürich nicht leben können. Man hätte mich für einen elenden Glücksritter gehalten. Bisher hatte Niemand an unserer platonisirenden Liebelei etwas Arges gehabt. — Nachdem dies einige Jahre gedauert hatte, bewarb sich einer der ersten züricher Herren, ein Witwer, der viel gelebt, aber in seinem sechsundfunfzigsten Jahre noch viel Kraft und Ansehen hatte, um ihre Hand. Sie machte mich zum Vertrauten dieses Antrags. Es mußte ihr schmeicheln, eine Frau Statthalterin (die nächste nach der Bürgermeisterin) zu werden, und ihr ansehnliches Vermögen mit einem ebenso ansehnlichen zu verdoppeln. Dies überblickte ich sehr wohl und rieth selbst herzlich zu dieser neuen Verbindung. Meine blatternarbige, unansehnliche Gestalt vertrieb mir auch alle Narcissusgedanken. So endigte diese Liebe.

Auf vierzehn Tage liebte ich in Zürich auch eine Jungfer Füßli, fand aber bald, daß das artige Lärvchen kein Gehirn hatte.

Aber meine leidenschaftlichste Liebe war die Berne-

rin Julie Bondely, die älteste Tochter eines Patriziers von sehr vornehmem Stamme, und die witzigste und klügste ihres Geschlechts in der Schweiz. Auch dies war reine, himmlische Engelsliebe, die sich aber, da der Vater arm starb, wol in eine Ehe hätte auflösen können, wenn ich sie nach Biberach zu führen, wo wir Beide durchaus auf einander reducirt gewesen wären, Herz genug gehabt hätte. Julie hatte eine graziöse Figur, eine Welt voll Verstand in ihren schönen Augen, ein niedliches Kinn, aber in den obern Theilen ihres Gesichts viel Unregelmäßiges und Verhäßlichendes. Besonders war Nase und Stirn dem Eindruck des Ganzen sehr zuwider, so daß sie doch mehr häßlich als schön war. Wir wurden bald so vertraut, daß es wol auch die Mutter merkte, die aber, nichts Böses befürchtend, blos der jüngern Schwester den Auftrag gegeben hatte, uns genau zu beobachten. Diese, der Liebling der Mutter, ein 12jähriges muthwilliges Geschöpf, machte es wie alle Mädchen, die selbst noch keinen Roman spielen können, sie half uns redlich den unsrigen spielen, und verrieth uns im Geringsten nicht, ob sie sich's gleichwol merken ließ, daß sie uns ganz durchschaue. Julie hatte eine Freundin, Mariane Felß, eine geschworene Männerfeindin, die lange Zeit bei Julien Alles aufbot, um ihre Neigung gegen mich zu bekämpfen, sich aber endlich doch auch mit unsrer Liebe aussöhnte,

da sie blos geistiger Art und von jeder Sinnlichkeit völlig entkörpert war. Ich erinnere mich, daß ich nach einer herzigen Unterredung mit Julien eine ganze Stunde neben ihr auf dem Sopha gesessen hatte, ihre Hand in der meinigen gehalten, und so blos sie angesehen habe, ohne eine Sylbe zu sprechen, oder von ihren Lippen zu hören. Dies war eine himmlische Ekstase, die keine Worte auszudrücken vermochten, und so war in diesem Stillschweigen der höchste Ausdruck des Gefühls, die seligste Genußfülle. Einstmals berührte ich, indem ich ihr quer zur Seite saß, unwillkürlich mit der Hand, die meine Reden durch Geberden unterstützte, ihr Knie. Da entflammte sich auf einmal ihr rollendes Auge und sie bekam im Augenblick ein so fürchterliches Megärenansehen, daß ich ganz davon erschüttert wurde und in mich zusammenfuhr. Was ist Ihnen? fragte ich. Sie faßte sich aber sogleich und sagte: Nichts. Es ist vorüber! Damals hatte ich das Herz nicht, sie um Erklärung dieses räthselhaften Benehmens zu bitten. Als wir aber noch vertrauter geworden waren, und ich einmal bemerkte, daß sie mir, indem ich wieder mit der Hand so gesticulirte, leise auswich, so erinnerte ich sie an Das, was früher vorgefallen war, und bat um Enträthselung. Da vertrauete sie mir denn, daß sie als sechzehnjähriges Mädchen einmal bei einem Balle einem berauschten Engländer in die Hände gefallen sei,

der sie abseits zu locken und auf das Unanständigste zu betasten gewagt habe. Sie habe gekratzt, geschrien, geschlagen und sich damit allerdings aus seinen Händen befreit, empfinde aber seit dieser Zeit bei der leisesten Berührung einer fremden Hand eine Art von convulsivischer Zuckung, der sie sich selbst nicht erwehren könne. Dieser kleine Zug bürge für die Reinheit meines Umgangs mit Julien. Um mir zu gefallen, legte das holde Mädchen alle ihre Wildheit und muthwillige, neckende Laune ab und löste sich ganz in sanfte süße Schwärmerei auf, die meiner damaligen Stimmung allein angemessen war. Einstmals sagte sie mir, sie glaube gar nicht an meine Liebe. Sie halte dies Alles oft für bloße Illusion. „Sagen Sie mir," sprach sie, indem sie mich mit einem durchbohrenden Blick anheftete, „werden Sie nie eine Andere mehr als mich lieben können?" Ich betheuerte das Gegentheil, endlich gab ich ihr aber dennoch so viel zu, daß der Fall nur dann allenfalls für Momente eintreten könne, wenn ich eine noch schönere Person als Sie — sie wußte, daß sie nicht schön sei, und dies konnte sie nicht beleidigen — in unverdientem Elend versunken, höchst unglücklich und dabei doch höchst tugendhaft fände. „Nun," sagte Julie, „wenn's weiter nichts ist, da habe ich nichts dagegen."

Allein was damals als Scherz gesagt und angenommen war, wurde in der Folge doch wahr durch Cateau Gutermann, die Schwester der Sophie La Roche. D. Gutermann, Arzt in Augsburg, hatte zwei Töchter; die ältere, Sophia, hatte erst Bianconi, der als sächsischer Resident in Rom starb, heirathen sollen, hatte aber dann den La Roche, Stadion's Liebling, auf Warthausen unweit Biberach geheirathet. Sie war meine erste Liebe und als ich mit Sophien umging, hatte die jüngere Schwester, eine sechzehnjährige Schönheit in her full blossom, schon mit mir zu kokettiren angefangen, ich hatte sie aber über die ältere völlig übersehen. Ein Herr von Hiller, der Nächste nach dem Bürgermeister in Biberach, ein roher Mann, der aber gewisse äußere Talente und männliche Schönheit hatte, bewarb sich um Cateau. Sophie wünschte ihre jüngere Schwester in der Nachbarschaft in Biberach zu haben und beförderte diese Heirath. Dies war Alles während meiner sechsjährigen Abwesenheit in der Schweiz vorgegangen. Die Frau von Hiller hatte eine Stieftochter und legte nun mit ihrem Manne den Plan an, mich aus der Schweiz nach Biberach zurückzuangeln und mit ihrer Tochter so zu verkuppeln, daß ich ihr Schwiegersohn und Anbeter zu gleicher Zeit würde. Darum erhielt ich die Stelle als Stadtsecretair in Biberach,

und mußte sie auf dringendes Bitten meiner Aeltern auch annehmen. —

Als ich von Bern wegging, wurde Julien ewige Liebe geschworen und unser Briefwechsel ging ununterbrochen fort. Bald wurde mir aber die Frau von Hiller, die ihre unglückliche Ehe (ihr Mann betrank sich damals fast täglich) sehr zu Klagen benutzte und durch ihre reizende Figur eben sogut als durch ihr Unglück sich mir interessant machte, Bedürfniß des Umgangs. Ich schrieb in der Aufrichtigkeit meines Herzens immer feuriger und lobpreisender von meiner neuen Herzensfreundin, ohne nur auch etwas Böses darin zu ahnen. Allein sie war scharfsichtiger und was sie nicht sah, enthüllte ihr Mariane Felß. Auf einmal, nachdem sie schon einigemal in ihren Briefen Winke gegeben hatte, die ich nicht verstand, meldet sie, ein sehr interessanter, bildschöner junger Berner von ihrer Jugendbekanntschaft sei aus holländischen Diensten nach Hause gekommen und viel bei und mit ihr. Nun fing ich Feuer und machte ihr Vorwürfe darüber. Sie wurde nun auch empfindlicher und schrieb mir aus meinen Briefen Stellen ab, worin ich die Reize meiner biberacher Freundin mit aller mir damals eigenen Dichterbegeisterung geschildert hatte. (Ich konnte damals gar nichts kalt schreiben, Alles war dichterisch ausgeschmückt, und meine Briefe wandelten auf Blumenbeeten). Ich

wollte Recht behalten und schrieb mit meinen Entschuldigungen neue Vorwürfe. Nun kam ein völliger Aufkündigungsbrief: der Nebel ihrer Illusion sei zerflossen, ich habe sie nie aufrichtig geliebt u. s. w. Ich wurde bald wüthend über diesen Brief, wälzte mich wie ein Unsinniger auf dem Boden des Hauses im Stroh herum und schrieb Brief auf Brief, von denen keiner mehr beantwortet wurde. Nach länger als einem Monat erhielt ich die Nachricht von Mariane Felß, daß Julie tödtlich krank gewesen, ein schreckliches Gallenfieber gehabt habe und mich bäte, ihrer zu schonen. Mariane machte mir dabei die Hölle recht heiß und unsere Liebe hatte ein Ende. Hätte ich gleich selbst nach Bern reisen können, so wäre Alles auszugleichen gewesen. So aber hieß es nun auch bei mir: les absens ont toujours tort.

Durch mich war auch die La Roche in genaue Bekanntschaft mit Julien gekommen und durch sie erhielt ich auch später noch von Zeit zu Zeit Nachricht von Julien, die sich noch immer für mich interessirte und viel litt, als sich von Weimar aus das Gerücht verbreitet hatte, ich sei mehr als der Günstling .... Sie starb am Genuß eines giftigen Salats, in welchen statt eßbarer Kräuter etwas Giftiges gekommen war. Eines Abends erzählte ich meiner Frau auf einmal, ohne durch irgend eine

merkwürdige Ideenverbindung darauf geleitet worden zu sein, mit ungewöhnlichem Eifer diese Wonnestunden meines Lebens, und sie wurde dadurch so gerührt, daß ihr Thränen von der Wange träufelten, als ich sie genauer ansah. „Sonderbar, daß ich, nachdem ich in vielen Monaten an Julie Bondely nicht gedacht habe, ganz ohne alle Veranlassung mit solcher Begeisterung dir unsere Liebe erzähle.“ Einige Zeit darauf meldet mir La Roche, daß Julie todt sei, und so viel wir mit der Berechnung nachkommen konnten, traf ihr Tod grade mit jener Abendstunde, wo ich ihrer so innig gedachte, zusammen.

Der Bürgermeister von Hiller starb in seinen besten Jahren sehr plötzlich, da er kaum ein paar Tage krank gewesen war. Bei der Section fand sich, daß er etwas sehr Unverdauliches gegessen hatte. Ich war grade in der letzten Zeit mit ihm entzweit gewesen und lange nicht in sein Haus gekommen. Mir war daher die Nachricht von diesem schnellen Todesfalle eben so überraschend als unglaublich, und erst als ich zu meinem Vater auf den Pfarrhof gegangen war und auch von ihm, der ihn soeben noch eingesegnet hatte, die Bestätigung erfuhr, glaubte ichs. Damals schien mir in der That nichts gewisser, als daß durch diese unerwartete Auflösung des Knotens die schöne Witwe meine Frau werden würde. Zwar schien die La Roche, der ich sogleich meine Gedanken

eröffnete, einige Zweifel zu haben. Aber ich konnte nichts Anderes denken als: das Schicksal hat mich sehr geliebt. Wie erstaunte ich daher, als ich nun die erste Condolenzvisite machte und es für bekannt annahm, daß sie erlöst sei, meine schöne Witwe in den klingendsten Phrasen ihren Verlust bedauern und ihrem seligen Manne eine Lobrede halten zu hören. Hier gingen mir auf einmal die Augen auf. Durch die La Roche, die nie mit der Eitelkeit ihrer Schwester zufrieden gewesen war und mir oft gesagt hatte, sie liebt nur sich selbst, erfuhr ich nun, daß sie zu stolz sei, von der Frau Bürgermeisterin zur Frau eines bloßen Officials (dazu gehörte der Stadtschreiber) herabzusteigen. Zwar möge sie wol die Gattin eines berühmten Dichters sein, aber selbst diesem Ruhm könne sie ihren Rangstolz nicht aufopfern.

Da ich nun durch den Tod des Bürgermeisters, um dessen Tochter willen ich meine damalige Stelle erhalten hatte, aus einem sehr lästigen Verhältnisse gesetzt war und nicht mehr besorgen durfte, durch eine fremde Heirath mir seinen Zorn zuzuziehen, meine Liebe zur Witwe auch eine Endschaft hatte, so konnte ich den dringenden Bitten meiner Aeltern nicht widerstehen und suchte mir dies Weibchen (auf seine Frau zeigend) aus Augsburg, an der mir der Himmel ein großes Glück beschert hat.

Ueberhaupt hat mich dieser sehr lieb gehabt, daß

er mich durch so manche Klippen so durchgeführt hat. Hätte ich Julie Bondely geheirathet, so wäre ich im ruhigen Selbstgenusse mit ihr nie der Schriftsteller geworden, der ich bin. Ganz unglücklich aber wäre ich gewesen, wenn ich die Hiller zur Frau bekommen hätte. Sie war eine imposante herrschsüchtige Frau, die hier in Weimar überall Unmuth und Misvergnügen erregt hätte. Schreckliche Demüthigung für sie war die Nachricht, daß ich vom Kurfürst Joseph Emmerich mit dem Charakter eines Regierungsrathes und unter den schmeichelhaftesten Bedingungen auf die erneuerte Akademie Erfurt berufen sei; da wäre sie gern meine Frau gewesen. (Wieland wurde bei dieser Professur von allem möglichen Handwerksgebrauche, Disputation u. s. w. entbunden; man wolle schon zufrieden sein, hieß es, wenn er nur eine Stunde täglich lese, selbst wenn er nur den jungen Leuten, die an ihn adressirt würden, beiräthig wäre und gar nicht lese.) Nicht einmal Kinder hätte ich mit ihr erzeugen können, denn sie war im ersten Wochenbette so unglücklich gewesen, daß die Aerzte versicherten, sie könne nicht mehr Mutter werden. Was ist aber eine Ehe ohne Pfänder der Liebe? Nein, es war so im Schicksal, daß *diese* Wesen von mir ihr Dasein erhalten sollten (zärtlich auf seine jüngste Tochter Luise und die zum Abendessen versammelten ältern Töchter blickend).

Als wir aus Biberach abreiseten, war sie sehr krank. Sie ließ mich aber bitten, daß ich kommen möchte, Abschied von ihr zu nehmen. Sie hatte sich dabei auf eine sehr pathetische Rede gefaßt gemacht, durch welche sie auch mein Herz in Bewegung setzen wollte. Aber ich vereitelte ihr diesen Plan, indem ich sie nicht zum Worte kommen ließ und schnell Abschied nahm. Sie hat ein schreckliches Ende genommen und ist elend auf einem Bund Stroh gestorben. Salzmann sollte ihre warnende Geschichte schreiben und sie als eine Verlassenschaft fürs künftige Jahrhundert deponiren. — Die einzige Tochter, die sie von ihrem Mann hatte, wurde ein sehr schönes Mädchen, aber äußerst verzogen, so schön sie auch selbst über Erziehung schwatzen konnte. Eine sehr annehmliche Partie für ihre Tochter, wie ein rechtlicher Beamter um sie anhielt, verschlug sie dadurch, weil der Schwiegersohn ihr nicht vornehm genug war. Sie bediente sich am Ende ihrer eigenen Tochter, um Liebhaber für sich anzulocken, verschwendete ihr Vermögen in eiteln Bestrebungen nach höhern Verhältnissen und erlebte ein schreckliches Ende. Zwar that die La Roche viel an ihrer Schwester, aber endlich konnte und wollte sie ihr nicht mehr helfen; denn darüber verdient sie doch wol einen Vorwurf, daß sie am Ende ihre Hand zu sehr von ihr abzog. —

Wieland in der Schweiz, dann als Kanzleidirector in Biberach und als Professor in Erfurt.

(Wieland war durch seine Schriften mit Bodmer und Breitinger in Zürich bekannt und von Ersterem, dem Vorkämpfer gegen die Gottschedsche Schule, zu sich eingeladen worden. Er ging von Tübingen im Oct. 1752 dahin und Bodmer nahm ihn „wie einen jüngern zweiten Klopstock" auf. In seinem Hause blieb er bis zum Juni 1754 und zog dann auf vier Jahre als Erzieher in die Familie des Herrn von Grebel. Unterdeß hatte seine geliebte Sophie auf Andringen ihrer Stiefmutter den dem Leser schon bekannten Michel Frank oder La Roche heirathen müssen. Dies scheint Wielanden wieder eine Zeit lang dem Pietismus in die Arme geworfen zu haben, von dem er aber zeitig wieder einlenkte. Seine in diese Zeit fallenden Schriften hat Gruber psychologisch gründlich besprochen (Wieland's Werke L.). Hier nur einige noch unbekannte Beiträge aus Wieland's und seiner Freunde Munde.)

(20. März 1796.) Ganz richtig ist, was H. (Herder) von Bodmer's dictatorischem Stolze bemerkt. Auch Wieland trennte sich die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Zürich blos darum fast ganz

von Bodmern. Einst kam Wieland zu Breitingern, wo sich auch Bodmer befand. Beide legten Wielanden eine eben angekommene Ode von Rammler vor, gegen welchen sie, wie gegen Lessing, sehr eingenommen waren. Sie sagten aber, dies sei der neueste Bombastерguß von Gottsched, er solle nur lesen. Wieland las und mit jeder Strophe mehrte sich sein Erstaunen, daß Gottsched so etwas gedichtet habe. Beide lauerten indeß hämisch, was W. sagen würde. Dieser bekannte endlich, daß ihm hier durchaus sein Verstand stille stehe; die Ode sei trefflich, und habe sie Gottsched gedichtet, so müsse er durchaus wiedergeboren sein. Er solle sie, sagten Jene, nur noch einmal lesen, er werde gewiß ihres Sinnes werden. Aber W. blieb bei seiner Ueberzeugung. Endlich kam es wol heraus, daß Rammler der Verfasser, aber auch ein schwülstiger Narr sei. Nun anatomirte man die ganze Ode. Wieland ging voll Aerger fort.

Geßner war ein wahrer Hanswurst in der lächerlichen Mimik. Dabei erinnerte sich W., daß er einst in Winterthur mit Bodmer und Breitinger beim Schultheiß Zernli zu Gaste war, wo auch der winterthurer Conrector Kinzli und der Diakonus Waser (Swift's Uebersetzer) gegenwärtig waren. Waser hatte eine hervorstechende anbohrende Physiognomie und war wie zum kaustischen Spott geboren. Kinzli

war Horazens sittigere Satyre personificirt, qui circum praecordia ludit. Beide hatten das rare Talent, alle Menschen meisterlich nachzuäffen und Kinzli konnte (wie Musäus) die alltäglichsten Begebenheiten seines Lebens in eine komische Epopöe verwandeln. Hier geriethen nach Tische und inter pocula Beide in ihre beste Laune und W. war nahe am Ersticken. Besonders hatte sich Kinzli noch im 50. Jahre einfallen lassen, mit einem Paar jungen reichen Schweizern eine Reise nach Paris zu machen. Wenn er die Abenteuer dieser Reise erzählte, war er ganz in seinem Elemente, z. B. gleich den Eintritt in die Barrieren, wo er seinen Namen auf schweizerisch aussprach und der Franzose ihn durchaus so nicht schreiben konnte. —

(Den 26. Jun. 97.) Bodmer wollte die sündige Menschheit zum dritten Mal ersäufen, denn er wollte noch eine Noachide schreiben. Die erste wollte er lange Zeit nicht für sein Werk ausgeben. — Hallern und Klopstock sah Wieland in seiner frühesten Periode als unerreichbare Wesen an. Er wundert sich jetzt, wie er bei dem hohen Grade von Enthusiasmus, den er in Tübingen, den Klostergang auf und niederlaufend bis nach Mitternacht, bei der Verfertigung seiner Natur der Dinge wirklich hatte, nicht etwas Erträglicheres hervorgebracht habe. Allein der Reim machte ihm damals noch außerordentliche Mühe.

Hätte er's nur so hinschreiben können, wie er's in der Phantasie empfangen hatte, es wäre gewiß besser geworden.

Im J. 1759 kam Wieland in das Haus eines Herrn von Sinner nach Bern, wo er auch Julie Bondely kennen lernte. Er hatte sich dort aber vergebens Hoffnung auf eine Professur gemacht, daher sagte er 15. März 1795:

„Ich habe darum die interessantesten Gegenden der Schweiz nicht gesehen, weil ich während meines siebenjährigen Aufenthaltes in diesem Lande als Professor dort angestellt zu werden hoffte. Dies wäre auch möglich gewesen, wenn ich mich zum Courmachen bei den gnädigen Herren und zu dergleichen Hofdiensten (Gelegenheitsgedichten) hätte brauchen lassen wollen. Einen der lächerlichsten Auftritte habe ich dort mit dem als Geizhals allgemein gehaßten Tzscharner=Königsee (von seiner Vogtei so genannt) gehabt. Er war der Vater von drei liebenswürdigen Söhnen, mit denen ich viel Umgang hatte. Eben darum wurde mir's zur Pflicht gemacht, den Alten auch zu besuchen. Ich that es in optima forma, und der Alte, der schon von mir viel Rühmliches gehört hatte und nun auch seine Wissenschaft über das deutsche Reich u. s. w. auskramen wollte, sprach eine ganze Stunde ununterbrochen und fand an mir, was ihm in Bern nie zu Theil wurde, einen geduldigen Zu=

hörer. Der Mann konnte von dieser Zeit an mein unübertroffenes Talent zur Unterhaltung nicht genug lobpreisen.“

Wieland ging von 1760 — 69 nach Biberach zurück, wurde nicht ohne einen langwierigen Proceß als Kanzleidirector (oder Stadtschreiber) daselbst bestätigt, und kam nun wieder in nähere Berührung mit der La Roche und dem Stadionschen Hause, indem Graf Friedrich von Stadion sich 1762 ganz in Warthausen zur Ruhe setzte. In dem kleinstädtischen Treiben seiner Vaterstadt fand er allerdings Stoff genug zu seinen Abderiten. Warthausen wurde sein Parnaß. Agathon, Idris, Musarion, der neue Amadis zeigen gleichfalls, daß er in seine früheren hyper-religiösen Ansichten nicht wieder verfallen war. Dafür schützte ihn auch sein Shakspeare. Endlich (1765) wurde auch eine treffliche Gattin (eine geborene Höllenbrand aus Augsburg) eine wahre Seelenapotheke für ihn.

Sophie La Roche (die im Juli und August 1799 in Osmanstädt bei Wieland war) erinnerte ihn an ein zierliches Gedicht, das er ihr einst des Morgens nach Warthausen geschickt habe, als sie den Abend vorher einen Kinderstrumpf für ihren Franz beim Spaziergange mit Wieland verloren habe. Wieland dichtete ein *καταστερισμον*. Amor fand das Strümpfchen, und da er nicht herausbringen konnte, an wel-

chen schönen Fuß es passe, so bat er den Zeus, daß er ihm neben Berenice's Locken ein Sternbild dafür anweisen möge. Wieland wußte von allen Diesem kein Wort mehr; nur machte er die Bemerkung, daß es wol jetzt neben Lalande's Katze zu stehen kommen würde.

Fast alle Briefe, die ihr Wieland in seiner feurigsten Periode schrieb, waren französisch, wie sie auch antwortete. — Fritz, der älteste von La Roche's Söhnen, war das Ebenbild des Vaters. Er war französischer Offizier im nordamerikanischen Kriege, rettete 600 Franzosen auf ein Transportschiff bei Rochefort, und quittirte, da er nicht zeitig genug dafür das Ordenskreuz erhielt, kam dann unter die gardes françaises durch die Protection des Hauses Rohan, spielte dem Cardinal Rohan in der Bastille ein Billet in die Hände und ging daher auf des versailler Pfeffel's Rath, mit einem Kameraden, einem holländischen Baron, auf Urlaub nach Holland. Dort sah er in einem großen Conzerte eine schöne junge Holländerin mit einer goldenen Brille auf der Nase. Dies frappirte ihn so sehr, daß er sich sogleich zu ihr machte und sie um die Ursache ihrer Brille, die so helle schöne Augen verdecke, befragte, und sogleich so weit ging, um Erlaubniß zu bitten, sie besuchen zu dürfen. Die junge Witwe mit 200,000 Fl. wurde seine Frau. Er zog nach Offenbach, erbauete ein

prächtiges Palais, lebte fürstlich (das Großthun hatte er von seinem Vater, sagte mir Wieland) und sah sich bald in die Nothwendigkeit versetzt, das Haus zu verkaufen und sich mit dem Reste seines Vermögens nach Nordamerika zu begeben, wo er's wieder auf großem Fuß anfing, ein Land-jobber ward, betrogen wurde und so ganz arm nach zwei Jahren nach Deutschland zurückkam. Nun stürzte er sich in die Strudel der französischen Revolution, wo er sich in Paris oder Gott weiß wo noch herumtreibt. Seine äußerst tugendhafte und liebenswürdige Frau gab der La Roche die Nachricht von der Familie am See Oneida, die sie dann zu den Erscheinungen benutzte. Diesen Fritz hatte Wieland in Erfurt bei sich gehabt.

Die La Roche war die älteste von 13 Schwestern und zum 14ten kam noch ein Sohn. Sie mußte daher die Erzieherin und Bildnerin aller ihrer nachfolgenden Schwestern machen. Brucker hatte sie getauft. Dieser war Rector in Kaufbeuren und ging Sonnabends, nachdem er mit den Geschäften fertig war, nach Ulm acht Stunden weit, um die dortige Bibliothek zu benutzen. Als der Cardinal Passionei durch Augsburg ging, machte er den lutherischen Bürgermeister dieser Stadt auf den berühmten Landsmann (Brucker) aufmerksam, und wunderte sich, daß die Augsburger ihn nicht an sich gezogen hätten. Da-

durch wurde Brucker als Prediger an die Heilige-Geist-Kirche nach A. berufen. Als Mädchen war die La Roche oft bei ihm und lernte Manches von ihm.

(Den 16. Mai 1796 bei Herder). Beim alten Stadion in Warthausen wurde mancher Spaß fertig. Einmal war ein dicker Bernhardiner bei ihm zu Besuch, der einen horrorem naturalem vor allen Ketzern hatte. Es wurde ihm bei Tische weis gemacht, Wieland sei ein Hussite, welches er, weil er es blos für eine politische Sekte hielt, noch passiren ließ. Nun griff Stadion den Orden und den heiligen Bernhard ganz unbarmherzig an, und setzte dadurch den armen Tropf, der außer seinem Brevier nie in die Welt geguckt hatte, in die größte Angst. W. nahm sich seiner an und hielt auf den heiligen Bernhard eine feierliche Lobrede, und als der Mönch darüber triumphirte, platzten die Uebrigen heraus und sagten: W. sei ein Erzketzer und Lutheraner. Der Mönch, der nun jene ganze Lobrede für bittern Spott hielt, wollte sogleich die Tafel verlassen und man hatte Noth, ihn zu besänftigen.

„Durch La Roche's Hetzereien zerfiel Wieland im ersten Jahre seiner Heirath mit Stadion völlig, der sich nun durch bittere Ausfälle auf W. in einem Schreiben an den biberacher Rath rächte, von niederträchtigen Menschen sprach, die bei ihm vorlieb nähmen u. s. w.

Jedermann im Rathe wußte, daß dies auf den Kanzleidirector Wieland ging. Dieser sah sich daher bewogen, laut zu erklären, daß er mit Stadion alle Verbindung abgebrochen habe und ihm schon nach Gebühr auf seine Grobheiten an den Rath officialiter antworten wolle. Man nahm dies einstimmig an. Zum Glück trug der regierende Bürgermeister, der Herr v. Zen, der W.'s einziger Freund im Rathe war und mit ihm oft in Warthausen gespeiset hatte, darauf an, daß dieser Brief erst von dem geheimen Rathe gesehen und signirt würde. W. griff nun in seiner officiellen Antwort den Concipienten der warthauser Epistel mit bitterm Spotte an, und that gar nicht, ob er wisse, daß Stadion und La Roche selbst die Concipienten wären. Das Wieland'sche Concept erhielt den Beifall und die Signatur der übrigen Mitglieder des geheimen Raths und ging so nach Warthausen ab. Nun erklärte Stadion den Krieg öffentlich gegen die Reichsstadt Biberach, hatte aber die List, die übrigen Herren des Raths, denen bis jetzt immer nach den Stadion'schen Mahlzeiten der Mund gewässert hatte, fleißig zu sich einladen zu lassen, wodurch er sie bald alle zu seinen Freunden machte, den braven Bürgermeister ausgenommen, der allein auf W.'s Seite stand und ausharrte. Stadion verbot nicht allein seinen Bauern und Unterthanen, irgend etwas von Lebensmitteln in die Stadt zum Verkauf

zu bringen oder dort zu kaufen, sondern La Roche reisete auch bei den benachbarten Prälaten und Klöstern herum, und brachte es dahin, daß vier davon auch ihren Unterthanen verboten, etwas in die Stadt zu liefern. Als nun bei Krämern und Hökern das Wehklagen und Verwünschen darüber anging, insinuirte Stadion den Biberachern, das ganze Unglück käme von dem unruhigen Poeten, dem Wieland, her, der ihre Stadt verwirre und sich auch gegen ihn gröblich vergangen habe. Da hätte nicht viel gefehlt, die Biberacher hätten Wieland ausgeliefert. Nur der Bürgermeister vertheidigte ihn durch die vom geh. Rath signirte Vollmacht. Indeß mußte W., der, mit dem Geiste der Alten genährt, seinen Biberachern gern Despotenhaß eingeflößt hätte, diesen Aerger allein in sich hineinschlucken und bekam darüber das einzige Gallenfieber in seinem Leben. Denn sonst hat er von jeher die Gewohnheit gehabt, jeden Aerger sogleich durch Ausbrüche mit den Worten oder der Feder von sich zu geben und sich so zu erleichtern, daß ihm nie ein Angriff etwas geschadet hat. Damals schrieb W. eben an seinem Agathon, daher die große Bitterkeit im zweiten Theile in der ältesten Ausgabe; denn in den folgenden ist dies Alles weggeblieben, weil ihm diese Gallenexcremente selbst zuwider waren. Aber dies war damals das einzige Mittel, sich Luft zu machen. Uebrigens

wurde Stadion bald der armseligen Schlafmützen von Biberach satt und ging aus Verdruß und Langeweile auf sein zweites Gut Benninghausen im Würtembergischen. Nach einem Jahre ennuyirte er sich dort so, daß er nach Warthausen zurückkam und durch Vermittelung der Madame La Roche zu einer Aussöhnung selbst die Hände bot. Nun kam W. nach wie vor auf's Schloß und logirte selbst mehre Tage da, war auch noch den Abend vorher da, ehe der 77jährige Stadion an der Brustwassersucht starb. Abends saß er noch in seiner Duchesse in der Bibliothek und fragte W. auf's Gewissen, ob wol Sokrates und Plato de bonne foi eine Unsterblichkeit behauptet hätten, und als dies W. bejahte, taugte dies nicht in den Kram eines Weltmenschen, der von seinem zwanzigsten Jahre aus dem Espion Turc und später aus Voltaire alle Spöttereien gegen das Christenthum eingesogen und stets auf den Lippen und im Herzen gehabt hatte. Den folgenden Morgen ließ er sich doch noch bei verschlossenen Thüren das Viaticum mit auf den Weg geben, ehe er starb. — Die La Roche antwortete immer, wenn sie gefragt wurde, was für eine Religion sie habe: ich bin meines Mannes Frau. Ein anderes Religionsbekenntniß brauche sie nicht zu geben."

(Den 20. Januar 1799). „Ich bin nur zwei Mal in dem Falle gewesen, meine Lage verändern zu

müssen. Das erste Mal, da ich von Biberach als Professor nach Erfurt berufen wurde; dann hieher. Beidemal war ich sogleich determinirt. Ich hatte Vortheil und Nachtheil ruhig abgewogen. Nun war die Entscheidung leicht. Ich riß mich ungern aus Biberach los. Das *Λαθε βιωσας*, das ich dort so vorzüglich ausüben konnte, wo mich nicht einmal Journallecture und Zeitungsblätter, insofern diese damals schon stattfanden, stören konnten, wo ich in der größten Unabhängigkeit von fremden Urtheilen nur meiner Phantasie nachhängen konnte, war so unaussprechlich süß und lockend für mich. Aber es kam ein Reichshofrathsconclusum, welches der Stelle des Stadtsecretairs eine unangenehme Responsabilität in Geldsachen aufbürdete — eine Sache, die mir stets äußerst verhaßt gewesen ist — und dies verleidete mir zuerst meine Stelle. Ein Assessor beim Kammergericht in Wetzlar, v. Loskant, war früher Secretair beim Graf Stadion in Mainz gewesen und kannte mich von dieser Zeit her, war nun aber seit der Erscheinung meines Agathon, in den er ganz vernarrt zu sein schien, mein wärmster Anbeter und glaubte, seinem gnädigen Herrn, dem wackern Kurfürst Joseph Emmerich, zur Realisirung seiner Idee, die Universität Erfurt blühend zu machen, keine wesentlichere Hülfe leisten zu können, als wenn er mich auf alle Weise empföhle. Durch ihn wurden nun

auch die Unterhandlungen eingeleitet und ich ging nach Erfurt unter Bedingungen, die ich mir ganz allein selbst gemacht hatte. Der Minister Großschlag war mein allvermögender Gönner und der Kanzler Benzel ein steifer, taciturner, aber mir herzlich gewogener Mann, unterstützte ihn darin."

(26. Februar 1797.) „Ich schrieb den Diogenes in meiner glücklichsten Lebensperiode in Erfurt, als ich, von den verdrießlichen Acten meiner biberacher Kanzleistelle entfesselt, unter den vornehmsten Bedingungen meiner literarischen Freiheit recht froh wurde. Denn meine Stelle in Erfurt war so zwanglos, daß man mich sogar von allem Collegienlesen dispensirt hatte und zufrieden war, wenn ich nur in Erfurt lebte. Indeß las ich wirklich Collegia, nahm aber nie Geld dafür, welches so weit ging, daß ich selbst einem Grafen einmal ein Privatissimum gratis las. Meusel, ein Mann von eisernem Gedächtniß, aber ohne alles Genie, Riedel, voll petillirenden Champagnergeistes, durch Klotzens Eingebungen zur Klopffechterei und Oberflächlichkeit verleitet, und einige andere meiner dortigen Collegen boten Alles auf, mir das Leben recht süß zu machen; und hätten nicht die Kränklichkeiten meiner Frau und ihre häufigen Niederkünfte meine Freude etwas gedämpft, so wäre ich vielleicht zu glücklich, übermüthig geworden."

In Erfurt las Wieland mit ungemeinem Bei-

falle eine Geschichte der Menschheit nach Iselin, an welchen er sich doch nur wenig zu binden pflegte [1]). Rath Becker in Gotha war damals sein Zuhörer und sagte ihm oft während der Vorlesung das Verbum, welches er beim Abwickeln der Periode nicht finden konnte. Er hatte sich zu diesen Vorlesungen nur einige Hauptsätze auf ein kleines Papier aufgeschrieben. Uebrigens hielt er einen freien Vortrag. Becker's abgöttische Verehrung erhielt dadurch einen großen Stoß, daß er einmal vor dem Glockenschlag in den Saal, wo Wieland in seinem Hause die Vorlesungen hielt, gehen wollte, diesen aber verschlossen fand und durch eine andere Thüre Wielanden im Nachtcamisole mit einem Stocke drohend vor der Magd stehen sah und ihn gewaltig auf sie lostoben hörte.

Wieland spricht stets mit der innigsten Ehrfurcht von dem vorigen Kurfürsten von Mainz, durch den er nach Erfurt berufen wurde. Dort schrieb er seine Könige von Scheschian, die er, wie er versicherte, nachdem er einige Jahre am ***schen Hofe gelebt hatte, sich nicht mehr getrauet haben würde, zu schreiben, weil er dann tausend Beziehungen im Leben ge-

---

1) Ein anderes Mal äußerte er gegen Becker, er habe Iselin vier Wochen widerlegt, dann aber ganz weggeworfen; denn er habe das Collegium angeschlagen gehabt, ohne Iselin selbst genau gelesen zu haben.

funden hätte, die er damals, als er blos nach dem Ideale dichtete, nicht ahnete. „Wo hat man", fuhr er fort, „nicht Anspielungen entdeckt, die ich in meinen Abderiten habe sollen einfließen lassen, und doch ist außer der nürnberger Brunnengeschichte kein einziges neue Factum beim Niederschreiben der Abderiten von mir wirklich berührt worden."

Wieland in Weimar seit 1772.

(20. Jan. 1799.) „Als mir von der Herzogin Regentin die Anträge geschahen, den Erbprinzen hier zu erziehen, lockte mich wieder der Gedanke, einen Prinzen für künftiges Völkerglück zu erziehen, mit unwiderstehlichem Reize. Ich wandelte damals in den Blumengärten meines goldenen Spiegels, den ich soeben geschrieben hatte [1]). Einen so süßen Traum verwirklichen zu können, war der Stolz meiner Wün-

---

1) Den werden die Erfurter besser hingenommen haben; aber daß ein erster Professor der Philosophie einen neuen Amadis schreiben könne, darüber (erzählt W. ein andermal) hätten sie sich gekreuzigt und gesegnet.

sche. Freilich banden mich Seile der Liebe und Dankbarkeit an meinen guten Kurfürsten Emmerich. Aber dagegen stand der Gedanke seiner Sterblichkeit (und wirklich starb er ein halbes Jahr, nachdem ich in Weimar war, wo mich in Erfurt eine Hölle erwartet hätte) und daß ich jetzt in ein blos protestantisches Land kommen könne. Ich willigte in meine Berufung, wenn die Herzogin Mutter es durch meine Vorstellung dahin bringen könnte, daß mich mein Landesherr und Freund gern entließe. Zu dieser Absicht mußte der hiesige Minister v. F. wider seinen Willen einen bittenden Brief an den Kurfürsten von Mainz schreiben und ihm die Sache so dringend vorlegen, daß er es fast nicht abschlagen konnte. Die Antwort entsprach der Erwartung. In einem kurzen, aber trefflichen Handschreiben entließ mich der Kurfürst, bat sich aber dies noch aus, daß ich ihm zum Andenken den Titel: Mainzischer Regierungsrath, auch in Weimar behalten möchte. F. hat mich in der Folge das Concept seines Schreibens selbst lesen lassen. — Zu den Bedingungen, welche die Regentin mir machte, gehörte eine Pension von 600 Rthlr. Der Herzog hat mir aber 1000 Rthlr. gegeben, das Verzehren derselben jedoch auf sein Land eingeschränkt. Wäre dies Letztere nicht gewesen, so wäre ich vor drei Jahren aus dem belobten Weimar in mein liebes Schwabenland zurückgezogen. Der Plan war damals

so gut als gewiß; denn immer betrachtete ich mich als nicht recht einheimisch und auf dem hiesigen Boden eingewurzelt. Erst jetzt, da ich im Weimarischen angesessen bin, ist es mir, als gehöre ich zu diesem Lande und könne auch hier begraben werden, wo ich Grundeigner bin."

„Man legt hier auf entsetzliche Kleinigkeiten einen großen Werth. Wie hoch hat man mir's nicht angeschlagen, daß mir der Herzog die Jagdgerechtigkeit in meinem eigenen Garten erlaubt und die Freiheit zugestanden hat, die Hasen zu schießen, die meinen Gartenkohl abfressen."

(10. Novbr. 1794.) Wieland erklärte sich aufs neue sehr stark gegen die Epidemie der Kantischen Philosophie. Alle gute Köpfe müßten en masse gegen ein Unwesen aufstehen, das alle Humanität und Philologie umzustürzen drohe. Ein Fürst solle die Barmherzigkeit haben, für die transscendentalen Herren ein Tollhaus anzulegen. Kant's eigene Schriften würden als Denkmäler des subtilsten menschlichen Scharfsinnes bestehen, aber seiner Jünger Schriften würden wie Spreu zerstieben [1])."

---

1) Um diese starken Aeußerungen zu erklären, muß man Wieland's Freundschaft zu Herder, und was Gruber (Wieland's W. LIII. 256 u. ff.) darüber sagt, nachsehen.

Waser, der Uebersetzer des in Zürich bei Füßli in vier Bänden herausgekommenen Lucian's, war Wieland's Jugendfreund. Wieland wollte, als er noch in Biberach war, eine Uebersetzung Lucian's unternehmen. Da ließ ihm Waser sagen, daß er bald bis zur Hälfte mit seiner Uebersetzung Lucian's fertig sei, und nun stand W. sogleich ab. Auch, als er im J. 1786 den Entschluß zu seiner Uebersetzung faßte, prüfte er erst noch einmal die Wasersche Arbeit, und als er sie durch Provinzialismen (Waser war nie aus Zürich herausgekommen) und Archaismen völlig ungenießbar fand, beschloß er, sofort selbst Hand an's Werk zu legen. Wieland hat ein Maculaturexemplar des Lucian. Dies war lange Zeit seine Lecture und Serviette, wenn er im Tempel der Dea Cloacina saß. Hier, gestand er mir, könnte er sich oft selbst nicht genug über die glücklichen Wendungen und die Originalität seiner Uebersetzung wundern, sodaß er einige Mal sogleich in seine Bibliothek lief, um zu sehen, ob Lucian hier auch treu übersetzt sei, aber allezeit fand, daß er dem Griechen sein volles Recht habe widerfahren lassen.

Pomphaft war im Jahre 1772 die erste Ankündigung des Mercur. Die beiden Jacobi, Fritz und der Düsseldorfer, hatten große Beiträge versprochen und Subscribenten in Menge zusammengetrommelt. Allein schon in der ersten Hälfte des ersten Jahr-

gangs fehlten Materialien. Fritz Jacobi schickte einige Recensionen der Musenalmanache ein, der Andere einige Phantasien, und damit war's gut. Wieland hatte damals seine Alceste im Kopf, lief in's Theater, wohnte allen Proben bei, und der arme Mercur, der noch dazu nicht einmal im Orte, sondern in Rudolstadt gedruckt wurde, befand sich in kläglichen Umständen. So kam 1773 Bertuch hier an, und fand Alles in trauriger Verwirrung. Wieland bat ihn himmelhoch, er solle ihm beistehen. Bertuch ritt nach Erfurt zu Meuseln, überlegte mit diesem die äußere Form und beschloß, ihn nach Art der englischen Journale monatlich heftweise in blauem Umschlage zu versenden. Hiedurch bekam er erst Umlauf und Absatz; denn beim ersten Jahre hatten die wenigsten Subscribenten, besonders die, welche die Jacobis zusammengetrieben hatten, bezahlt, und die Herren Jacobi selbst wollten nun noch obendrein Honorar haben. Wieland stopfte seine Briefe über die Alceste ein und machte sonst noch manchen Geniestreich, der dem Mercur viel Unheil brachte. Weil er höchst ungern Geschriebenes liest, so machte er oft die erste Revision eines Beitrags, den er auf gut Glück abdrucken ließ, erst bei der Correctur, und rächte sich nun, wenn ein Autor ihn berückt hatte, durch beißende und viele Verfasser ganz zurückschreckende Anmerkungen. Einmal ließ er die erbärm-

lichste Sudelei von Uebersetzung einer italienischen Novelle 4 Bogen lang abdrucken und wußte sich am Ende nicht anders zu helfen, als durch die Schlußanmerkung: dies sei ein lehrreiches Beispiel, wie man nicht übersetzen müsse.

Oft hatte Wieland wegen der Aufsätze im Mercur Verdrießlichkeiten. So wollten z. B. mehre sächsische Offiziere wegen des in den Briefen eines Hypochondristen (Schulz) über die sächsische Armee gefällten Urtheils Genugthuung haben. — Im Jahre 1776 ward Bertuch Geheimsecretair des Herzogs und da nun der Buchhändler Hofmann hier in Weimar den Debit und die mercantilische Besorgung übernahm, trat B. zum erstenmal ab. Im Jahre 1780 war Alles wieder so sehr böse, daß Bertuch aufs neue Theil nehmen mußte, um nur die Maschine nicht ganz ins Stecken gerathen zu lassen. Im Jahre 1785 errichtete nun W., der sich gar nicht mehr zu helfen wußte, einen förmlichen Contract mit Bertuch auf gleichen Gewinn und Verlust, und daß der Ueberlebende von Beiden der Familie des Andern eine gewisse Entschädigung geben solle. Bald kam Reinhold aus Wien und wußte Wieland's Herz und Tochter zu gewinnen. Nun hätte W. gern für Reinhold die Theilhaberschaft am Mercur gehabt, getrauete sich's aber doch nicht, Bertuchen laut zu sagen. Es gab allerlei Verdrießlichkeiten. Endlich, als

Reinhold Bertuchen seine Heirath notificirte, machte ihm Bertuch mit seinem Contracte ein Hochzeitgeschenk. Indeß dauerte die Freude mit Reinhold's Theilnahme auch nicht allzulange. Wieland zog Alles an sich und Reinhold führte oft selbst gegen Bertuch die bittersten Klagen. (Aus Bertuch's Munde.)

Diese, eine der ältesten Zeitschriften Deutschlands, hat ihre ganz eigene Geschichte. Seit 1798 war Oberconsistorialrath Böttiger ein stiller Herausgeber und Redacteur, kam aber mehrmals mit Wieland trotz Beider wechselseitiger Achtung, in sehr starke Differenzen, welche fast einen Bruch herbeigeführt hatten. Endlich wollten Beide nichts mehr mit der Sache zu thun haben und Böttiger, der doch Wielanden gern einige 100 Rthlr. jährlich gerettet hätte, schlug ihm vor, einem jungen, zum Theil in diesem Geschäft schon gebrauchten Mann die Redaction zu übertragen. Darüber schrieb Wieland 21. Octbr. 1798 folgenden Brief:

Osmanstädt, den 21. October 1798.

„Ich erfahre es nur zu sehr, liebster Herr und Freund, daß alte Leute, die sich, wie ich, in eine kleine Schneckenhaus-Welt zurückgezogen haben, vor der Unart einer gewissen egoistischen Einseitigkeit und dem daraus entspringenden häßlichen Laster der Intoleranz, übermäßiger Empfindlichkeit und allzustrenger Foderungen an die ehrlichen Leute, die mitten unter

den Menschen und in allen ihren Verhältnissen und Verwickelungen leben, nicht genug auf ihrer Hut sein können. Also, lieber Böttiger, remitte nobis debita nostra sicut et nos remittimus debitoribus nostris. Die Herzensmeinung ist freilich immer gut bei mir; aber es gehört Ihre mir beinahe unbegreifliche Lenität und Facilität dazu, meine Herzenserleichterungen immer so gut aufzunehmen, wie Sie bisher gethan haben und mit Gottes Hülfe noch ferner thun werden.

Ob Sie die Venerem Christianam (wie jener die christliche Liebe übersetzte) für den theuern Hrn. v. M. haben wollen, etwas Behufliches zu meiner Erklärung, stelle ich in Ew. Liebden Belieben. — — Aber, l. B., was soll ich zu Ihrem Vorschlage sagen, den Mercur künftig durch L. redigiren zu lassen? Das sieht doch einer kleinen muscipula so ähnlich, daß ich nicht wissen würde, was ich davon denken solle, wenn ich überhaupt geneigt wäre, Arges zu denken und nicht bedächte, daß Sie Ihre Billete gewöhnlich in a hurry schreiben müssen und daher auch, als Sie mir jenen Einfall, sowie ihn der bewußte Kakodämon in Ihre Feder hatte schlüpfen lassen, brühwarm mittheilten, nicht Zeit hatten, ihn von vorn und hinten etwas genauer zu besehen. Denn da hätten Sie unfehlbar wahrgenommen, 1) daß ich durch diesen Vorschlag aus dem Regen in die Traufe

käme; 2) daß dadurch der zeitherige beträchtliche Artikel: In= und ausländische Correspondenz, natürlicherweise wegfiele, der doch, wie es scheint, das ist, was die Leser in und außer dem heil. römischen Reich, a potiori wenigstens, am meisten interessirt; 3) daß Ihre Freunde und Correspondenten in Wien, Berlin, Leipzig, Halle, Dresden u. s. w. dann auch ganz sachte mit ihren Beiträgen zurückblieben, nothfolglich also 4) der Mercur gar bald ins Stecken gerathen und somit das: „ohne mich könnt ihr nichts thun," zu meiner Beschämung und zu Ihrem gerechten Triumph (wenn auch nur im Stillen) zeitig genug an den Tag kommen würde.

Lassen Sie uns also gerad' und offen mit einander sprechen und handeln. Ich mag mit der Redaction und Correspondenz des Mercurs nichts mehr zu thun haben. Sie schicken sich zu Beidem ganz vortrefflich (denn die notulae, wovon letzthin die Rede war, sind doch nur zufällige casus pro amicis et commensalibus und mit einer jedesmaligen Anrufung des heiligen Geistes kann Ihnen so etwas wie die Pindarisation des wackern Freundes und versificulus D....f. wider Ihren Willen nicht begegnen, zum Wollen gibt aber der liebe Gott eine gratiam sufficientem. Also, wie gesagt, ich kenne Niemanden, der sich zur Redaction eines Journals besser schickte, als Dero Liebden; nur fehlt Ihnen unglück=

licherweise zu einer so pünktlichen Erfüllung der Standes- und Berufspflichten eines Redacteurs, wie die Natur der Sache fodert, die nöthige Zeit und Muße. So überladen mit allen Arten von Berufs- und andern Geschäften, literarischen Arbeiten und Besorgungen, Briefe lesen und Briefe schreiben rc. rc., kann Ihnen Niemand salva conscientia weder zumuthen, noch salva prudentia von Ihnen erwarten, daß Sie alle Manuscripte für den Mercur vorher mit sorgfältiger Prüfung von α bis ω durchlesen und alle gedruckte Bogen selbst revidiren sollen und werden. Wie diesem Hinderniß der Fortsetzung des Mercurs zu begegnen sei, sehe ich dato nicht ein; indeß könnte ich meines Orts auch an dem officium suum taliter qualiter facere et mundum ut currit, sinere currere mir wol genügen lassen, insofern Sie sich entschließen könnten, sich von Januar 1799 an auf dem Titel des Mercur als Mitherausgeber zu bekennen und in einem kleinen Vorbericht sich als allein für die etwa künftig passirenden Menschlichkeiten und salva venias etc. im Mayerschen Geschmack verantwortlich zu erklären. Aber auch dies kann und darf ich Ihnen nicht ansinnen. Sie selbst müssen sich ultro dazu entschließen .... Bleiben Sie mein Freund, so lange es menschenmöglich ist."

(Den 29. Mai 99.) „Ich habe nie einen Eid geschworen oder eine Verpflichtung feierlich auf mich genommen. In Biberach wurde ich durch eine kaiserliche Commission in das Amt eines Stadtschreibers eingesetzt, über dessen Besetzung sich der katholische und protestantische Magistrat viele Jahre gestritten hatten. Da ich anfänglich die Stelle provisorisch verwaltete, verpflichtete man mich durch keine Eidformel und später hatte man zu großen Respect vor der kaiserlichen Plenipotenz. Als ich hier in Weimar Instructor des Erbprinzen geworden war, sagte mir der Graf Görz, man würde mich ersuchen, im geheimen Conseil einen Verpflichtungseid auf die symbolischen Bücher abzulegen. Ich erklärte, daß, wenn man darauf bestände, ich sogleich einpacken und fortgehen würde. Dies hinterbrachte Görz der Regentin und es ist nie wieder davon die Rede gewesen. Jetzt verlangt man, ich soll den Lehnseid ablegen (zum ersten Mal muß man in eigner Person erscheinen); ich hoffe, der Herzog wird mich dispensiren und die Sache per mandatarium abthun lassen. Wie kann ich alter schwacher Mann schwören, daß ich den Fürst mit Leib und Leben vertheidigen wolle?

In der Zeit, wo Wielanden durch die Xenien, das Athenäum und die vielfachen Angriffe einer jün=

geren Literaturwelt so viel Kummer bereitet wurde, daß er wol ausrufen konnte, wie er dies um Deutschland verdient habe, wurde ihm während des Besuches des hohen preußischen Königspaares (Jul. 1799) in Weimar eine wohlverdiente Anerkennung zu Theil.

(5. Jul. 1799.) Wieland verbat's sich sogleich, an die Tafel gezogen zu werden, und wurde daher während der Vorstellung des Wallenstein vom Herzoge selbst dem Könige und der Königin präsentirt. Der König sagte: Er freue sich, einen Mann persönlich kennen zu lernen, von dessen Schriften er Vieles gelesen hätte. Er machte eine feine Bemerkung, wie vortheilhaft einem Dichter der Aufenthalt auf dem Lande sein müsse; denn er wußte, daß Wieland in Osmanstädt wohne. Endlich sagte er auch: „Es freut mich, daß die Deutschen gerecht gegen Sie sind und eine so schöne Ausgabe Ihrer Werke gemacht haben.“ Wieland erwiderte: Dies hätten vielleicht andere Schriftsteller noch weit mehr verdient. Es sei vorzüglich Gunst seines Verlegers. Nein, sagte der König, es ist Ihr Verdienst. — Die Königin sagte ihm: Sie hätte seinem Mönch und Nonne zu Gefallen in Eisenach diese Felsen, so hoch es gehen wolle, erstiegen, und bezeigte ihre Verwunderung, als Wieland versicherte, er habe diese Gegend blos im Voraus beschrieben, ohne sie noch gesehen zu haben, und dies sei ihm öfters passirt,

daß er in prophetischem Geiste Gegenstände so schildere, wie sie wirklich wären, ohne sie je gesehen zu haben. Nun ging die Königin ins Detail über seine Schriften und zeigte große Belesenheit darin, vorzüglich im Oberon. Wieland war ganz entzückt über ihre anspruchslose, von aller Gefallsucht entfernte Grazie. Die Schmeichelei habe nur die Grazien vervielfältigt; er, als ein guter Monarchist, habe von jeher nur eine einzige Grazie geglaubt und heute die vollkommenste Bestätigung seines Monotheismus gefunden. — Mit des Königs Kammerdiener, dem Geheim-Kämmerer W....., wurde Wieland bald vertraut; er nannte ihn einen sokratischen Kammerdiener. Als dieser ihm sagte: Er lasse seine Töchter doch nicht alle Schriften W.'s lesen, erwiderte dieser: Die meinigen dürfen mich erst ganz lesen, wenn sie verheirathet sind. Er bemerkte gegen W.....: daß in der preußischen Monarchie der Adel noch zu gewissen Stellen, vorzüglich beim Militair, besonders berechtige. W.'s geschickte Apologie der Sache. Der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin bat Wielanden um Gotteswillen, er solle ihm doch einen Zweifel lösen, der ihn längst beunruhigt habe. Er habe nämlich gehört, Wieland habe gesagt, er zöge seine Clelia und Sinibald noch dem Oberon vor!

Bekanntlich ging Böttiger 1804 von Weimar als Studiendirector des Pagenhauses (später Ritterakademie genannt) nach Dresden. Seine Memorabilien über Wieland hören damit auf, desto zahlreicher werden nun W.'s Briefe, der ihn schmerzlich auch als sein gelehrtes Orakel und Gedächtniß vermißte. „Ja, der Böttiger fehlt! der hat, glaub' ich, mein ganzes Gedächtniß mit nach Dresden genommen!" Einen eigenen kleinen und über Entstehung, Schwierigkeit und Haltung der ganzen Arbeit sehr belehrenden Cyklus seiner Briefe bilden die über seine Uebersetzung der Ciceronianischen Episteln an B., die wol in einem philologischen Journale mit Interesse gelesen werden würden.

Hier aber sei erlaubt, anhangsweise einige, für die im ganzen Aufsatze festgehaltene biographische Richtung wesentlichere Stellen aus den Briefen W.'s an B. auszuwählen.

31. Mai 1804. Das neunzehnte Jahrhundert scheint mit großen Weltveränderungen geschwängert zu sein — wenigstens nach dem neuesten Portento zu urtheilen, wovon es in diesen Tagen entbunden worden. Wir deutschen Rechenäer stehen wie von einem Donnerschlag aus heiterm Himmel angedonnert und staunen das neue abendländische Kaiserthum an, das auf einmal, wie Pallas Athene aus Jupiter's Haupt, vom Kopf zum Fuße gewaffnet hervorgesprungen

kommt, und Europens Bewohnern eines von beiden, entweder allgemeine Ruhe oder allgemeine Umkehrung zu verkündigen scheint. Ich frage Sie nicht, was man an der Elbe dazu sagt? Uns andern musarum sacerdotibus geziemt über solche αῤῥητα ein heiliges Schweigen. Was den größern und größten Machthabern geziemt, müssen sie selbst am besten wissen, oder wenn sie es nicht wüßten, desto schlimmer. Ich meines Ortes, der zum gemeinen Besten nur durch gute Wünsche beitragen kann, wünsche in meiner weltbürgerlichen Unschuld und Einfalt, daß man wie bisher fortfahren möge, den lieben Gott walten zu lassen, und indessen, bis das Schlimmste von selbst kommt, das Beste zu hoffen.

Aber über den großen Weltbegebenheiten wollen wir unsere tres capellas nicht vergessen. Herr W. wird Ihnen bereits gemeldet haben, in welcher Noth wir uns befinden; der arme Mercur hat seinen Sack ausgeleert und ausgeschüttelt, aber es fiel nichts heraus und leider haben wir es in der Philosophie des absoluten Nichts noch nicht so weit gebracht, daß wir aus Nichts nur einen armseligen Heft von sechs Bogen, geschweige eine Welt construiren könnten. Lassen Sie sich also diesen Nothstand zu Herzen gehen.

17. Juni 1804. — Die dermaligen Weltbegebenheiten haben so viel Abenteuerliches und Hyper-

physisches, daß ich, um mich besser an sie zu gewöhnen, mich seit einem paar Tagen mit den wundervollen Helden- und Rittergeschichten des preux, vaillant et tres victorieux chevalier Palmerin d'Olive, Empereur de Constantinople und seines Sohnes Primaleon de la Grèce und seines den Vater und Großvater übertreffenden Enkels Palmerin d'Angleterre unterhalte. Wer diese Geschichten sich wahr zu machen vermögend wäre, hätte davon wenigstens den nicht verächtlichen Gewinn, über nichts, was in unsern Tagen geschieht, zu erstaunen und nie aus seinem Gleichgewicht zu gerathen, wie toll und heillos es auch in der Welt zugehen möchte. Uebrigens muß ich gestehen, daß die drei genannten Chevaliers errants sich's ohne allen Vergleich saurer werden lassen mußten, um Kaiser zu werden, als des Empereurs Napoleon's Majestät. Daß die übrigen größern und kleinern Majestäten in Europia es ihm sehr schwer machen dürften, davon sagt mir mein *δαιμονιον* bis dato noch nichts u. s. w.

22. Nov. 1804. — Wenn im Himmel etwas zu verdienen ist und Vater Teut ebensowol, als Vater Abraham offene Tafel hält, so wird Ihnen dereinst einer der besten Plätze an derselben zu Theil werden, und dies blos zur Belohnung der grenzenlosen Geduld, womit Sie meine Saumseligkeit im Briefschreiben ertragen. Doch nichts mehr davon.

— Ich arbeite an Gesprächen über das Leben nach dem Tode, worin ich (vielleicht thörichterweise) laut öffentlich behaupte, was andere gescheite Leute nur denken. Ich gedenke das Kind, weil es doch einen wohlklingenden Namen haben muß, Euthanasia zu nennen. Die Veranlassung, diesen Dialog zu schreiben, gab mir eines der abgeschmacktesten Bücher, die in unsern Zeiten ans Licht gekommen sind, unter dem Titel: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach dem Tode, von einem gewissen D. K. W. (Wetzel), der die Thorheit begangen hat, es unserm Herzoge zu dediciren. Das Buch ist in seiner Art einzig. Ich konnte dem Gelüste nicht widerstehen, mich ein wenig lustig über den Menschen zu machen, dessen mit vieler Pfiffigkeit verbundene naive Dummheit und lächerliche Großthuerei über allen Begriff geht. Der erste Dialog der Euthanasia beschäftigt sich ganz mit ihm und seinem Hannchen, die beiden folgenden aber gehen tiefer in die Materie, die der Titel ankündigt. —

Nun, liebster Freund, soll ich Ihnen billig auch etwas von unserer neu angelangten Erbprinzessin [1]) schreiben; aber das Unbeschreibliche muß, wie Sokra-

1) Die jetzige Frau Großherzogin.

tes sagt, selbst gesehen werden. Alles, was ich Ihnen vor der Hand von ihr sagen kann, ist, daß unter allen Erdentöchtern ihres Alters schwerlich Eine lebt, die mit ihr zu vergleichen wäre. Sie ist über allen Ausdruck liebenswürdig. Es scheint unmöglich, mehr angeborene Majestät mit einer vollkommenern Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit und mit allem Anstand, aller Feinheit und Schicklichkeit im Betragen gegen alle Arten Menschen, kurz mit dem πρεπον, das nur die größte Welt geben kann, eine reinere Unschuld der Seele, Herzensgüte und Holdseligkeit zu vereinigen. Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt noch in meinem 72. Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche für Weimar angehen, sie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalia vor mehr als 40 Jahren angefangen hat.

17. April 1807. — Sie wissen nun vermuthlich bereits, daß unsre geliebte Fürstin (Amalia) an dem Tage, da Sie mir und unserer Freundin Louise Göchhausen zu ihrer Gesundheit Glück wünschten, ihre einst in so hohem Grade Liebe und Ehrfurcht gebietenden Augen bereits auf immer geschlossen hat. Sie entschlief am 10. Nachmittags zwischen 3 — 4

Uhr sanft und schmerzenfrei an einem Nervenschlage. Was wir an dieser Fürstin verloren haben, wissen und fühlen Sie gewiß so gut und stark wie ich. Sie war in ihrer Art so gut die Einzige, als Friedrich II in der seinigen, und mit ihr verwelkte einer der würdigsten Zweige des edeln Guelfenstammes. Ihr Tod ist eine Calamität für Weimar und die Musen alle haben wol Ursache, an ihrem Grabe zu weinen. Quis desiderii sit pudor aut modus tam cari capitis? Beklagen Sie mich, der nach und nach beinahe Alle überlebt, die er liebte, und in seinem 74. Jahre von drei ihm angehörigen Familien durch 70 Meilen gegen Nord, Ost und Süd getrennt ist.

(Ohne Datum, Ende 1808.) — Die größte Schuld meines Stillschweigens trägt unleugbar der alte Cicero, und es muß wol ein unüberwindlicher Zauber sein, den er auf mich geworfen hat, daß ich über der Bemühung, meinen deutschen Zeitgenossen Briefe, die vor mehr als 1800 Jahren von ihm und an ihn geschrieben wurden, zu lesen zu geben, beinahe gänzlich vergesse, daß ich lebende Freunde habe, die von mir selbst Briefe erwarten, und an welche zu schreiben — wirkte jener Zauber nicht so tyrannisch — Neigung und Pflicht mich täglich erinnern würden.

In der That, l. B., ich widme alle Zeit, worin ich zu arbeiten fähig bin, meinem Cicero, und

wenn ich die Feder endlich niederlegen muß, so versagen mir mein alter Kopf und meine von so vieljährigen Diensten abgenutzten Augen allen weitern Dienst, und beide sind der Ruhe so bedürftig, daß ich sie ihnen nicht versagen kann. Zu diesem Haupthinderniß kommen dann noch so viele und mannichfaltige, größtentheils unvermeidliche Abhaltungen, Unterbrechungen und Zerstreuungen, welche Ihnen aus eigner Erfahrung zu bekannt sind, als daß ich mehr davon zu sagen nöthig hätte.

Unter diesen war nun allerdings die größte, die in dem abgeflossenen Monat sich ereignete; und etwas ganz Außerordentliches, nie Gesehenes, nie Gehörtes, nie in den Annalen des ganzen Menschengeschlechtes Gelesenes mußte es allerdings sein, da es sogar den Ciceronischen Jynx mehre Tage lang unkräftig machen konnte. Wirklich war es der Mühe werth, 75 Jahre gelebt zu haben, um das schwerlich jemals wiederkommende Schauspiel zu sehen, welches in den Tagen zwischen dem 5. und 11. October zwei Kaiser, vier Könige und eine beinahe unzählige Menge von alten, neuen und neuesten Herzogen, Fürsten und besternten und bebänderten Herren aller Arten uns andern terrae filiis frei- und unfreiwillig gaben. O, warum konnten nicht auch Sie ein Augenzeuge dieser wundervollen Erscheinung an dem politischen Himmel und der sonderbaren Wirkung sein, die sie auf unbe-

fangene Augen und denkende Köpfe machte; denn so etwas muß man selbst gesehen haben. Unter vier Augen läßt sich allenfalls davon reden, aber schreiben, aus mancherlei Ursachen, keinesweges. Aber sollte man nicht glauben, der Wundermann, der uns dieses in seiner Art einzige Spectakel gab, müßte im Besitz des berühmten Siegelrings des großen Salomon sein? Sed manum de tabula. Sie fragen mich, ob Napoleon, der mit Göthe zu Erfurt zwei Stunden sprach, auch mit mir gesprochen und welchen Eindruck er auf mich gemacht habe? Antwort auf die erste Frage: Ja; der Kaiser wollte mich sprechen und veranlaßte die Herzogin, mich zu nöthigen (denn ich sperrte mich, so lange ich konnte), auf dem glänzenden Ball, der den beiden Kaisern zu Ehren gegeben wurde, am 6. Octbr. zu erscheinen. Ich erschien also, in einem Hofwagen abgeholt, bald nach 10 Uhr. Ich war nur wenige Minuten da, so näherte sich der Kaiser, die Herzogin stellte mich ihm vor; und er unterhielt sich mit mir (c'est qu'il faisait presque seul les frais de la conversation), nur zweimal auf ein paar Augenblicke sich entfernend, um dem russischen Kaiser und dem Könige von Baiern Platz zu machen — in Einem fort bis gegen 12 Uhr, wo ich das Stehen nicht länger aushalten konnte und mich zu der Anomalie genöthigt sah, ihn um meine Entlassung zu bitten.

Auf die zweite Frage: einen sehr lieben und angenehmen. Sie können sich nichts Einfacheres, Anspruchsloseres, Natürlicheres und Anmuthenderes denken, als sein ganzes Benehmen — nicht nur gegen mich, sondern gegen Jedermann während seines hiesigen Aufenthaltes. Mit mir unterhielt er sich wie ein Mann, der weiter nichts als ein gebildeter Mensch ist und sein will, mit einem alten Bekannten seinesgleichen ou à peu près — In den ersten Tagen nach dieser mir unvergeßlichen Unterredung liefen allerlei von ziemlich entfernten Horchern, zu Anfang derselben, in einzelnen Worten und Sylben aufgeschnappte Sagen, was der Kaiser mich gefragt und ich geantwortet haben sollte — an welchen allen kein wahres Wort ist. (*Εν παροδῳ.* Ich habe dem Kaiser Napoleon zu Erfurt den 10. October zum zweiten Mal (auf seinen Befehl) à son déjeuner aufgewartet ꝛc.) Ich schließe aus gewissen Anzeichen, daß Sie wahrscheinlich Alles, was von seinen Unterredungen mit Göthe und mir ins Publicum kommen soll, im Moniteur werden zu lesen bekommen. — Dies, l. B., so wenig es Sie befriedigen kann, ist Alles, was Sie über diesen Gegenstand schriftlich von mir lesen werden. Könnten wir uns von Angesicht zu Angesicht sprechen, so würde die Ernte reichlicher ausfallen [1]).

1) Ich habe diesen Brief darum mitgetheilt, theils weil er

(30. Juni 1809). — — Frau von Staël mit ihrem Reisegesellen Sismondi ist nach einem Aufenthalt von zehn Tagen am 19. dieses von hier wieder ab und nach ihrem reizenden Coppet gereiset. (Wohl Dem, der in dieser trübseligen Zeit ein Coppet hat!) Sie hat hier mehr als jemals gefallen, und es ist unter Allen, die in dieser kurzen Zeit mit ihr gelebt oder sie zu sehen Gelegenheit gehabt (deren Name freilich nicht Legion ist) etwas Ausgemachtes, daß sie liebenswürdiger gewesen als jemals. Gegen mich war sie es in einem so hohen Grade, daß ich, wie der ungeschlachte Hauswirth der schönen Abigail, ein Herz von Kiesel hätte haben müssen, um nur des Gedankens einer Widerspenstigkeit gegen die unnachahmliche anspruchslose Grazie fähig zu sein, womit sie, während ihrer diesmaligen Epiphanie in Weimar, die blendenden Strahlen ihres Genius milderte. In der Nähe dieser außerordentlichen Frau zu leben und sie alle vier Wochen ein paar Tage zu sehen, wäre für mich, trotz meiner 75 Jahre, oder vielmehr eben um dieser willen, ein beneidenswerthes Glück. An Herrn Sismondi habe ich einen Mann nach mei-

---

in die wichtigeren Lebensumstände mitgehört, theils weil sich einige Abweichungen von Dem ergeben, was Gruber (Wieland's Werke LIII, 421 u. ff.) viel weitläufiger hat.

nem Sinn und Herzen gefunden und mich, nicht ohne Schmerz auf beiden Seiten, von ihm getrennt. Er schien eine besondere Anmuthung für mich zu haben und ließ sich zu dreienmalen durch das unfreundlichste Wetter nicht zurückhalten, mich hier zu besuchen, um ein paar Stunden unter vier Augen mit mir zuzubringen. —

Da ich bis dato noch nicht weiß, wie mein Cicero in den öffentlichen Blättern behandelt wird — was mich blos des armen Geßner's wegen interessirt — so gereicht mir Ihre mit jedem Ihrer Briefe erneuerte und bestätigte Zufriedenheit mit meiner Arbeit zu so vieler Beruhigung, als ich nöthig habe, um von ihrer Fortsetzung nicht abgeschreckt zu werden. Unglücklicherweise kommt diese Arbeit um fünfundzwanzig Jahre zu spät. Wer wie ein nackter Schiffbrüchiger mit Händen und Füßen um Erhaltung seines Lebens ringt — und dies ist doch der Fall beinahe aller unserer Sprachgenossen — was kümmern den Cicero's Briefe? — Das Unbegreifliche an dem heurigen Meßcatalogus ist für mich nicht die ungeheure Menge von Buchmachern, sondern daß es außer Cotta in Tübingen (den das Morgenblatt und Göthe's D. Faust noch über dem Wasser erhält) noch einen einzigen Verleger in dem ehemaligen Deutschland gibt. — A propos! wie hat Ihnen die Walpurgisnacht unsers Königs der Ge=

nien gefallen, der nicht zufrieden, der Welt gezeigt zu haben, daß er nach Belieben Michel-Angelo, Rafael, Correggio und Titian, Dürer und Rembrand sein kann, sich und uns nun auch den Spaß macht, zu zeigen, daß er, sobald er will, auch ein zweiter Höllen-Breugel sein könne? Ich gestehe, daß mich unbeschreiblich nach dem zweiten Theil dieser in ihrer Art einzigen Tragödie verlangt, von welcher man, mit viel größerm Recht als von Wilhelm Meister, sagen könnte, daß sie die Tendenz nicht nur des verwichenen Jahrhunderts, sondern aller zwischen Aeschylus und Aristophanes und uns verflossenen Jahrhunderte sei. Könnte man nicht mit gleichem Rechte sagen: Göthe sei in der poetischen Welt, was Napoleon in der politischen? Können nicht Beide Alles, was sie wollen, und wollen sie nicht immer das Unglaublichste und Beispielloseste, und wissen es doch so zu behandeln und herbeizuführen, daß es zugleich das Natürlichste scheint? — Es ist Zeit, daß ich meinem radotage ein Ende mache. — —

Den 14. Septbr. 1809. — — Uebrigens bin ich ein Deutscher, ein Weltbürger und ein Mensch; und der verehrungswerthe Bourgoing[1]),

---

1) Damals französ. Gesandter am dresdner Hofe, der Wielanden persönlich kannte und hochschätzte.

der die beiden letzten Qualitäten mit mir gemein hat und in die erste sich leicht hineindenken kann, wird, ohne ein Gott zu sein, errathen, wie ich über die Ereignisse unserer Zeit denke und wie ich von dem unsäglichen Elend, welches durch selbige über einige Millionen Menschen aufgehäuft worden ist, afficirt werde. — Von dem großen Manne, der die auszeichnenden Züge der größten Römer des 7. Jahrhunderts der Stadt Rom, der Scipionen und Paul-Emile, der Sylla, Marius, Sertorius und Cäsar in sich vereinigt und jeden von ihnen, allein genommen, übertrifft, glaube ich mir die richtigste Vorstellung zu machen, wenn ich ihn als ein auserwähltes Rüstzeug in der Hand des allmächtigen Weltregierers, oder in der biblisch-Klopstockischen Sprache zu reden, als einen von Gott herabgesendeten Todesengel betrachte, bevollmächtigt, eine sündige Welt zu züchtigen, alles Unhaltbare vollends einzureißen, auf den Trümmern eine neue Schöpfung hervorzurufen, einen neuen Lebensgeist in die erschlaffte verderbte Menschheit zu hauchen, und wenn er den furchtbaren Theil seines Berufes vollendet haben wird, in einer lieblichen Gestalt als Engel des Friedens, als wohlthätiger Genius der Menschheit zu erscheinen und als solcher sich eben so allgemein lieben zu machen, als er jetzt allgemein gefürchtet wird. Ich kann mir keine erhabenere Be-

stimmung denken als diese, und daher kann ich mir auch nicht einbilden, daß Er sich durch diese Vorstellung, die ich mir von ihm mache, beleidigt finden sollte, wenn er Kenntniß davon hätte. Denn blos dadurch, daß ich ihn auf einem so erhabenen Standpunkt erblicke, glaube ich ihn in seinen wahren Verhältnissen und in richtigem Ebenmaße zu sehen, und bloß der Gedanke, daß er selbst der ganzen Glorie seiner wohlthätigen Bestimmung sich bewußt ist, kann die Hoffnungen in mir nähren, ohne welche es kaum möglich wäre, den gegenwärtigen Moment zu ertragen. Möge ihm bald das Glück zu Theil werden, den Janustempel für ganz Europa zu schließen und er dann, wie ehemals Cäsar Augustus, eben so lange wie Jener, leben und regieren, um alle Segnungen des Friedens über die Welt zu verbreiten und alle die glänzenden Titel, die Er sich durch eine beispiellose Reihe großer Thaten und begünstigt von einem eben so beispiellosen Glücke, erworben, noch mit einem, der alle andere überglänzt, mit dem schönen Beinamen der Wonne des Menschengeschlechtes (deliciae generis humani) zu vermehren!!! — Dies, l. B., ist mein politisches Credo, worauf ich lebe und sterbe und welches Sie, per me, Sr. Excellenz dem Herrn Minister von B. mitzutheilen volle Macht und Freiheit haben.

Böttiger hatte in dem bei Göschen für 1810 erschienenen Kriegs-Kalender S. 1—32 einen kleinen Aufsatz über diese Unterhaltung unter der Aufschrift: Napoleon und Wieland drucken lassen, dem ein illuminirtes Bildchen beigegeben war. Was W. darüber schrieb (20. Dec. 1809), ist zu charakteristisch für ihn, als daß es nicht mitgetheilt werden dürfte.

„Ich bin Ihnen, lieber B., vielen und großen Dank für zwei schöne Denkmäler schuldig, die Sie Ihrer Freundschaft für mich im Oct. des deutschen Mercurs und in Göschen's Almanach gestiftet haben. Das letztere ist ein eigentliches Prachtwerk und zugleich ein Meisterstück von Composition und schriftstellerischer Kunstfertigkeit, ein zweifaches, wahrlich nicht leichtes Problem mit aller dazu erfoderlichen Feinheit und Gewandtheit aufzulösen. Aufrichtig zu reden, diese meisterhafte Art, wie Sie mich und sich selbst aus der Sache gezogen haben, söhnte mich sogleich wieder mit Ihnen aus, denn ich leugne nicht, daß ich beim Anblick der Ueberschrift: Napoleon und Wieland und der Caricatur, wodurch sie in ein so scandalöses Licht gestellt wird, in einen so heftigen Zorn aufloderte, daß es ein Glück für den Verleger, den Zeichner und Sie selbst war, daß ich in diesem Augenblick nicht Jupiter Ceraunius war

und grade einen dreifachen Donnerkeil in meiner — wiewol noch immer kraftlosen — Pfote hatte. Wie! rief ich, Napoleon und Wieland [1]), der Behemoth und ein Rosenkäferchen? Wo dachte Freund Böttiger hin, da ihm eine solche Zusammenstellung entfuhr, die schon unsern arglosen Deutschen auffällt, aber den Franzosen, denen so etwas gar nicht denkbar ist, vollends ganz impertinent vorkommen und dem armen, an Allem unschuldigen W. ein unauslöschliches ridicule geben muß? — Und nun erst das vorangesetzte Bild dieses unglücklichen N. und W.!! welches freilich blos auf G.'s Rechnung kommt, aber so aussieht, als ob es mit allem Fleiß darauf angelegt sei, den Kaiser und meine Wenigkeit lächerlich zu machen, mich, der ohne Hut, in einem weißen Gillet und in Kamaschen dem Kaiser gegenübersteht und mit beiden Händen eine Gesticulation macht, als ob ich viel gegen Das, was jener sagte, einzuwenden hätte; — den Kaiser, indem der Zeichner ihn in einen debonnairen, von seinen Großthaten schwatzenden invaliden Unteroffizier verwandelt, der sogar dem armen Pedanten gegenüber eine so jämmerlich-possirliche Figur macht, daß man nicht weiß, ob man

1) Ersteres Wort ist im Brief größer, letzteres viel kleiner als gewöhnlich geschrieben.

darüber lachen oder weinen soll. Das Empörendste an diesem Bilde ist, daß beide Figuren eine Art von mislungener Aehnlichkeit haben und sogar etwas ausdrücken sollen, das sie zwar nicht ausdrücken, das aber doch zugleich die Intention und das Unvermögen des Mannes verräth, der sich einer Darstellung unterfangen hat, vor welcher gewiß selbst ein Kügelgen oder Füger sich gescheuet haben würde. Doch genug und mehr als zu viel von diesem Scandalo magnatum. — Das Beste ist, daß man über Ihrem, in jeder Ansicht vortrefflichen Aufsatz jenes gar bald vergißt und daß Sie auf allgemeinen Beifall, selbst (das N. und W. abgerechnet) bei allen verständigen Franzosen rechnen können. — —

Den 16. Jul. 1810. — — — Daß unsere im reinsten Sinne des Wortes liebenswürdige Prinzessin Caroline am ersten dieses Monats mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt worden ist, ist Ihnen ohne Zweifel bekannt. Vorgestern, Morgens um 8 Uhr, trat sie von den nassen Augen und heißen Wünschen aller sie liebenden Weimaraner begleitet die Reise zu ihrem neuen Volke an. Dieser abermalige Verlust würde mir sehr schwer, ja kaum zu ertragen fallen, wenn ich nicht moralisch gewiß wäre, daß ihr Gemahl ihrer in jeder Hinsicht vollkommen würdig ist, daß er sie und sie ihn so glücklich machen wird, als sie und er

glücklich zu machen und gemacht zu werden fähig sind; daß sie, mit einem Worte, ein unter Fürsten seltenes Muster einer schönen, auf wechselseitigem Zutrauen und Wohlwollen gegründeten immer wachsenden ehelichen Freundschaft darstellen werden, und daß die neue Erbprinzessin von Mecklenburg auf das Volk selbst, unter welchem sie zu leben berufen ist, unvermerkt einen mit der Zeit sehr spürbaren, wohlthätigen und die Keime manches Guten entwickelnden und belebenden Einfluß haben und diesem Lande vielleicht, ja wahrscheinlich, Das werden könnte, was Amalie vor mehr als 40 Jahren dem weimarischen war, — wozu Sie, mein Freund, gewiß mit mir ein herzliches Amen! sprechen werden. —

W. 13. Jan. 1812. — — Nun auch ein Wort von Ihrem alten Freunde, l. Böttiger. Cicero's Geist schwebt noch immer (propitius ut speramus) über ihm und wenn die hehren Spinnerinnen meinen Lebensfaden bis zum September 1813 zu verlängern belieben sollten, so ist gute Hoffnung, daß ich um selbige Zeit mit Bodmer's Körbchenmacher werde ausrufen können: Gottlob, das Körbchen oder vielmehr der Korb aller Körbe ist gemacht! Zwanzig Bogen vom 5. Bande sind nun fertig und 14 bereits abgedruckt und könnten Ihnen, falls es nicht schon geschehen ist, zugeschickt werden. Zu den übri-

gen 16 Bogen wird, si superis placet, bis zur Jubilatemesse auch Rath werden. —

Hat Sie das größte literarische und metrische Kunstwerk, das mir seit vielen Jahren, ja (in seiner Art) seit ich lesen und urtheilen kann, zu Augen gekommen, Wolf's Uebersetzung der Wolken, nicht auch in Erstaunen gesetzt? Sie ist ein Wunder in meinen Augen, und beweiset unserm Voß, daß es möglich ist, allen Bedingungen, die er von einem vollkommen getreuen Uebersetzer der griechischen Dichter fodert, genug zu thun, ohne daß man darum der deutschen Sprache Gewalt anzuthun braucht. Wolf (dem das Beiwort ὁ πανυ, wenn je einem Philologen, in vollem Maße zukommt) hat die Humanität und Artigkeit gehabt, in das Exemplar seiner Wolken, womit er mich beschenkt hat, eigenhändig zu schreiben: „dem trefflichsten seiner Vorgänger, Wieland, der neue Uebersetzer." — Ich gestehe Ihnen, daß es mir sehr wohl gethan hätte, wenn er in der Vorrede zu seinen Wolken nur mit 2 Zeilen etwas gesagt hätte, das mich glauben machen könnte, jenes Compliment sei sein Ernst gewesen; aber da ist kein Wort, woraus Itztlebende und Nachkommen schließen könnten, daß er von meinem Dasein und von meiner trefflichen [1]) Ueber-

1) Es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß dies

setzung nur die mindeste Kenntniß gehabt habe. Erklären Sie mir dieses Räthsel! — —

Sagen Sie mir doch sub rosa, was für eine Wirkung haben Göthe's oder (wie er seinen Namen schreibt und drucken läßt) Goethe's [1]) Wahlverwandtschaften in Dresden, Wien, Leipzig und überhaupt im Publicum gemacht und was urtheilen die sani von „Aus meinem Leben Wahrheit und Dichtung"? Das erste Mal verkümmerte mir Alles, was mir misfiel, den Genuß alles Dessen, was mir gefiel; doch hielt das Eine dem Andern ziemlich das Gleichgewicht; das zweite Mal gab ich mir alle Mühe, mich selbst zu täuschen und mir Alles gefallen zu lassen. Das dritte Mal legte ich die Wahlverwandtschaften in die eine Wagschale und mein Ideal eines guten Romans in die andere, und siehe da, von dem ersten Augenblicke an, da die junge Heldin des Stücks erscheint, fing die Schale des

trefflich nicht Selbstlob, sondern Anspielung auf Wolf's vom Uebersetzer W. gebrauchtes Wort ist.

1) Wieland setzt selbst die Bemerkung in einer Note unter: „daher ihn auch der Herzog von S. nie anders als Go e the zu nennen pflegt. Wer kann nun dafür, wenn ihm bei solchen dreisylbigen Goethe das griechische γοητης sich aufdringt?

Goethischen Romans an zu steigen, und stieg, mit wenigen Abwechselungen, immer höher, bis sie endlich an den Wagebalken anstieß und dort wie an einem künstlichen Magnet hängen blieb. — Dafür habe ich hingegen den ersten Theil seiner sogenannten Biographie mit großem Vergnügen gelesen, weil ich den Schlüssel zu aller seiner positiven und negativen Individualität darin zu finden glaubte. Doch davon ein andermal; denn ich kann kein neues Blatt anlegen u. s. w.

Den 7. Mai 1812: Dieser Gedanke (Wieland sprach zuvor über die Euthanasie von Böttiger's alter frommer Mutter, Worte, die schon in der biographischen Skizze Böttiger's S. 64 und Zeitgenossen XLIII—XLIV S. 49 mitgetheilt sind) — erinnert mich mit dem schmerzlichsten Gefühle an die zweite Nachricht, die Sie mir von dem traurigen Rückfall unseres ehrwürdigen Reinhard (des Oberhofpredigers, mit dem Wieland auch besonders über seinen Cicero correspondirte) in seine vorige martervolle Krankheit geben. Wenn denn ja auch sein unersetzlicher Verlust auf den nicht weniger beklagenswerthen und unersetzlichen Verlust unseres Griesbach so bald folgen soll und muß, welch ein hartes und herzempörendes Schicksal, daß ein so vortrefflicher Mann, der, nach menschlicher Weise zu reden, die glücklichste Euthanasie so wohl verdient hätte, durch so schreck-

liche körperliche Leiden langsam aus seinem verdienstvollen Leben hinausgefoltert werden soll! — Ich muß meine Gedanken verstummen heißen und die Feder einige Minuten niederlegen. —

Wie vieles, bester Böttiger, hätte ich, da ich endlich einmal wieder dazu gekommen bin, ein paar von Stunden, die wie Augenblicke mit mir davonfliegen, zu einem Brief an Sie zu erhaschen, wie viel hätte ich zu schreiben, zu antworten, zu fragen u. s. w. Aber unglücklicher Weise, oder vielmehr ganz natürlicher Weise und ohne daß ich mich darüber zu beklagen berechtigt bin, ist es durch langes Leben und eine — von einem Tage zum andern zwar unmerkliche, nach 365 Tagen aber nur gar zu merkliche und beinahe calculable Abnahme meiner körperlichen Kräfte so weit mit mir gekommen, daß ich zu dem, was ich vor 30 Jahren in einer Stunde that, jetzt einen Tag, ja nicht selten — weil die Verhinderungen und Unterbrechungen von außen noch immer ihren Weg fortgehen — mehrere Tage nöthig habe, und also ein immer armseligerer, verdrossenerer und meinen Freunden unnützerer Briefsteller werde. Doch nichts mehr hiervon. Gewiß sagen Sie sich selbst Alles, was zu meiner Rechtfertigung und Entschuldigung gedacht werden kann. —

Für alle zeitherige Mittheilungen meinen wärmsten Dank! Des philologischen Pantokrators Wolf's

excusatio ist so höflich, artig und freundlich gewandt und stylisirt als möglich; daß sie nichts entschuldigt, hat sie mit allen Entschuldigungen gemein; es ist Natur der Sache. — Ob Voß in Heidelberg wol im Ernst mit einer neuen Uebersetzung der Wolken in den Kampfplatz treten wird? — Zum Schluß bitte ich Sie, meinem auf eine furchtbare Art abnehmenden Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, und mir offenherzig zu sagen, ob ich Sie ersucht habe, Wolfen etwas von Dem mitzutheilen, was ich Ihnen wegen seiner Vorrede zu seinen Wolken schrieb? Leben Sie wohl, Lieber, und werden Sie nicht müde Geduld zu haben mit Ihrem von allen Seiten in Verfall gerathenden alten Freund W.

Man hat sich darin gefallen, Wieland den deutschen Voltaire zu nennen, und in den Tagen unmittelbar nach der Schlacht von Jena mag diese Parallele, unter welcher die Franzosen seine literarische Bedeutsamkeit am begreiflichsten finden mochten, nicht ohne Nutzen gewesen sein, wenn er gleich natürlich dagegen sich verwahrte. So erzählt Johannes Falk in einem Briefe 1807 an Böttiger: Am Sonntage aß Wieland mit uns im Erbprinzen. Ein geistreicher Franzose machte ihm das artige Compli-

ment: que Mr. Wieland étoit comme le Voltaire allemand, dem aber W. mit der artigen Wendung auswich: que pour être si insolent comme Mr. Voltaire, il faut au moins quatre cent mille livres de rente!“

IV.

Bericht

des

Cornelius Ettenius,

kaiserlichen Notars und Schreibers beim apostolischen Archiv,

über die Reise des Legaten Vorstius,

Bischofs von Aix,

um dem römischen Könige und den deutschen Fürsten die allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua anzusagen. 1536 — 1537.

Aus der Handschrift herausgegeben

von

W. A. Arendt.

Unter den Handschriften der löwener Universitätsbibliothek befindet sich ein 76 Quartblätter haltender Band, der folgenden Titel trägt: Legatio Reverendissimi ac Illustrissimi Domini, D. Petri Vorstii, Episcopi Aquensis, Belgae, Nuncii Apostolici, a Paulo III. P. M. missi in Germaniam, ad Reg. Rom. Ferdinandum, ad Principes Germaniae, tum Ecclesiasticos tum Seculares, etiam Protestantes, in Belgium vero ad Sereniss. Caroli V Sororem, Mariam, Hungariae Reginam, totius Belgii Gubernatricem, item ad Episcopos Belgii et Ducem Geldriae ut intimaret Concilium Generale, convocatum Mantuae, proxima 23 Maji 1537 celebrandum. Ubi et referuntur ea quae ipsi in hac legatione acciderunt, praesertim Smalcaldiae, quo Principes omnes Protestantes una cum Joanne Duce Saxoniae convenerunt. — Manuscriptum Authenticum, cum brevi Encomio Petri Vorstii et materiarum indice.

Dieser Titel scheint jedoch erst später hinzugefügt zu sein; die ursprüngliche Aufschrift findet sich auf dem zweiten Blatte des Manuscripts in folgenden Worten: Liber Itineris et successuum ejusdem, facti per Reverendissimum in Christo patrem ac Dominum, Dominum Petrum Vorstium, Episcopum Aquensem ac Comitem, unius ex Sacri Palatii Apostolici causarum auditoribus locum tenentem; cum esset in legatione sua ad Germaniam, ad intimandum Generale concilium in civitate Mantuae celebrandum et ad diem XXIII mensis Maji, anni 1537 inchoandum. Incipit a Vienna Austriae, die Sexta Novembris 1536. Auctore Dno. Cornelio Ettenio, Scriptore Archivii Apostolici, ejusd. Reverendiss. Domini Petri Vorstii secretario. Die Handschrift ist vollständig und sehr gut erhalten, überall vollkommen leserlich, doch ohne zu große orthographische und sprachliche Genauigkeit abgefaßt. Die Schreibung der Orts- und Personennamen scheint besonders vernachlässigt, eine spätere Hand hat dieselben an vielen Orten corrigirt. Am Ende des Manuscripts befindet sich eine von dem Kanonicus und Protonotarius Carolus Major ausgestellte Bescheinigung über die Authenticität desselben.

Es ist bekannt, daß Papst Paul III das allgemeine Concilium, welches die streitenden Kirchenparteien seit längerer Zeit schon verlangt hatten, durch

eine Bulle vom 2. Juni 1536 auf den Monat Mai des folgenden Jahres nach Mantua ausgeschrieben hatte. Mehre hohe Würdenträger der Kirche wurden beauftragt, dies Ausschreiben den verschiedenen Fürsten der Christenheit bekannt zu machen und ihnen die Ansagungsbulle einzuhändigen. Für den römischen König Ferdinand und die deutschen katholischen so-wol wie protestantischen Fürsten wählte der Papst den Prälaten Petrus Vorstius, Bischof von Aqui (Aix) in Savoyen, einen geborenen Antwerpener, ernannte ihn zu seinem Legaten und gab ihm ein ganz aus Niederländern und Deutschen bestehendes Gesandtschaftspersonale bei, weil er die Gesandtschaft selbst so den deutschen Fürsten angenehmer zu machen hoffte. Außer dem zwischen dem Legaten und den zu Schmalkalden versammelten protestantischen Fürsten Vorgefallenen und einigen kürzeren Andeutungen bei Pallavicin, Raynaldus und Sleidan ist über den Verlauf und den Erfolg dieser Gesandtschaft, die grade in die für die Geschichte der religiösen Bewegungen des 16. Jahrhunderts interessanteste Zeit fällt, soviel wir wissen, nichts bekannt geworden. Die Auffindung eines Manuscripts, in welchem der Secretair des Legaten, Cornelius Ettenius, der ihn überall begleitete, genaue Rechenschaft von dem ganzen Hergange der Gesandtschaft und in einer Art von Tagebuch eine vollständige Geschichte derselben gibt, erscheint daher in mehr

als einer Beziehung interessant, und die Veröffentlichung des hauptsächlichsten Inhalts jenes Berichtes um so mehr gerechtfertigt, als neben dem auf den Zweck der Mission Bezüglichen noch eine Menge der mannichfaltigsten Notizen, über den äußern und innern Zustand der deutschen Länder und Städte zu jener Zeit und über die merkwürdigsten und hervorragendsten Personen, die damals auf dem Schauplatz des politischen und kirchlichen Streites sich bewegten, darin enthalten sind.

Um den Erfolg dieser wichtigen Gesandtschaft so viel als möglich zu sichern, wurden dem Bischofe von Aix die ausführlichsten Instructionen mitgegeben, von denen Pallavicin und Raynaldus, nach den von ihnen benutzten Originalen, Auszüge gegeben haben. Die genaue Befolgung dieser Instructionen erklärt die sonderbare Form der Abfassung des Tagebuchs der Mission. Dem Legaten war nämlich aufgegeben worden, von dem Könige und den deutschen Fürsten ein öffentliches Zeugniß darüber zu verlangen, daß das Concil ihnen angesagt sei, oder sie wenigstens zu bestimmen, dem Papste über den Empfang der Bulle eine Anzeige zu machen, und außerdem das bei der Intimation selbst Vorgefallene, die gegenseitigen Auseinandersetzungen, genau zu constatiren. Zu diesem Behufe solle der Legat in seinem Gefolge beständig die nothwendigen Personen führen, um rechtsgültige

Protokolle aufnehmen und von Zeugen bestätigen lassen zu können. Der Verfasser nun dieses Berichtes, Cornelius Ettenius, einer der Schreiber des apostolischen Archivs, wurde von dem Legaten zu diesem Geschäfte bestimmt, und deshalb findet sich in seinem Tagebuche zuerst immer die officielle, dem Protokolle entlehnte Darstellung Dessen, was bei der Uebergabe der Ansagungsbulle an die verschiedenen geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands vorgegangen war, und dann erst die Bemerkungen des Schreibers über Land und Leute, Sitten und Gebräuche, und was sonst seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte.

Es wäre ebenso langweilig wie ohne Nutzen, den Bericht des Ettenius Wort für Wort wiederzugeben, denn neben den wichtigsten und interessantesten Notizen enthält derselbe zugleich auch eine Menge der weitläufigsten und unbedeutendsten Details über durchaus indifferente Dinge, und das Streben, möglichst genau und ausführlich zu sein, läßt den Verfasser in Wiederholungen verfallen, die für den Leser höchst ermüdend werden. Wir ziehen deshalb vor, das für Geschichte und Charakteristik jener Zeit Wichtige in einem gedrängten Auszuge des Ganzen zusammenzustellen, dem wir einige Notizen über den sonst wenig bekannten Legaten vorangehen lassen.

Petrus Vorstius, Bischof von Aqui, wurde gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu Antwerpen in

einer angesehenen und berühmten Familie geboren. Sein Vater Joannes van der Vorst war einer der Schöffen der Stadt Antwerpen und in Folge vieler dem Könige und der Stadt geleisteten Dienste hoch angesehen. Im Jahre 1504 gelangte er zu der bedeutenden Würde eines obersten Kanzlers von Brabant. Die Mutter war aus dem edeln Geschlechte derer von Thielt. Ihr Sohn Petrus machte seine Studien in den Niederlanden, wurde früh beider Rechte Doctor und ging nach Spanien, zuerst in Staatsdienst, dann aber trat er in den geistlichen Stand und wurde, vielfach und von den höchsten Personen empfohlen, bald Bischof in partibus. Er ging nun nach Rom und bekleidete dort am päpstlichen Hofe mehre wichtige Aemter, die ihn in die unmittelbare Umgebung des Papstes brachten und ihm Kenntniß der wichtigsten Angelegenheiten, die damals in Rom verhandelt wurden, verschafften. Karl V hatte ihn schon früh gekannt und ihn mit der oft bei dem Kaiser bemerkten Vorliebe für die Niederländer ausgezeichnet; auf sein Verlangen wurde Vorstius von Clemens VII den Auditoren des päpstlichen Palastes beigesellt, die mit den deutschen Angelegenheiten beauftragt waren. Von Paulus III wurde ihm im Jahre 1534 das Bisthum von Aqui in Savoyen gegeben, und er bald darauf mit der Sendung beauftragt, deren Bericht hier folgt. Nach

der Vollendung derselben blieb er in den Niederlanden, wo er zahlreiche Präbenden besaß, und scheint sich von den Geschäften zurückgezogen zu haben. Er starb im Jahre 1549.

Am 6. November 1536 ist mein hochwürdigster Herr, Petrus Vorstius, Bischof von Aqui und apostolischer Nuncius bei dem römischen Könige und den deutschen Fürsten, in Wien angekommen und hat daselbst bei einem Notarius des kaiserlichen Rathes, Namens Straßer, in einem schönen Hause, bei dem Thore, das nach der Neustadt führt, gewohnt.

Am folgenden Tage, einem Dienstag, besuchte ihn der hochwürdige Bischof von Wien, Dr. Johannes Faber, der ein Mann von hohem Wuchse und großer Gelehrsamkeit ist, wohl beredt dabei und einfachen Wesens, wie ein gemeiner Priester einhergehend. Er kam zu Pferde von vier Dienern begleitet, die des Königs Abzeichen trugen, dessen Rath und Beichtvater er ist. Er lud meinen Herrn auf den folgenden Tag zum Essen bei sich ein mit dem venetianischen Gesandten. An demselben Tage kam der Cardinal von Trident nach Wien die Donau herab und wohnte bei dem Bischof von Wien in dessen Palast.

Am Freitag den 10. November ritt mein Herr in die Burg, um den König zu begrüßen. Er fand ihn im Rath, zu dem er zugelassen wurde. Nachdem er eine kurze Anrede gehalten und vernommen, daß der König ihn am folgenden Tage empfangen würde, kehrte er nach Hause zurück. Am Sonnabend nun, um die siebente Stunde, ritt mein Herr dem Cardinal von Trident entgegen, der sich zum Könige begab. Nachdem sie mit der Majestät eine Zeit lang in dem vorderen Saale geredet hatten, gingen sie in die Kammer der Rathsversammlung, wo für meinen Herrn, dem Könige gegenüber, ein Sessel bereitet war, der Cardinal aber saß auf einer Bank zur Linken des Königs. Darauf hat mein Herr sich verbeugt und eine Rede gehalten, um das allgemeine Concil anzusagen, an deren Ende er dem Könige auch ein authentisches Exemplar der Intimationsbulle eingehändigt. Dann ist der Cardinal von Trident aufgestanden und hat, weil er des Königs Kanzler ist, die Bulle von demselben in Empfang genommen, und nachdem er mit dem Könige ein Weniges berathen, in jenes Namen geantwortet: daß Se. Majestät wohl verstanden habe, was der Legat im Namen des h. Vaters gesagt, und dafür seinen Dank bezeuge. Weil dies aber eine schwierige Angelegenheit sei und von großer Wichtigkeit, so wolle Se. Majestät sich darüber bedenken und reiflich zu

Rathe gehen. Wenn das geschehen, so solle es dem Legaten angezeigt und ihm eine Antwort gegeben werden. Als dies gesprochen war, hat sich der König erhoben. Es waren aber dabei Viele von Adel und Räthe des Königs zugegen; von unserer Seite befanden sich dort: Herr Jodokus Hutfelter von Lübeck, Propst, Herr Jakobus, der Bruder meines hochwürdigsten Herrn, Herr Philippus Klerikus, ich, Cornelius Ettenius, und verschiedene Andere. Nachdem der König aufgestanden war, ging er zur Messe, die er mit der Königin vom Chore aus hörte, der Cardinal aber und mein Herr blieben im unteren Auditorium. Die Messe wurde in der Kapelle des Palastes feierlich gehalten, mit figurirtem Gesang. Mein Herr sagte, daß er nie etwas Süßeres gehört und daß des Papstes und des Kaisers Kapelle weit dahinter zurückständen. Als die Messe zu Ende war, ging der König mit der Königin, dem Cardinal und meinem Herrn zum Imbiß in die Gemächer der Königin, wo viele und schöne Hoffräulein der Majestät umherstanden. Nachdem der Imbiß genommen und die Unterhaltung bei Tafel ein Weniges gewährt hatte, beurlaubte sich der König bei der Königin und führte den Cardinal und meinen Herren in den vorderen Saal, wo er stehend und in unsrer Gegenwart auf das angenehmste mit ihnen auf lateinisch zu discuriren begann. Sie sprachen zuerst von den

Winden und Stürmen, dann von den Wäldern und Forsten und wie man die Hölzer nach einander fällen müsse, und zuletzt von der Jagd und der Natur der Thiere. Der König sagte, daß unter den Vögeln die Krähen allein durch das Schnäbeln empfingen, und daß es gewisse Bäume gäbe, die auch die Unterscheidung des männlichen und weiblichen Geschlechts hätten, die Palmen nämlich und der Pistazienbaum, der Nüsse trägt gleich den Haselnüssen. Denn wenn nicht in der Nachbarschaft und im Angesicht der weiblichen Bäume ein männlicher sich befinde, so seien die weiblichen unfruchtbar, ein männlicher Baum aber reiche hin für 30 und mehr weibliche, die männlichen selbst trügen nie. Nachdem sie solches und Aehnliches Vieles gesprochen, ging der König mit dem Cardinal in den Saal der Rathsversammlung, mein Herr aber nach Hause.

Des folgenden Tages, einem Sonntag, bewirthete mein Herr bei sich mit einem kostbaren Mahle den Herrn von Rochendorf, des Königs Marschall, den Grafen von Nagarolle, den spanischen Kämmerer Gusman und den Neffen des Cardinals vom h. Kreuz, die alle der K. Majestät besondere Günstlinge waren. Am Abend schrieb mein Herr an den Papst und an den Erzbischof von Brundusium und den Secretair Ambrosius, und da wir unsere Briefe noch hinzuthaten, so wurde es ein gar großes Packet, das ich

selbst zum Postmeister trug, weil der venezianische Gesandte, der es mit dem seinigen zu senden versprochen, nicht Wort hielt. An demselben Tage hat auch der Bischof von Wien meinen Herrn besucht, und nachdem sie sich lange mit einander unterredet, hat mein Herr mich gerufen und in Gegenwart des Propstes Jodokus Hutfelder von Lübeck und des Herrn Cornelius von Hamstede, dem Bischofe die Ansagungsbulle des allgemeinen Concils und ein Exemplar des zu Rom gemachten öffentlichen Anschlages eingehändigt. Der Bischof hat meinem Herrn darauf eine Schrift gegeben, worin er bezeugt, daß ihm das Concil verkündigt sei und er Alles, was in seinen Kräften sei, thun wolle, damit diese Angelegenheit trefflich von Statten gehe. An demselben Tage habe ich auch 2 Gulden empfangen für ein Inhibitionsinstrument und 1 Gulden für eine Commission zu einem Zeugenverhör.

Am Montag den 13. November ritt mein Herr mit dem König auf die wilde Schweinsjagd; es wurde ein Eber erlegt, den der König mit eigener Hand tödtete. Der König sagte meinem Herrn, daß er ihm am nächsten Mittwoch eine Antwort auf die Intimation des Concils geben wolle. Deshalb ritt mein Herr früh am Morgen jenes Tages zum Cardinal von Trident. Beide begaben sich zu dem Könige und nachdem sie einige Zeit im Vor-

saal mit ihm verweilt, gingen sie in den Saal der Rathsversammlung, wo das Concilium war angesagt worden. Als nun der König, der Cardinal und mein Herr niedergesessen und viele vom Adel und Herren vom Rath umherstanden, erhob sich der Cardinal und wiederholte mit mehreren Worten die Intimation des Concils, lobte ein so heiliges Werk, sagte dem Papste Dank und nahm als ein gehorsamer Sohn die Einladung an, versprechend, daß er nach Kräften sich bemühen werde, das Begonnene zu einem erwünschten Ende zu befördern, auch daß er persönlich zugegen sein wolle, wenn keine billigen Hindernisse eintreten würden. Als der Cardinal dies gesprochen, nahm der König sein Baret ab und neigte sein Haupt zum Zeichen der Bestätigung. Darauf standen sie auf und wir wurden entlassen. Der Herr von Rochendorf mit dem Marschall und dem Kämmerer führten meinen Herrn zum Imbiß, wo noch zugegen waren der ungarische Ambassador und der Kanzler von Böhmen, der ein wohlberedter Mann war, viele Scherze machend und hart über die römischen Höflinge schmählend.

Am Samstag den 18. kam der Bischof von Wien zu meinem Herrn, und nachdem sie Verschiedenes gesprochen, erzählte er ihm, Erasmus habe in seinen Schriften Vieles verbessern wollen, wenn er am Leben geblieben wäre, und den Froben habe er ge-

rathen, nichts von seinen Büchern vor dem Concile wiederaufzulegen, da Vieles darin geändert werden müsse.

Am Sonntag den 19. ist mein Herr zum König geritten, um von ihm Urlaub zu nehmen, wie ihm Abends zuvor war angezeigt worden. Wir fanden die Majestät auf der Burgmauer, einer Predigt zuhörend, die auf einem benachbarten Kirchhofe gehalten wurde. Als die Predigt zu Ende war, ist mein Herr mit dem Könige lange auf und niedergegangen und haben sie Vieles mit einander gesprochen. Als der König darauf in den Vorsaal zurückgegangen, hat er den Herrn Jakobus, den Bruder meines Herrn, zum Eques auratus erhoben und ihn dreimal mit dem Schwerte berührt, ihm auch eine goldne Kette gegeben, hundert Dukaten an Werth und von gar künstlicher Arbeit. Dann haben wir Alle der königlichen Majestät die Hände geküßt und sind hinweggegangen. Mich und einige Andere führte ein Bekannter, den ich in der Burg hatte, in des Königs Gemächer, um ein Uhrwerk zu sehen, das kostbar und künstlich gemacht war, von der Größe eines Mannes, viereckiger Form, mit Silber ausgelegt und umher die zwölf Himmelszeichen und den Lauf der Gestirne zeigend. Dies schöne Stück war dem römischen Könige von der Stadt Nüremberg gegeben worden. Zuerst hatte es der Cardinal Cam-

pegius für den Papst Leo machen lassen, und dann war es dem Clemens bestimmt. Als dieser aber gestorben, ohne daß das Kunstwerk bezahlt war, da hat es die Stadt Nüremberg gekauft und hat außer dem Silberwerth noch 1800 Gulden gegeben. Nachdem mein Herr mit dem Cardinal von Trident gespeiset, sind wir nach dem wiener Zeughaus geritten, was vielerlei Waffen und Kriegswagen enthält. Von da sind wir nach einem großen Garten geritten, um den Vogel Strauß zu sehen. Der Vogel Strauß ist ein gar wunderbares Thier, Schenkel hat er und Füße wie ein Kalb, und lang gleich denen eines Mannes, mit seinem Halse aber reicht er weit über Mannes Größe hinaus; sein Hals ist eins mit seinem Kopfe, der dem einer Gans gleich sieht. Er ist bewaffnet an den Füßen mit Hörnern, dazu ist er wild und streitsüchtig und verfolgt gar scharf die Hunde; gewöhnlich frißt er Hafer und anderes Getreide, zuweilen aber auch Leder, Steine oder Eisen; ist er krank, so verschlingt er als Arznei einen Stahl, den er zu verdauen 24 Stunden braucht, so groß ist die Hitze seines Magens. Nichts destoweniger aber ist er frostig und leidet, wenn es kalt wird, deshalb haben sie ihm in seinen Käfig einen Ofen gesetzt. Dann ritten wir in das Labyrinth, was ein gar merkwürdiger und vergnüglicher Ort ist, wo sie den Ball treiben und nach Scheiben schießen. An

demselben Tage hat mein Herr an den Papst und einige Cardinäle nach Rom geschrieben, und habe ich die Briefe mit einem Packet nach Flandern, einem nach Utrecht und einem nach Bologna, alle zu dem Herrn Antonius von Taxis, dem Postmeister getragen. Zugleich hat mein Herr auch von seinen Brüdern verlangt, daß sie ihm 100 Goldgulden verabfolgen möchten, den Gulden zu 16 Batzen und 28 Stübern, und hat dem Dekan darüber zwei Wechselbriefe gegeben.

Am Montag, den 20., habe ich von dem Cardinale von Trident Empfehlungsschreiben für die Propsteien geholt, die wir auf der Reise besuchen würden, und sind wir spät am Tage zu Pferd gestiegen und aus Wien geritten, auch mit einbrechender Nacht nach Neuburg gekommen. Neuburg ist ein wohlbefestigt Städtlein und hat ein großes Kloster der Augustiner Domherren, mit Propst und Dechant. Das Kloster liegt an einem hohen Ort und ist sehr fest und prächtig gebaut von dem h. Leopold, Markgrafen von Oestreich, der hier auch mit Frau und Kind begraben liegt. Sie sagten uns in Neuburg, daß der Türk vor dem Städtlein gelegen und mit einer Kriegslist vertrieben sei. Alle Einwohner nämlich, Männer und Frauen und die Leute jeglichen Alters und jeglichen Standes, haben Waffenhemden über die Kleider gezogen und sich keck

auf die Mauer gestellt; da habe der Türk geglaubt, es seien eitel bewaffnete Knechte, und sei von dem Orte weggezogen.

Darauf sind wir am andern Tage weiter gezogen, gegen Linz zu und haben in den Klöstern und Abteien übernachtet, die am Wege liegen. Am 25sten sind wir auch zu Linz angekommen. Das ist eine feine und feste Stadt, auf einem hohen Orte gelegen. Unten fließt der Inn, über den eine Brücke führt, auf der der Türke gelegen. Da scheidet sich auch Oberöstreich von Niederöstreich. Von Linz haben wir den Weg nach Salzburg genommen, und sind unterwegs nach Herzengelzelt gekommen, wo ein Kloster der Cisterzienser ist. Ehe wir dort ankamen, hat mein Herr zwei aus seinem Gefolge vorangeschickt, um uns Quartier auf die Nacht zu bestellen. Als die zurückkamen, waren sie verdrießlichen Muthes und brachten schlechte Nachrichten, das Kloster sei arm und habe aus seiner Stiftung nur hundert Gulden Einkünfte. Darauf hat mein Herr mit uns berathen, ob wir dort hingehen sollten. Da nichts Anderes in der Nähe war, so gingen wir hin. Aber wir fanden grade das Entgegengesetzte von Allem, was wir gefürchtet hatten. Denn obgleich der Abt sagte, daß sein Kloster von den sieben seines Ordens, die es in Oestreich gäbe, das ärmste sei, so hat er uns doch besser aufgenommen und bewirthet als irgend einer

auf dem ganzen Wege. Mein Herr hat ihm, weil er so arm sei, zwanzig Batzen gegeben.

Am andern Tage, den 29., schickte mich mein Herr nach Passau voraus, um dem Bischof seine Ankunft anzusagen. Um ein Uhr nach dem Mittag bin ich in Passau angekommen und habe müssen über die Donau zu dem hohen und festen Schlosse, wo der Bischof sich befand, hinaufgehen. Als ich meine Briefe dem Kanzler übergeben, kam derselbe zwei oder drei Mal zu mir und fragte mich nach den Würden und Titeln und den Geschäften meines Herrn. Dann kam des Bischofs Dechant mit einem Herbergewirth und sagte mir, daß mein Herr und wir bei demselben gut logirt sein würden. Als mein Herr spät Abends, denn er hatte sich auf dem Wege verirrt, ankam, wurden wir auch trefflich aufgenommen und bewirthet und der Bischof von Passau trug die ganze Zeche. Am andern Tage, wo das Fest des heiligen Andreas gefeiert wurde, kam des Bischofs Dechant, ein gar gelehrter Mann, der ein Buch von der Erziehung der Hunde aus dem Griechischen übersetzt hatte, und führte meinen Herrn in die Kirche, wo die Kanoniker ihm nach der Messe ein Ehrengeschenk von drittehalb Batzen gaben und der Bischof ihn begrüßte, dem er des Papstes Breve zur Berufung des allgemeinen Concils übergab. Weil wir den Tag nicht weiter reisen konnten, denn die Pferde

mußten wegen des Eises geschärft werden, und weil es ein Festtag war, wollten sie es nicht thun, so nahm mein Herr des Bischofs Einladung an und wurde gar prächtig bewirthet. Der Bischof von Passau ist ein mittlerer Mann, eher klein als groß, mit vollem Gesicht aber schweigsam und bescheiden, und nur zuweilen lächelnd. Er hat meinem Herrn eine Landkarte von Deutschland gegeben, die uns wol gute Dienste geleistet.

Am Montag, den 4. Decbr., sandte mich mein Herr mit noch einem aus dem Gefolge voraus zum Cardinal von Salzburg. Als wir ankamen, kam er grade von seinem Schlosse herunter und empfing uns freundlich und hieß uns in den Förster gehen, das die beste Herberge in der Stadt ist, bis er uns seine Befehle schicken würde. Darauf kam sein Secretair in die Herberge und fragte, wieviel Leute mein Herr im Gefolge habe, und sonst noch mancherlei. Als dann mein Herr selbst kam, hat ihm der Cardinal zwei Räthe gesandt, die ihn bewillkommnet haben, und ihm sagten, der Cardinal würde ihm an dem Morgen nach dem Frühstück Audienz geben. Vor der Audienz ist noch sein Secretair zu mir gekommen und hat mich gefragt, ob mein Herr zu Fuß oder zu Pferd einzuziehen gedenke, und als ich ihm geantwortet, zu Pferde, da sind des Cardinals Haushofmeister und ein andrer Secretair mit dem Maul-

thier des Cardinals gekommen, das gar schön aufgezäumt war und eine sammtne Decke trug, und hat mein Herr darauf seinen Einzug halten müssen. Der Cardinal ist ihm bis an das Thor seines Palastes entgegengekommen und nachdem sie sich Beide verbeugt, sind wir ihm vorgestellt worden und haben ihm die Hände geküßt. Er sagte zu meinem Herrn: Ihr habt wahrlich ein schön Gefolge, das muß den Weiblein wohlgefallen. Mein Herr erwiderte: sie sind alle aus Niederdeutschland. Wir wurden in einen großen Saal geführt, wo mein Herr seinen Auftrag erfüllte und dem Cardinal, als dem geistlichen Haupte von Baiern, das allgemeine Concil zu Mantua zu halten, ansagte. Der Cardinal übergab das Breve seinen Räthen und bat meinen Herrn, acht Tage bei ihm zu bleiben. Als dieser aber abschlug, die Länge des noch zu machenden Weges vorschützend, lud er ihn ein, wenigstens am andern Tage sein Schloß zu besehen, sich entschuldigend, wenn er ihn nicht begleite, da er unwohl sei.

Am andern Morgen kam des Cardinals Secretair, um uns auf das Schloß zu führen. Das Schloß liegt hoch und der Aufgang, obgleich mehrfachen Windungen folgend, ist sehr steil, doch kann man bis oben zu Pferd hinaufreiten. Es hat viele Thore, von denen mehrere von Eisen; vor den beiden äußersten sind zwei Brunnen mit Wasser, das aus dem

Felsen kommt, worauf das Schloß liegt. Die Hauptgebäude liegen nach dem Morgen zu, gegen Mittag ist ein jäher Abhang, der zu einem schön gelegenen Thale führt, das bis zu den benachbarten, beinahe immer in Schnee glänzenden Alpen sich erstreckt. Gegen Mitternacht und Abend stößt ein anderer Hügel an den Schloßberg, von dem aus die Bauern vor zwölf Jahren das Schloß belagerten, während sie die Stadt besetzt hielten. Der Cardinal war mit 140 Mann im Schloß, die Besatzung widerstand der Wuth der Bauern auf das tapferste; sie verlor während der Belagerung nur einen Mann. Die Bauern mühten sich besonders, einen Thurm zu brechen, der bei dem Hauptbrunnen steht, aus dem die Besatzung ihr Wasser schöpfte. Wir sahen die Befestigungen, die sehr stark sind, und die großen Vorrathshäuser, die Weinkeller und sieben Getreidekammern voll Roggen und eine voll Weizen; die Vorrathskammern sind alle aus den größten Quadersteinen erbaut, und das Getreide, das in ihnen aufgeschüttet, wird alle Monat einmal umgekehrt, so soll es sich hundert Jahre bewahren; wir sahen Korn dort, das sich seit 60 Jahren da befindet. Darauf zeigte man uns das Zeughaus, das angefüllt war mit Waffen aller Art. Da war eine neue Art Handgranaten, die blecherne Kapseln enthielten mit kleinen Kugeln gefüllt. Ein Saal war ganz voll von

neuen Geschützen, die eben erst gegossen, darunter waren sehr lange Stücke und andere, die man Mortiere nennt. Die waren gewaltig groß. Dann zeigten sie uns auch Bombarden von Holz, mit sieben oder acht eisernen Ringen umgeben, die hatten die Bauern bei Belagerung des Schlosses gebraucht, aber sie hatten nur drei oder viermal damit schießen können, dann wurden sie unnütz. Nachdem wir noch die Festungswerke gegen Mittag gesehen, führten sie uns in die Gemächer des Schlosses und zuerst in einen großen Saal, mit sechs Säulen aus rothem Marmor; an der Decke waren die Wappen aller Ritter gemalt, die mit dem Cardinal die Belagerung ausgehalten. Die eine von den Säulen war von einer Kugel aus der Bauern Geschütz getroffen. In einem andern Saale, mit schönem alten Bildwerke verziert, haben wir den Imbiß genommen; es waren drei Tafeln gedeckt, auf jeder acht Gerichte und mehr denn zehnerlei Wein. Darunter kretischer Wein und Absynthenwein und Rosinenwein und tunesischer (?) und athenischer Wein und österreichischer, mit denen allen wir einen wackern Kampf bestanden haben.

Am Donnerstage, den 7., nahmen wir von dem Cardinale Abschied. Mein Herr sandte ein Packet Briefe nach Rom an den Papst und mehre Cardinäle, mit einer Kiste aller Bücher, die in Deutschland für und gegen die Lutheraner erschienen waren,

und sagte dem Bischof von Chur, der mit uns in derselben Herberge wohnte, das Concil an. Der Cardinal hatte in der Herberge die Zeche für uns Alle bezahlt, die sich auf 30 Fl. belief, hatte unserm Herrn auch sonst noch Geschenke gemacht. An demselben Tage noch reisten wir von Salzburg fort und gelangten am folgenden nach Ebersberg, von wo mein Herr an den Herzog von Baiern Botschaft schickte, wegen seiner Sendung. Der Herzog antwortete, daß er des Papstes Legaten in seinem Schlosse zu Hohenburg, wo er sich des Jagens wegen aufhielt, empfangen wolle. Am 11. kamen wir in Hohenburg an, und nach genommenem Imbiß gingen wir zum Herzog, den wir mit zwei Grafen und einigen Räthen in einem kleinen Saale fanden. Der Herzog ist ein großer Mann, von langem hageren Gesicht und milden Ansehens. Mein Herr sagte ihm das Concil an, und übergab ihm ein authentisches Exemplar von der Bulle, sowie Briefe von dem Cardinal von Salzburg, worin ein Breve an den bairischen Kreis sich befand. Der Herzog ging darauf mit seinen Räthen bei Seite, und nachdem er die Briefe und die Bulle gelesen, gab er auf deutsch und sehr verständlich redend, Antwort, daß er die Ansage annehme, aber fürchte, daß das Concil keinen Erfolg haben werde, so lange nicht Friede würde zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich, deshalb

möchte er den Papst bitten, daß er daran hauptsächlich und zuvörderst arbeite. Mein Herr erwiderte darauf, daß der h. Vater Alles gethan, auch einen besondern Gesandten geschickt habe, um dies zu bewirken, und daß Hoffnung, wenn nicht des Friedens, doch eines Waffenstillstandes sei; der Herzog fügte dann noch hinzu, daß sein Bruder Ludwig oft den Aufenthalt wechsele und der Legat ihn nur mit Mühe finden würde, es sei daher hinreichend, daß er, der Herzog, die Ansagebulle für ihn in Empfang nehme, worauf ihm dann die Bulle übergeben wurde. Als dies Geschäft beendigt war, wurden wir zur Herzogin geführt; die ist eine Dame von großer Statur und bleichem Gesicht aus der Familie der Markgrafen von Baden. Nach dem bestiegen wir die Pferde und ritten auf München zu in Begleitung des Marschalls und einiger Herren vom Hofe. Wir hatten guten Weg und kamen noch früh in München an, wo wir in der Herberge zur Lilie am Markte logirten.

Am andern Tage verehrte der Rath der Stadt meinem Herrn 16 Krüge, der Herzog aber sandte ihm ein Wildschwein. Wir gingen aus, um die Stadt zu sehen, die gar schön gebaut ist und breite Straßen hat, mit vielen Brunnen und Quellen; sie ist mit einer doppelten Mauer umgeben und einem tiefen Graben; auf jedem Thor steht ein gar fester

Thurm, in Summa ist dies eine so schöne Stadt, wie je einer von uns eine gesehen hatte.

Am Mittwoch, den 13., ritten wir nach Freisingen. Als wir nahe bei der Stadt waren, kamen uns zwei Räthe des Bischofs entgegen, der von unserer Ankunft wußte, die sagten meinem Herrn, daß ihr Bischof krank sei am Podagra und am Stein und zu Bette läge und ihn nicht empfangen könne; daß er sie aber gesandt habe, die Botschaft des Legaten zu empfangen. Mein Herr wollte zuerst den Bischof selbst sprechen, da Jene aber darauf bestanden, daß er ihn nicht sehen könne, so gab er ihnen zuletzt die Ansageschreiben. In Freisingen selbst wurden wir auf des Bischofs Kosten bewirthet.

Von Freisingen sind wir auf Regensburg gezogen. Das ist eine freie Reichsstadt, die aber, gegen den Gebrauch der andern freien Städte, einen Hauptmann von kaiserlicher Majestät empfängt. Wir wohnten in einer Benedictinerabtei, die am Eingange der Stadt liegt; der Prior wollte uns zuerst nicht aufnehmen, als aber der Abt dazu kam, mußte er wol. Mein Herr sagte das Concil einem Vicar des Bischofs an, denn der Bischof selbst kam nicht zur Stadt. Er lebt auf einem Schlosse nicht weit von der Stadt nicht wie ein geistlicher, sondern wie ein weltlicher Fürst, und deshalb, glaube ich, hat er gescheut, mit dem Legaten zusammenzukommen.

Am andern Tage sandte mich mein Herr voraus nach Lengfeld zu dem Pfalzgrafen Philipp. Der Pfalzgraf wohnt auf einem hohen Schlosse, das auf einem steilen Berge liegt und rings von Wald umgeben ist. Seine Leute sagten mir, das sei das wildreichste Land in Baiern, denn ihr Herr könne, wenn er wolle, an einem Tage 300 Wildschweine zusammentreiben, und der Kurfürst habe einmal mit dem Pfalzgrafen in einem Jahre 1040 davon erlegt. Als der Legat ankam, empfing ihn der Pfalzgraf am Eingang des Schlosses mit großer Freundlichkeit. Der Pfalzgraf ist ein junger Mann von hohem Wuchs und feinem Ansehen; doch sah er kränklich aus, er war mit dem Kaiser in Frankreich gewesen und hat dort viel gelitten, die meisten der Seinigen verloren und ist selbst schwer krank geworden. Mein Herr sagte ihm auf lateinisch das Concil an und übergab Bulle und Breve, der Pfalzgraf antwortete auf deutsch, er wolle sehen und mit seinen Räthen berathen und dann weitere Antwort geben, einstweilen nehme er die Aufträge des Legaten an; er sagte dann noch, daß sein Bruder Otto Heinrich zum Könige von Polen gezogen sei, und er statt seiner die Ansagebulle empfangen wolle. Worauf mein Herr sie ihm übergab.

Am Mittwoch, den 20., sandte mein Herr einen von uns mit Botschaft zu dem Pfalzgrafen Friedrich

bei Rhein, und empfing auch des Pfalzgrafen Philipp Antwort, der erklärte, was das Concil beträfe, wolle er thun, wie es einem christlichen Fürsten gezieme. Darauf ritten wir gen Neumarkt, wo der Pfalzgraf Friedrich wohnte. Der empfing meinen Herrn mit vieler Ehrfurcht vor seinem Schlosse und antwortete, als mein Herr ihm das Concil angesagt, ihm auch als Pfalzgrafen bei Rhein und Herzog in Baiern und Haupt des bairischen Kreises ein authentisches Exemplar der Bulle übergeben hatte, durch seinen Kanzler: er nehme Alles an und wolle später, nachdem er mit seinen Räthen berathen, weitere Antwort geben.

Am Tage darauf wurden wir zum Essen bei dem Herzoge geladen und wurden zuerst der Herzogin vorgestellt, die eine sehr junge Dame ist, des Kaisers Nichte, von seiner Schwester, der dänischen Königin; mit der Herzogin waren sieben Hoffräulein, die schönsten Frauen, die ich noch gesehen. Bei Tisch wurde französisch gesprochen und eine gar angenehme Unterhaltung geführt. Nach Tisch gab der Kanzler des Herzogs Antwort auf die Intimation; die Antwort war, wie mein Herr sie erwartet hatte: der Herzog nehme die Ansage an und wolle ihr Folge leisten, auch Alles thun, was in seinen Kräften stände, um ein so heiliges Werk zu fördern. Am Abend haben wir wieder reichlich zur Nacht beim Herzog

gegessen, obgleich es ein Quatember war, denn in Deutschland glauben auch die besten Christen, daß sie schon hinreichend fasten, wenn sie nur Fische essen.

Am 24. December kamen wir nach Eichstädt, wo wir das Weihnachtsfest über blieben. Eichstädt ist ein mittelmäßiger Ort, der in den Bergen liegt, sodaß man ihn nicht eher sieht, als bis man darin ist. Mein Herr wohnte mit Einigen aus seinem Gefolge in des Bischofs Palast, wir Andern blieben in der Herberge zum goldenen Ochsen. Am 26. sagte mein Herr dem Bischofe das Concil an, als Bischof von Eichstädt und Glied des fränkischen Kreises, und foderte ihn auf, in Person auf das Concil zu kommen, sowie auch die Prälaten seines Sprengels und die Fürsten des Kreises dazu zu ermahnen. Der Bischof erwiderte durch seinen Kanzler, daß er für seine Person die Intimation annehme, aber nicht versprechen könne, selbst auf das Concil zu kommen, denn er könne nicht ohne die größte Gefahr sich aus seinem Bisthum entfernen. Was die Fürsten des Kreises beträfe, so wolle er ihnen gern Anzeige geben, wenn ihm das zukäme, was er nicht wisse; die Prälaten wolle er auch davon in Kenntniß setzen und eine Recognition von ihnen verlangen; aber es hätten viele davon ihm schon den Gehorsam aufgekündigt, und er fürchte, daß diese alle Anerkennung weigern würden. Darauf antwortete mein Herr, daß

es hinreiche, constatiren zu lassen, daß die Intimation ihnen gemacht sei. Das Alles wurde mit dem Kanzler verhandelt, denn obgleich der Bischof zugegen war, so nahm er doch nicht selbst Theil daran und sprach nicht ein Wort lateinisch. Er ist aus einer vornehmen Familie (Pappenheim), die des Reichs Vicemarschallsamt hat, und in Abwesenheit des Kurfürsten von Sachsen, dem Kaiser das Schwert vorträgt. Nach dem Essen fuhr mein Herr mit dem Bischof in einem Schlitten auf das Schloß, das auf einem hohen Felsen liegt. Am Abend kam der Doctor Eck von Ingolstadt zu uns, um unserm Herrn seine Ehrfurcht zu bezeugen und ihm seine Dienste anzubieten. Er sagte, daß er das bisher allen Nuntien gethan habe. Auch verehrte er unserm Herrn sein Enchiridion gegen die Lutheraner. Er hatte mit dem Legaten eine lange Unterredung, blieb auch zu Abend bei Tisch bei uns. Doctor Eck ist ein Mann noch bei rüstigen Jahren, wohlbeleibt und freundlichen Antlitzes, von einfachem Wesen und gar nachlässig in seiner Kleidung, aber munter und fröhlich in der Unterhaltung.

Am 28. kamen wir nach Dillingen, wo der Bischof von Augsburg in seinem Schlosse wohnt. Der Bischof empfing uns gar wohl und wir wurden bei ihm logirt, auch trefflich bewirthet, besonders in Wein, wovon zwei aus der Gesandtschaft mehr als genug

tranken und sich dann mit den Schwertern zu Leibe wollten, wo ich sie denn auseinander gebracht habe. Am andern Tage sagte mein Herr dem Bischof von Augsburg, der zugleich Haupt des schwäbischen Kreises ist, das Concil an. Der Bischof empfing Alles mit großer Freundlichkeit, und versprach Alles zu thun, was er nach Eid und Pflicht zu thun schuldig sei, und sich als einen gehorsamen Sohn seiner Heiligkeit und des päpstlichen Stuhls zu bezeigen. Weil mein Herr von Augsburg aus nach Sachsen sich begeben mußte, so übergab er dem Bischofe von Augsburg die Intimationsbulle für das weltliche Haupt des schwäbischen Kreises, den Herzog Ulrich von Würtemberg. Bei allen Verhandlungen war des Bischofs Hofnarr zugegen und machte Alle lachen durch sein Reden und Singen. Nach Tisch zeigte der Bischof uns seine Gemächer, die wohleingerichtet sind, aber doch vorzüglich einen philosophischen und studieneifrigen Mann verrathen. Der Bischof ist bejahrt und schon bei zwanzig Jahr im Amte. Seit mehren Jahren schon aber bleibt er in seinem Schlosse zu Dillingen und geht nicht nach Augsburg, weil in der Stadt die neue Lehre herrscht. Er scheint ein guter Mann zu sein, heiter aber etwas weibisch. Er war dem Erasmus großer Freund, dessen Bild er überall in seinem Schlosse hat.

Am 30. December gingen wir nach Augsburg.

Mein Herr hatte Einen vorausgeschickt, um bei dem Abt von St. Ulrich Quartier zu nehmen, der weigerte es aber ganz und gar, sagend, er sei krank und habe außerdem keine Bequemlichkeit für solche Gäste. Als wir in der Stadt ankamen, mußten wir lange herumziehen und wurden endlich im „Karpfen" auf dem Weinmarkt, nicht weit von der Fugger Haus, logirt. Am andern Tage bekam mein Herr Briefe aus Wien, für die ich dem Postmeister 14 Gulden bezahlen mußte, weil sie mit einer besondern Post geschickt waren; auch holte ich Geld bei dem Herrn Fugger. Mein Herr ließ noch denselben Morgen dem Bürgermeister wissen, er möge ihm Einige aus dem Senat senden, mit denen er sich benehmen könne wegen des Auftrags, den er vom Papste habe. Am ersten Tage des neuen Jahres kamen auch drei Senatoren, zwei ältere und ein jüngerer, ein Doctor, der auf lateinisch verhandelte. Mein Herr übergab ihnen ein Exemplar von der Intimationsbulle und ermahnte sie, ihre Redner auf das Concil zu schicken mit hinreichenden Mandaten. Die Senatoren erwiderten, sie wollten dem Senate darüber berichten und auch am Abend Antwort bringen, oder am andern Morgen, da der ganze Senat, der aus 40 Senatoren bestände, zusammenberufen werden müsse, was nicht so schnell geschehen könne.

Am Nachmittag desselben Tages kam der Herr

Antonius Fugger, der Chef des ganzen Hauses, unsern Herrn zu besuchen. Der Herr Fugger sieht eher einem Italiener ähnlich als einem Deutschen, doch ist er ein freundlicher Mann und noch katholisch und hat sich lange mit dem Legaten unterhalten. Der Rath schickte gegen Abend dreißig Krüge Wein zum Ehrengeschenk, das Capitel der Hauptkirche einen Wagen voll Hafer und ebenfalls mehre Krüge Wein, und der Graf von Ortenburg, genannt Salamanca, lud unsern Herrn auf den andern Tag zum Essen ein. Der Graf war auf Werbung für kaiserliche Majestät in der Stadt und wohnte mit seiner Gemahlin im Palast des Bischofs. Am Dienstag, den 2. Januar 1538, kamen die drei Senatoren, denen mein Herr das Concil angesagt hatte, und brachten die Antwort des Senats, die dahin lautete, daß, weil der Rath eine Gemeinschaft des christlichen Glaubens habe mit dem Herzog von Sachsen und andern Fürsten und Verbündeten, so könne er nichts Bestimmtes antworten, als bis er mit Jenen sich berathen habe; wenn das geschehen sei, wollten sie dem Papste Antwort schicken. Darauf erwiderte mein Herr, sie möchten das wol reiflich überlegen und antworten, wie es der christlichen Republik nützlich sei. Nachher hat uns der Herr Fugger abgeholt und sein Haus gezeigt, das gar groß und prächtig ist und vielerlei Wohnungen enthält. Wir haben auch seine fünf Söhne ge-

sehen und seine Ehefrau, die ein schönes Weib ist, aber aus niederem Stande. Er hat sie, so zu sagen, nackt genommen, denn er hat ihrem Vater ihre Kleider und Alles, was sie hatte, zurückgeschickt. Er zeigte uns auch die Säle und die Gemächer, wo seine Wechsleliere und Schreiber ihre Geschäfte trieben. Da die Post nach Flandern denselben Tag um 3 Uhr abging, so mußten wir früh zurückkehren, um die Briefe zu rüsten.

Von Augsburg zogen wir auf Anspach, zum Markgrafen Georg von Brandenburg. Wir kamen nun durch ein Land, wo Alle lutherisch waren, und wo in den Klöstern der Abt und oft auch Viele aus den Mönchen Weiber genommen hatten. Als unser Herr in Anspach angelangt war und nach dem Schlosse des Markgrafen ritt, kam ihm dieser mit seinem Neffen Albrecht bis an den Fuß der Treppe entgegen und bewillkommnete ihn, auf das beste lateinisch redend. Am Sonnabend darauf, den 6. Januar, kam der Markgraf des Morgens, um meinen Herrn zur Messe abzuholen. Als dieser aber erfuhr, daß die Messe nach dem neuen Brauch sollte gefeiert werden, wollte er zuerst nicht mit dem Markgrafen gehen. Als er aber hörte, daß keine andere Messe nach altem Brauch gelesen würde, und weil sein eigener Kapellan krank unterwegs zurückgeblieben war, so ging er doch in die Kirche. Als wir hineinkamen,

wurde grade gepredigt über die wahre Anbetung, weil in der Messe das Evangelium von der Anbetung der drei Könige gelesen war und deren Fest war (doch arbeiteten Alle an jenem Tage); ein anderer Geistlicher las darauf nach der Predigt die Messe weiter fort, ganz auf deutsch, nur die Musici sangen auf lateinisch, die Prefaz und die Consecration wurden deutsch gesungen.

Nach der Messe sagte mein Herr dem Markgrafen das Concil an und übergab ihm die Breves für die Fürsten des fränkischen Kreises. Der Legat erinnerte den Markgrafen dabei, daß er selbst einst für die Haltung dieses Concils geschrieben, was Jener bestätigte. Der Markgraf, nachdem er die Bulle und die Breves angenommen, erwiderte, es sei dies ein schwierig Geschäft; er wolle überlegen, guter Rath komme über Nacht. Mein Herr entgegnete darauf: Je reifer die Ueberlegung, desto besser würde die Antwort sein, und obgleich er noch einen weiten Weg vor sich habe und wünschen müsse, schnell weiter zu kommen, so wolle er doch, weil es in der That eine schwierige Angelegenheit sei, die das Heil Aller beträfe, gerne warten. Nach dem Essen führte der Markgraf uns zu der Markgräfin, die eine schöne, noch junge Dame ist, mit blondem Haar und feiner weißer Haut; sie ist eine Schwester des Herzogs von Sachsen. Der Markgraf hat zwei Töchter von ihr.

Der Legat setzte sich an die Seite der Markgräfin, und ein Jeder von uns kam zwischen zwei Hoffräulein, die wollten gern tanzen, aber weil es ein Samstag war, so erlaubte unser Herr es nicht.

Am andern Tage hörten wir wieder die Messe nach neuem Brauch, dabei wurde gepredigt darüber, daß die Worte „Blut und Fleisch" in verschiedenem Sinn genommen würden. Nach der Messe ließ der Markgraf durch seinen Kanzler dem Legaten feierlich Bescheid geben über seinen Auftrag. Der Kanzler war bis dahin abwesend gewesen, und Viele vermutheten, er sei unterdessen in Nürnberg gewesen, um mit den Verbündeten zu berathen, was für eine Antwort zu geben sei; er war aber ein wohlredender Mann und aus den Schülern Melanchthon's. In seiner Antwort sagte er Folgendes: Zuerst wünsche er Glück zu einem so wichtigen Vorhaben, besonders wenn es redlich ausgeführt würde und das Concil frei beschickt werden könne mit sicherem Geleit, wie es kaiserliche Majestät versprochen habe auf dem Reichstage zu Augsburg, und wenn der Ort dazu derselbe bliebe, den die Majestät damals versprochen und der in Deutschland sein solle, etwa Köln oder Mainz, und dann, wenn auch die versprochene Form beibehalten würde, daß nämlich auf dem Concil nur über gewisse Artikel verhandelt würde. Ueber die Intimation selbst könne er nichts Bestimmtes antworten,

ehe er nicht mit seinen Verbündeten in der Glaubenssache darüber berathen hätte; wenn das geschehen, so wolle er Antwort entweder dem Legaten oder dem Papste schicken. Zuletzt empfehle er sich, seine Brüder und Neffen dem heil. Vater. Darauf erwiderte mein Herr dem Fürsten: Was die Sicherheit des Kommens beträfe, so würden die Geleitsbriefe nicht fehlen, von Seiten des Kaisers sowol, wie des Papstes und des römischen Königs, das habe ihm der König noch ausdrücklich in Wien gesagt, und ihm Auftrag gegeben, wenn Einer darüber Schwierigkeiten mache, solchen in seinem (des Königs) Namen zu versichern, daß Alle, die zum Concile kommen wollten, dergleichen bekommen würden. Ueber den Ort, so wisse er nicht, was der Kaiser versprochen, Mantua sei aber dazu sehr geeignet und die Deutschen könnten es nicht zurückweisen, denn es liege ihnen nahe, stehe unter dem Reich und nie sei dort eine Controverse über Religionssachen im Schwunge gewesen. Das Concil selbst solle ein Generalconcil sein, zur Abstellung der Misbräuche, wie der Irrthümer sowol und Controversen in der ganzen Christenheit und zur Erhaltung des allgemeinen Friedens. Die Antwort, daß nichts Gewisses gesagt werden könne, ehe der Markgraf mit seinen Bundesgenossen berathen habe, wolle er dem Papste mittheilen, sowie die Empfehlungen besorgen. Nach dem Geschäfte gingen wir

zu Tische, wo der Markgraf wieder vom Concil anfing und fragte, wer dort richten und stimmen würde, worauf mein Herr antwortete, daß die Stände und Würden, die auf den frühern Generalconcilien gestimmt hätten, hier auch wieder stimmen würden. Dann kam er auch einmal auf die Geleitsbriefe zurück und verlangte, daß diese sogleich ausgefertigt werden sollten und der Legat einen besondern Boten deswegen schicken möchte. Unser Herr erwiderte, er wolle, sobald ihm möglich, darüber schreiben. Nach Tische sandte mich mein Herr nach Nürnberg voraus, die Cavaliere aber von der Gesandtschaft gingen mit der Fürstin und den Hoffräulein tanzen. Die Fürstin gab ihnen goldne Ringe und Bänder auf den Hut zu stecken, meinem Herrn aber verehrte der Markgraf einen großen goldenen Becher. Bei Tisch hatte er uns aus einem Becher trinken lassen, wie ich nie einen größeren gesehen, den wir nur in vier und zwanzig Zügen leeren konnten. Ich kam selbigen Abend noch nach dem Kloster Heilbronn, da ein Heilquell ist, dessen Wasser man trinkt und von dem das Kloster den Namen hat. Dort hatten die Mönche auf des Markgrafen Befehl die Kutten abgelegt und feierten die Messe nach dem neuen Brauch. Dort ist auch das Begräbniß der Markgrafen von Brandenburg.

Am 8. Januar gab Markgraf Georg meinem

Herrn das Geleit bis gen Heilbronn, und gab ihm dann neun Trabanten mit, die ihn bis nach Nürnberg führten, wo er am 9. anlangte. Der Rath sandte ihm zwei Ritter entgegen zur Bewillkommnung. Wir logirten in der Herberge zum goldenen Kreuz. Bald nach seiner Ankunft ließ mein Herr den Rath einladen, ihm einige Senatoren zu schicken, denen er seinen Auftrag ausrichten könne. Gleich danach kamen zwei Senatoren, die 32 Krüge Wein und viele Fische dem Legaten verehrten und ihm zugleich sagten, er solle nichts fürchten, denn der Rath ließe gute Wache halten. Und sie schickten in der That auch gleich nachher 6 Hellebardiere in die Herberge, die Wache hielten. Was die Geschäfte beträfe, weswegen der Legat gekommen, so bäte ihn der Rath, zu verziehen, denn alle Senatoren seien heute auf einer großen Hochzeit. Wir sahen auch wirklich, als wir auf dem Rathhause waren, eine große Zahl von Senatoren, alle feierlich und mit Marderpelzwerk gekleidet, in das Rathhaus einziehen mit vielen Frauen und Jungfrauen, die gar kostbar gekleidet waren, und mehr denn funfzig von ihnen trugen nach alter Sitte rothe Kleider; die Braut hatte einen Arm bloß bis an den Ellnbogen, der Arm war ganz mit goldenen Ringen bedeckt. Ich habe in meinem Leben nicht einen solchen Hochzeitsprunk gesehen. Die Senatoren tanzten wie die Andern, und einer von ihnen erzählte

uns, daß es in der Stadt gewisse Geschlechter gäbe, aus denen allein sie gewählt würden, und daß sie nur auf dem Rathhause tanzen dürften, auch daß kaiserliche Majestät der Stadt einen Hauptmann setze, der jetzt der Herzog von Jülich sei. — Am andern Tage früh kamen mehre vom Rath in Deputation, denen unser Herr das Concilium ansagte, und ihnen bemerkte, daß der Papst, obgleich es allgemein verkündet sei, ihnen doch besondere Botschaft davon schicke, weil ihre Stadt wol die erste in Deutschland sei, auch früher auf dem konstanzer Concile treffliche Dienste gegen die Böhmen geleistet hätte und weil sie immer erklärt, sie wolle am meisten das allgemeine Wohl Aller. Dann übergab er ihnen ein authentisches Exemplar der Bulle, was sie sogleich in den Rath trugen, der grade versammelt war. Deswegen brachten sie auch bald wieder die Antwort zurück, daß der Rath dem Papste danke für die gute Meinung, die er von der Stadt Nürnberg habe, daß sie ihm Glück wünschten zu dem Concil, besonders wenn es redlich und nach dem Gesetz gehalten würde; Bestimmtes könnten sie aber nicht eher darüber antworten, als bis sie mit ihren Bundesgenossen darüber Rath gepflogen; dann fügten sie noch hinzu, daß, wenn der Legat und seine Cavaliere der Stadt Zeug- und Rüsthaus zu sehen wünsche, sie den Auftrag hätten, es ihm zu zeigen. Unser Herr nahm es an und wir gingen insgesammt

auf das Zeughaus. Das ist ein großes Gebäude, mit vier Sälen, die ganz voller Waffen und Rüstungen sind. In unserm Leben haben wir nie eine so große Menge von Bombarden gesehen, als dort vorhanden sind. Eine war darunter, aus der sie zwanzig Büchsen mit Kugeln auf einmal schießen konnten, und dann noch einmal zwanzig und noch einmal bis sechzig. Auf dem Hin- und dem Rückwege sahen wir die Stadt, die groß und volkreich und voll von kunstreichen Leuten ist. Der Rath schenkte unserm Herrn zu Ehren Einem, der den Tod wohl verdient hatte, das Leben, auch stattete er unserm Herrn das Geld zurück, das dieser den Hellebardieren, die zur Wache in der Herberge waren, verehrt hatte, es waren aber drei Gulden. Der Wirth aber zum goldenen Kreuz hat gar theuer mit uns gerechnet.

Darauf sind wir am 11. nach Bamberg geritten. Da Thauwetter eingetreten war, so kam uns auf den Wegen eine solche Menge Schnee und Wasser entgegen, daß wir oft bis an die Sättel darin ritten und sind wir nie auf der ganzen Reise in größerer Gefahr gewesen. Als wir im Angesicht von Bamberg waren, kam uns des Bischofs Neffe und vier Kanonici mit Paul Neydecker, des Bischofs Vicar, entgegen, der dem Legaten Glück wünschte über seine Ankunft und zugleich den Bischof entschuldigte, daß er ihn nicht selbst empfinge, denn obgleich seit

13 Jahren mit dem Bisthum bekleidet, habe der Bischof bis jetzt doch noch nicht wegen der Kosten und der Schwierigkeit der Zeiten seinen Introitus in die Stadt gehalten, und deswegen könne er nicht durch dieselbe gehen. Am 15. Januar sagte mein Herr dem Bischofe von Bamberg das Concil an, als Bischof von Bamberg zuerst und dem römischen Stuhle unmittelbar unterworfen, dann als Glied des fränkischen Kreises. Nachdem er mit seinen Räthen sich besprochen, erwiderte der Bischof durch seinen Vicar, Paul Neydecker, daß er die Intimation annehme und dafür Dank sage, daß er auch gern in Person auf das Concil kommen wolle, wenn kein gültiges Hinderniß einträte. Ueberall aber von den Lutherischen umgeben, die ihm schon einen großen Theil seines Gebietes genommen hätten, fürchte er, daß, wenn er sich entferne, sie ihm auch noch das Uebrige nehmen würden. Deswegen ziehe er vor, Bevollmächtigte zu schicken mit hinreichenden Mandaten.

Darauf zogen wir am 16. von Bamberg gegen Würzburg. Der Bischof von Bamberg hatte uns ein Geleit von bewaffneten Reitern mitgegeben, das uns erst verließ, als wir auf würzburgischem Gebiete waren, wo wir Reiter des Bischofs von Würzburg fanden, die uns begleiteten. Wir zogen, den Main zur Linken, durch ein fruchtbares und schönes Land, zur Rechten Hügel habend, die überall mit Wein

bebaut sind. Nicht weit vom Kloster Heisfeld kamen wir an dem Schlosse eines Edlen von Bibra vorbei; als der unsrer ansichtig wurde, lief er mit Dienern, die Becher und Wein trugen, auf uns zu und zwang uns, zu trinken und viel zu trinken, sodaß Viele von uns beschwert von dannen zogen.

Als wir am 19. Würzburg uns näherten, kam der Bischof selbst mit hundert Reitern uns entgegen und führte uns durch die Stadt auf sein Schloß, das auf dem andern Ufer des Mains liegt. Das Schloß ist wie eine kleine Stadt, denn der Bischof hat einen großen Hausstand und Handwerker aller Art, die alle auf dem Schlosse wohnen. Das Schloß ist wohl befestigt und schön gebaut, hat in der Mitte einen hohen Thurm, von dem aus Wache gehalten wird auf das Sorgsamste, bei Nacht sowol wie bei Tage. Bei Nacht rufen sie alle Viertelstunden, und an vier oder fünf verschiedenen Orten werden Hörner und Trompeten geblasen, und zwei Adelige machen die Runde. Des Abends zu guter Zeit werden die Thore geschlossen, und auch bei Tage werden sie geschlossen gehalten, wenn die Besatzung am Essen ist. Alles Hausgesinde speist beisammen und die Kriegsknechte auch, die ersten in einem Saal an zehn Tischen, die andern in einer Halle, wo wol vierzig Tische stehen.

Am 21. machte mein Herr dem Bischofe die An-

sagung des Concils. Nachdem er Einiges mit seinen Räthen gesprochen, antwortete der Bischof selbst, mit zitternder Stimme, denn er war ein alter Mann, daß er die Ansagung mit Dank annehme, aber nicht in Person kommen könne, einmal, weil er zu alt sei, dann aber auch, weil sein ganzes Bisthum von Lutherischen umgeben sei, die in seiner Abwesenheit nicht unterlassen würden, etwas gegen ihn zu unternehmen. Denselben Tag kam ein Gesandter des römischen Königs an, um Subsidien zu fodern gegen die Türken. Mein Herr aber, ehe er von Würzburg ging, sandte, um desto schneller durch Sachsen zu reisen, sein hauptsächlichstes Gepäck sowie einen Theil von seinem Gefolge nach Köln voraus und behielt nur, was und wen er nothwendig brauchte, bei sich. Auch schickte er von hier aus an den Papst eine Liste von allen den Fürsten, die nach Schmalkalden zusammenkommen sollten. Am 24. zogen wir endlich aus Würzburg; der Bischof gab uns eine weite Strecke das Geleit und ließ bewaffnete Reiter bei uns, bis wir in das Sächsische kamen, wo wir zwei Führer fanden, die der Herzog uns entgegengesandt und die auch in den Herbergen nach seinem Befehl für uns bezahlten.

Als wir gegen Weimar gekommen waren, hielten wir in einem Orte, wo die Straßen nach Erfurt und Weimar sich scheiden, an, ein Theil von uns

ritt auf Erfurt, unser Herr mit den Andern auf Weimar, weil er vernommen, daß der Herzog sich dort aufhielte. In Weimar logirten wir in der Herberge zum burgundischen Kreuze; der Wirth war aus Leipzig, hatte aber, weil er Luther anhing, auswandern müssen. Am 30. kam der Kanzler, der nach Erfurt gegangen, von dort zurück und brachte die Botschaft, daß der Kurfürst Johann Friedrich an demselben Tage von Torgau abgereist und auf dem Wege nach Schmalkalden sei. Darauf beschloß nun unser Herr, in Weimar zu bleiben und zu warten, einmal, weil er nicht wußte, auf welchem Wege der Kurfürst kommen würde, und dann, weil er selbst kränklich war und der Pflege bedurfte. Deswegen schrieb er dem Kurfürsten, daß er in Weimar bliebe, und bat ihn, ihm zu sagen, wohin er von dort aus kommen solle, um ihn, den Kurfürsten, zu sehen. Mit diesen Briefen sandte unser Herr mich und noch Einen aus dem Gefolge zum Kurfürsten. Am Freitage, den 2. Februar, kamen wir nach Altenburg, wo wir den Kurfürsten trafen. Ich übergab sogleich meine Briefe dem Marschall, erhielt aber erst den folgenden Tag in Eisenberg Antwort, mit der ich mich ohne Verzug gen Weimar zu meinem Herrn aufmachte. Der Kurfürst kam an demselben Tage, den 3. Februar, nach Jena, wo er blieb. Mit ihm waren Luther, Melanchthon und Pomeranus gekom-

men, die die drei Räder sind am Wagen der Lutheraner, das vierte Rad, Justus Jonas, fehlte. Am 4. Februar, der ein Sonntag war, predigte Luther im Schlosse und Viele von der Gesandtschaft gingen hin, ihn zu hören. Sein Text war: „es ging ein Säemann aus, zu säen", und die ihn gehört, versicherten, er habe vieles Heftige und Verwegene gesagt und den Aufstand gepredigt. So sagte er unter Anderm: „Wir könnten thun, wie Jene (die Katholischen) thun, die unsere Brüder verbrennen; es ist aber besser, daß wir es nicht thun, kann aber doch dahin kommen," und dann: „Die Fürsten weisen jetzt auf den Fürstentag nach Schmalkalden, um was Gutes auszurichten, ich fürchte aber, daß auch der Teufel seinen Gesandten hinschickt. Wenn Einem meine Worte wehe thun und er sich getroffen fühlt, so kann ich nicht dafür, und beweist das nur, daß er kein rein Gewissen hat, denn wenn ich einen Prügel unter eine Meute Hunde werfe, so heult nur der Hund, der getroffen ist" und so Mehres. Melanchthon und Pomeranus waren bei der Predigt zugegen, und die Leute sagten, Jene wären immer dabei, wenn Luther lehre oder predige, aber er docirt jetzt selten und predigt zumeist.

An demselben Tage (den 4. Febr.) schickte mein Herr seinen Kanzler zum Kurfürsten, um zu sehen, wann es dem Herrn genehm wäre, ihm Audienz zu

geben. Nach Tisch kam der Kanzler zurück und mit ihm der weimarische Stadthauptmann und ein Rath des Kurfürsten; die Beiden brachten die Antwort, daß, was das Gesuch des Legaten beträfe, seinen Auftrag bei dem Kurfürsten anzubringen, so hätte er ja schon aus des Kurfürsten Briefen ersehen können, daß wegen verschiedener und wichtiger Geschäfte mit dem Herzoge von Pommern und dem Abgesandten der Stadt Augsburg der Kurfürst ihn jetzt zu empfangen keine Zeit habe, außerdem könne er, der Kurfürst, ihm keine Antwort geben, ehe er nicht mit seinen Bundesgenossen sich berathen habe, was auf dem Tage zu Schmalkalden geschehen solle. Der Kurfürst wünsche, daß der Legat sich dorthin begeben möge, er wolle ihm dort jeden Dienst leisten, der mit dem Ruhm des Evangelii und Christi bestehen könne. Darauf erwiderte mein Herr: Die Geschäfte, die er mit dem Kurfürsten habe, seien von der Art, daß keine andere Angelegenheiten wichtiger seien, denn jene. Er, der Gesandte, habe einen weiten Weg in größter Eile zurückgelegt, um Se. Hoheit desto eher sehen zu können, er habe deshalb sogar am Rhein mehre Fürsten, die, wenn sie nicht über dem Kurfürsten, ihm doch gewiß gleichständen, vernachlässigt, und jetzt müsse er sehen, daß die Autorität dessen, von dem er gesandt und der das Haupt Aller sei, hintenangesetzt werde. Doch wolle er sich dem Willen des Kurfürsten fügen

und dahin trachten, daß er nach Schmalkalden auf den Fürstentag komme.

Die Räthe gingen sogleich ab und hinterbrachten des Legaten Antwort dem Kurfürsten. Gegen Abend waren sie zurück mit jenes Erwiderung. Der Kurfürst habe mit Vergnügen gehört, daß der Legat nach Schmalkalden kommen wolle, und er gäbe gern zu, daß keine Geschäfte wichtiger wären, als die seiner Sendung, aber er könnte nichts Bestimmtes darüber sagen, als bis er mit den Bundesgenossen berathen; deswegen müsse Alles bis dahin verschoben bleiben. In Schmalkalden wolle er den Legaten öffentlich sowohl wie auch bei sich mit Wohlwollen hören, auch solle der Legat, so lange er auf seinem Gebiete verweile, sein Gast sein, und habe er Auftrag gegeben, daß überall bestens für ihn gesorgt würde. Unser Herr replicirte darauf: er habe nicht gesagt, daß er nach Schmalkalden kommen wolle, sondern daß er trachten wolle, dahin zu kommen, und daß er in der That nicht wisse, ob es ihm möglich sein werde. Denn er habe noch einen weiten Weg vor sich, müsse auch die benachbarten Kurfürsten sehen. Außerdem hätte er gewünscht, dem Kurfürsten Mehreres zu sagen, damit er desto besser mit den Bundesgenossen hätte überlegen können, denn er habe dem Fürsten Mehreres allein zu sagen, was er den Räthen desselben nicht anvertrauen könne. Deswegen ver-

lange ihn sehr, den Kurfürsten zu sprechen, heute Abend noch oder morgen früh. Darauf kam keine Antwort mehr. Am folgenden Morgen den 5. aber um die zehnte Stunde kam der Kurfürst durch Weimar, um sich nach Schmalkalden zu begeben. Sein Weg hätte ihn bei unsrer Herberge vorbeigeführt, aber er bog vom Wege ab, um nicht von uns gesehen zu werden, wie es schien. Jedoch als er über den Markt ritt, sah er von weitem nach uns hin und es sah aus, als wenn er uns grüßte. Bald nach ihm gingen wir selbst auch aus Weimar und ritten auf Naumburg, von wo der Legat nach Merseburg ging, mich aber mit Briefen für den Cardinal Erzbischof von Mainz nach Halle sandte. Ich fand den Cardinal nicht in Halle, da er nach Halberstadt gegangen war, ritt also denselben Tag noch nach Merseburg, wo mein Herr den Morgen dem Bischofe das Concil angesagt hatte. Wir blieben dort bis zum 9. Februar, an welchem Tage wir nach Halle ritten, wohin der Cardinal unterdessen zurückgekehrt sein sollte. Als wir uns der Stadt näherten, kam der Graf von Beichlingen uns im Namen des Cardinals entgegen und lud den Legaten ein, auf der Moritzburg zu wohnen, und brachte ihm zugleich Briefe von dem Cardinal, worin er unsern Herrn bat, ihn in Halle zu erwarten. Am andern Tage ritten wir mit unserm Herrn in die Stadt, um die

Salzquellen zu sehen, deren vier dort sind. Man kann daraus schöpfen soviel man will, die Brunnen hören nimmer auf zu fließen, und wenn sie auch lange Zeit unterlassen, daraus zu schöpfen, sie finden immer gleich viel und immer reichlich, wenn sie wieder beginnen. Man sagte uns, daß diese Quellen dem Cardinal wöchentlich fünfhundert Gulden einbringen. Am Dienstag darauf, den 13., war Carneval, das wir in der Stadt feierten. Der Cardinal hatte, um unsern Herrn zu unterhalten, ihm den Doctor Julius Pflug und den Doctor Karl Witte gesandt, beides sehr gelehrte und wohlberedte Männer. Dann war der Graf von Beichlingen fast beständig bei ihm und die Präsidenten der kaiserlichen Kammer. In der Stadt Halle selbst sahen wir viele Carnevalsspiele, wie in unserm Lande.

Am 15. zogen wir endlich nach Kalve an der Saale, wo der Cardinal Hoflager hielt. Unser Herr fuhr mit den Vornehmsten aus der Gesandtschaft in einem bedeckten Wagen, den der Cardinal ihm gesandt, und wurde von dem Propste von Magdeburg, dem Neffen des Cardinals, aus dem Geschlechte der Grafen von Mansfeld, empfangen. Der Cardinal selbst kam ihm bis in den Schloßhof entgegen und bewillkommnete ihn, wollte aber an dem Tage nicht mehr von den Geschäften handeln. Am folgenden Morgen wurden wir Alle zusammenberufen, um

bei der Intimation gegenwärtig zu sein. Der Legat sagte dem Cardinal das Concil in der gewohnten Form an und übergab ihm zugleich vier authentische Abschriften der Bulle, eine an den Cardinal Erzbischof von Magdeburg, eine an den Erzbischof von Mainz und Primas von Deutschland, eine an den Administrator von Halberstadt, die vierte endlich an das geistliche Haupt des sächsischen Kreises. Dazu stellte er ihm auch noch die Breves zu für die Bischöfe von Speier, Konstanz, Worms und Strasburg als Suffraganen des mainzer Erzbisthums, und an die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg als Suffraganen des Erzbisthums Magdeburg. Dann fügte der Legat noch die andern Auffoderungen und Ermahnungen hinzu, wie er bei den frühern Gelegenheiten schon gethan. Der Cardinal ließ Namens seiner durch den Dr. Julius Pflug, Propst von Zeitz und Kanonikus von Mainz, antworten: Er habe die Intimation des Concils mit großer Freude vernommen und sage dafür seinen Dank; er wisse wohl, daß er zum Gehorsam gegen die apostolischen Mandate verpflichtet sei, und unterwürfe sich ihnen gern. Er wolle auch persönlich auf das Concil kommen, wenn keine gültigen Hindernisse ihn davon abhielten, und wenn er nicht gleich von Anfang kommen könnte, so wollte er doch später kommen. Sollte er aber gar nicht kommen können, so würde er doch

tüchtige Oratoren und Procuratoren dort Namens seiner hinsenden. Was der Papst von ihm sonst noch verlange in Betreff auf die Ansagung des Concils an die Fürsten und Prälaten des sächsischen Kreises, so habe er nur Autorität über den niedersächsischen Kreis, und dort werde er thun, was man von ihm verlange. Was seine Suffraganbischöfe beträfe, so werde er sie anhalten, ihrer Pflicht nachzukommen; er müsse aber bemerken, daß für mehrere derselben der Legat ihm kein Breve übergeben habe. Darauf erwiderte unser Herr, was zuerst den obersächsischen Kreis betreffe, so habe er eine Bulle für das Haupt desselben, den Kurfürsten von Sachsen. In Bezug auf die Suffraganbischöfe aber bemerke er, daß er mehreren von ihnen selbst das Concil angesagt habe, theils weil sein Weg ihn zu denselben geführt, theils weil er dem Cardinal habe eine Mühe ersparen wollen; es seien dies aber die Bischöfe von Eichstädt, Augsburg, Würzburg, Merseburg und Chur, der Bischof von Paderborn gehöre zu Cöln, der von Verden zu Bremen. Außerdem wolle er dem Cardinal eine genaue Liste von denen geben, die die Ansage empfangen hätten. Darauf bemerkte der Cardinal, er habe einen Bischof ausgelassen, den von Meißen, wogegen der Legat erwiderte, der sei von der Dependenz eximirt. Der Cardinal antwortete, das sei noch unentschieden und läge noch im

Streit, der jetzige Bischof habe zuweilen sich als eximirt gerirt, dann aber wieder zugestanden, daß er Suffragan von Magdeburg sei. Doch sei er, der Cardinal, zufrieden, wenn die Intimation dem Dr. Julius Pflug geschehe, der dort Domherr sei. Unser Herr fügte noch hinzu, daß das Breve für den Bischof von Olmütz dem polnischen Nuntius Pamphilus mitgegeben, und das für den Bischof von Hildesheim nicht ausgefertigt sei, da dieser Bischof noch nicht vom apostolischen Stuhl bestätigt wäre.

Nachdem so die Geschäfte vollendet waren, gingen wir am 18. Februar nach Halle zurück und am 19. von da über Merseburg nach dem Kloster Pforta. Von Merseburg aus hatte ich an den Agenten der Fugger in Leipzig geschrieben, daß er die Briefe, die für meinen Herrn ankämen, während des ganzen Monats nach Schmalkalden zu schicken habe. In der Pforte fanden wir einen gelehrten Abt mit dreißig Mönchen. Das Kloster ist reich an Einkünften aus Weinbergen und Wäldern und Teichen, der Gebäude sind viel, aber sie sind meist alle zerfallen. Am 20. kamen wir nach Erfurt, von wo mein Herr mich nach Schmalkalden sandte, mit Briefen an den Kurfürsten, er selbst wollte in Erfurt die Antwort abwarten. Die Reise nach Schmalkalden war gar beschwerlich, denn ich mußte durch einen Theil des Harzwaldes reiten, der mich mit grimmen Eis,

Schnee, Hagel und Windstößen, Wasserfluthen und steilen Bergpfaden empfing. Als ich in Schmalkalden anlangte, war der Herzog grade bei Tisch, ich gab also meine Briefe dem Marschall, der sie seinem Herrn, bei dem der Landgraf von Hessen und die andern Fürsten waren, sogleich überbrachte. Nach Tisch erhielt ich die Antwortschreiben und Briefe an den Stadthauptmann von Gotha, daß er uns Geleitsmänner gäbe. Darauf bemerkte ich, daß mein Herr, der Legat, nicht allein Führer verlange, sondern auch Sicherheit und salvum conductum für seinen Aufenthalt in Schmalkalden, der Kurfürst aber ließ mir sagen, daß dergleichen nicht gebräuchlich sei unter deutschen Fürsten, und nicht pflege gegeben zu werden; das gemeine Völkerrecht werde bewahrt, ohne daß Schriften darüber verabfolgt würden, die deutsche Treue sei da, um es zu sichern. Diese Gründe reichten mir hin, da auch der Redner kaiserlicher Majestät mir gesagt hatte, daß dergleichen nicht nöthig wäre. Ich kehrte darauf nach Gotha zurück, wo ich mit meinem Herrn, der dorthin von Erfurt gekommen war, im Schwanenring zusammentraf, und wo wir von dem Stadthauptmann die Führer nach Schmalkalden erhielten. Am Samstag, den 24. Februar, kamen wir auch in Schmalkalden an und wurden bei Hans Wisseler, dem Bürgermeister, logirt,

in welchem Hause wir schon den Orator kaiserlicher Majestät wohnend fanden.

Am Sonntag, den 25., ließ der Legat den Kanzler des Kurfürsten bitten, eine Audienz bei seinem Herrn für ihn zu verlangen. Der Kanzler kam selbst und fragte, ob der Legat privatim zum Kurfürsten gehen wolle? Mein Herr erwiderte, daß er es so vorziehe; darauf ließ ihm der Kurfürst sagen, er werde ihn gegen zwei Uhr empfangen. Am Morgen gingen wir noch in die Messe, in einer Kirche auf dem Berge, wo der Gottesdienst noch nach altem katholischen Brauch gefeiert wird, in allen übrigen Kirchen hat er Statt nach dem neuen Brauch. Das kommt aber daher, weil die Stadt zwei Herren gehört, dem Grafen von Henneberg und dem Landgrafen von Hessen, von denen der erste der alten Lehre treu geblieben, der andere eines der Häupter der neuen ist. In der Stadt wohnen viel Eisenarbeiter, weil in der Nähe in den Bergen des Harzwaldes viel Eisen gefunden wird und sie viel Wasser zum Betrieb haben; sonst ist der Ort klein und hat schmuzige Straßen und ist von Sachsen nur durch den Harzwald getrennt.

Als es zwei Uhr geschlagen, kam des Kurfürsten Kanzler mit zwei Rittern, um den Legaten abzuholen, und führten ihn, der in der Mitte der Rit-

ter sich befand, zum Hause des Kurfürsten, der am Markte neben der Kirche wohnte, und ganz nahe bei dem Rathhause. Der Kurfürst befand sich in dem oberen Saale, und nachdem mein Herr ihn begrüßt, sagte er ihm das Concil an, in folgender Weise: „Erlauchter Herzog und Kurfürst des h. römischen Reichs! Ich bin nach Schmalkalden gekommen, wie Ew. Hoheit es gewünscht hat, um Derselben meine Aufträge auszurichten, und bitte nun um ein geneigtes Gehör. Unser heiligster Vater in Christo und Herr, Papst Paul der dritte, nachdem er den trübseligen Zustand der ihm von Gott anvertrauten christlichen Kirchen eingesehen und wie die einen darin des Kephas sein wollen, die andern des Apollo und noch andere des Paulus, und die Irrungen und den Streit zwischen kaiserlicher Majestät, unserm Herrn, und dem Könige von Frankreich, welchen Streit beizulegen Se. Heiligkeit viel Mühe sich gegeben und noch gibt, wie denn auch Hoffnung vorhanden ist, ihn für eine Zeit zu stillen, — hat geglaubt, daß es für alle diese Misstände kein besseres und kein wirksameres Mittel gäbe als die so oft verlangte allgemeine Kirchenversammlung. Deswegen hat er, glaubend ein Gott angenehmes, christlicher Republik heilbringendes und deutscher Nation besonders willkommenes Werk zu thun, und nach dem Willen kaiserlicher Majestät, die das nicht allein be-

gehrt, sondern auch, als Sie zu Rom war, dem h. Vater besonders dafür Dank gesagt, am heiligen Pfingsttage und nach Anrufung des h. Geistes, zu Rom die allgemeine Kirchenversammlung angesagt. Obgleich Se. Heiligkeit nun wohl weiß, daß dies Ew. Hoheit bekannt und hinlänglich zu wissen geworden, so hat Sie doch, als ein guter Hirt und sorgsamer Vater handelnd, nichts unterlassen wollen, damit eine so nothwendige und so lange gewünschte und begehrte Sache ausgeführt werde. Deswegen bin ich zuerst als Nuntius zum Könige der Römer gesandt, dann aber später auch besonders zu Ew. Hoheit gekommen, sowol wegen des Glanzes kurfürstlicher Würde, als auch wegen der Verdienste der Vorfahren Ew. Hoheit, und Derselben eigener höchster Autorität, und weil der h. Vater seine besondere Hoffnung auf dieselben setzt, und so verkünde ich denn im Namen Unseres heiligsten Herrn des Papstes und des apostolischen Stuhles Ew. Hoheit, als Herzog von Sachsen und Kurfürsten des h. römischen Reiches, so wie auch als Haupte des obersächsischen Kreises, einen heiligen ökumenischen Kirchentag und allgemeines Concil, das beginnen soll am nächstkünftigen 23. Mai in der Stadt Mantua, einem wohlgelegenen und den Deutschen besonders bequemen Orte. Namens Sr. Heiligkeit und des apostolischen Stuhls, bitte und ermahne ich insbesondere Ew. Hoheit, ob-

gleich es nach Derselben Eifer für christlicher Republik Wohlfahrt es der Ermahnung nicht bedarf, daß Sie bei diesem heiligen Werk geruhen möge, zu verfahren, wie es einem christlichen und katholischen Fürsten gezieme, daß Sie auch die Herren und Bürger, Ihre Unterthanen und sonst Untergebene und dem sächsischen Kreise Angehörige antreiben möge, das Ihrige zu thun, auf daß Alle wieder eine Heerde würden."

Darauf präsentirte der Nuntius dem Kurfürsten eine authentische Copie der Indictionsbulle und zwei Breve, das eine für ihn als Herzog zu Sachsen, das andere für ihn als Haupt des sächsischen Kreises. Nachdem er diese dem Kurfürsten vorgezeigt hatte, legte er sie vor ihm hin. Als sie nun aber so da lagen, nahm sie der Kurfürst in die Hand und legte die Breve auf die Bulle, während mein Herr sagte, daß er seinen Auftrag ausgerichtet und nichts weiter zu sagen habe. Da stand der Kurfürst lachend (ridendo) auf und ging fort, um mit seinen Räthen zu berathen, ließ aber die Bulle und die Breve im Saale zurück. Eine kleine Zeit darauf sahen wir den Kurfürsten in die Versammlung der andern Fürsten gehen, dann kamen seine Räthe wieder und entschuldigten ihn, daß er nicht kommen könne, weil die andern Fürsten sich versammelt und ihn aufgefodert hätten, sich zu ihnen zu begeben, um über schwierige Geschäfte mit ihnen zu berathen. Deswe-

gen möge der Nuntius nicht in Uebel nehmen, wenn der Kurfürst nicht selbst wiederkomme. Er habe sie, die Räthe, aber gesandt, um seine Antwort zu bringen, und ihnen befohlen, Namens Sr. Erlauchtesten Hoheit Folgendes zu erwidern: Diese Angelegenheit gehe Sr. Hoheit nicht mehr an, als die übrigen in der Religionssache verbündeten Fürsten; Se. Hoheit könne nichts in derselben antworten, bevor er nicht mit jenen Rath gepflogen. Er wolle jenen aber die Sache sobald als möglich vorlegen und dann antworten, wolle auch überhaupt sorgen, daß dies schnell geschehe. Unterdessen möge der Legat nur in seine Herberge zurückkehren und die Briefe wieder mitnehmen.

Darauf erwiderte mein Herr sogleich: Wenn der Kurfürst ihn nicht weiter hören könne oder wolle, so müsse er sich das schon gefallen lassen. Daß der Kurfürst über die Botschaft mit seinen Verbündeten berathen wolle, sei ihm ebenfalls genehm und wolle er gerne warten, auch in seine Herberge zurückgehen, wenn Se. Hoheit, es wünsche. Unterdessen bäte er aber doch Se. Hoheit die Bulle und die Breve zu lesen, Se. Hoheit würde ja dann um so besser mit den Fürsten darüber berathen können. Der Kanzler des Kurfürsten erwiderte dagegen: Weil die Sache die verbündeten Fürsten und nicht Se. Hoheit allein beträfe, so könne Se. Hoheit darüber nicht allein antworten, unterdessen möge der Legat nur immer

die Briefe wiedernehmen, bis die Berathung geschehen sei, was man ihm schon zu seiner Zeit werde wissen lassen. Nun triplicirte mein Herr, sagend: Es sei weder billig noch anständig, daß er die Briefe wiedernehme, denn da der Kurfürst sie einmal angenommen habe, so könne er (der Legat) sie nicht wieder zurücknehmen. Denn wenn auch der Kurfürst nicht ausdrücklich gesagt, ob er sie annehme oder nicht, so habe er doch durch sein Stillschweigen zu erkennen gegeben, daß er sie nicht zurückweise. Der Kanzler möge nur die Briefe nehmen und sie seinem Herrn bringen, denn wie könne er denn, ohne sie gelesen zu haben, darüber berathen? Nun fuhr der Kanzler auf und sagte: Er wisse sehr wohl, was sein Herr der Kurfürst wolle; er habe keinen Auftrag, die Briefe zu empfangen, und ohne Auftrag könne er sie nicht annehmen. Was der Legat aber mit scholastischen oder sophistischen Künsten aus dem Stillschweigen des Kurfürsten schließen wolle, als habe derselbe die Briefe angenommen, das sei lächerlich, und Se. Hoheit sage nicht, ob Sie annehmen wolle oder nicht, sondern Sie trage dem Gesandten auf, die Briefe wieder zu sich zu nehmen, bis Sie mit Ihren Verbündeten berathen habe. Außerdem habe der Legat selbst gesagt, daß er noch an andere Fürsten zu Schmalkalden Breve zu übergeben habe, er möge dieselbe doch übergeben, damit darüber berathen

und ihm desto schneller geantwortet werden könne. Der Nuntius erwiderte darauf: Er danke dem Kanzler für den gegebenen Rath, habe auch selbst schon gedacht, die Breve schnell zu übergeben. Die dem Kurfürsten überreichten könne er aber nicht zurücknehmen, das sei unverträglich mit der Ehre seiner Sendung. Dann fügte er noch einige Worte über die „scholastischen und sophistischen Künste" hinzu und ging mit Zorn von dannen. Das Alles ist geschehen in Gegenwart der beiden Kanzler, mehrer Räthe und Schreiber des Herzogs, unter denen auch Philippus Melanchthon war, der ein kleines Männlein ist, so dünnen und magern Körpers, daß er nur der Schatten von einem Manne zu sein scheint, und der Unsrigen alle.

Am 26. früh sandte der Nuntius seinen Kanzler und zwei Secretaire, um zu sehen, wann er Gehör erhalten könne bei dem Landgrafen von Hessen, denn er habe Aufträge vom Papst, die er ihm auseinanderzusetzen wünsche. Als die Drei im Hause des Landgrafen angekommen waren, wollte er nur einen von ihnen empfangen, vielleicht weil er fürchtete, daß, wenn er alle Drei zuließe, einer ihm die Intimation machen und die beiden Andern als Zeugen dienen könnten. Nach Tische kamen zwei von seinen Räthen, die sagten: der Landgraf habe sie beauftragt, zu vernehmen, was der Legat von ihm begehre. Wenn

es, wie er voraussetze, nichts Anderes sei, als was er schon dem Kurfürsten von Sachsen vorgetragen und was dieser den verbündeten Fürsten mitgetheilt habe, so könne er sich die Mühe sparen, besonders zum Landgrafen zu kommen. Denn derselbe könne und werde keine andere Antwort geben als der Kurfürst, und werde überhaupt nicht einen Nagel breit von den Beschlüssen der Bundesverwandten abweichen. Habe der Nuntius ihm aber privatim etwas zu sagen, oder Anderes mitzutheilen, als was er dem Kurfürsten mitgetheilt, so sei er, der Landgraf, bereit, ihn zu empfangen. Der Legat erwiderte, er habe nach Pflicht seines Auftrags den Landgrafen persönlich über die Angelegenheit zu sprechen gewünscht, von der er schon dem Kurfürsten geredet; darauf begann ein langes Hin- und Hergehen zwischen dem Hause des Landgrafen und unserer Herberge und ein Hin- und Herreden zwischen den Räthen des Landgrafen und dem Legaten, das aber zu nichts führte, denn als mein Herr sie zuletzt fragte, ob sie Auftrag hätten, die Briefe, die er für den Landgrafen habe, entgegenzunehmen, antworteten sie: nein, sie wollten aber darüber ihren Herrn fragen. Sie sind aber nicht wiedergekommen!

An demselben Tage schickte der Nuntius noch zu den Herzögen von Würtemberg, von Pommern und von Lüneburg, die alle dasselbe antworteten: wenn

er ihnen nur zu sagen hätte, was er schon dem Kurfürsten gesagt, so brauche er sich nicht die Mühe zu geben, zu ihnen zu kommen, denn sie hätten ihm keinen andern Bescheid zu geben, als den er vom Kurfürsten empfangen. Der Herzog Erich von Pommern, der noch gar jung war und des Kurfürsten Schwester geheirathet hatte, ließ besonders sagen, er könne großer Geschäfte halber den Legaten jetzt nicht empfangen, würde ihm später aber anzeigen lassen, wann er kommen könne. Hat aber nichts davon gethan. An diesem Tage besuchten auch der Landgraf und der Herzog von Pommern Martin Luthern, der in einem Hause uns gegenüber wohnte und krank war davon, daß er seit fünf Tagen sein Wasser nicht hatte lassen können. Am vorhergehenden Sonntag hatten sie in der Predigt für ihn gebetet, daß Gott ihnen doch den heiligen Mann erhalten möge. Später besuchte ihn auch der Kurfürst und ich glaube, daß alle diese Besuche deswegen geschehen sind, weil Luther am andern Tage, einem Dienstag, abreisen wollte.

Unterdessen hatte mein Herr immer noch keine Antwort von dem Kurfürsten erhalten. Er sandte deshalb mehre Male, um sie zu fodern, der Kanzler des Kurfürsten erwiderte aber immer, er möge noch ein Weniges warten, und es nicht in Uebel nehmen, die Fürsten hätten so wichtige Geschäfte zu vollenden,

der kaiserliche Orator sei zuerst abzufertigen, dann solle die Reihe aber sogleich an den Legaten kommen. Außerdem aber sähe er nicht, in wiefern das Concil zur Beruhigung der Kirche, deren Eintracht die Fürsten eben so sehr wie der Papst wünschten, beitragen könne. Denn die Fürsten würden kaum auf das Concil kommen können, einmal, weil sie ihre Gegner dort als Richter finden würden, und dann, weil es sehr gefährlich sein würde nach Mantua zu gehen. Denn als sie Luthern kaum zwei Meilen weit außerhalb seines Landes geführt hätten, hätten sie ihn schon beinahe verloren; was würde es erst sein, wenn sie ihn bis Mantua führen wollten? Der Nuntius antwortete auf diese Bemerkungen: was die Richter beträfe, so möchten sie nur auf das Concil kommen, dort würde schon entschieden werden, wer richten solle; in Ansehung des Ortes aber, so habe er nie gelesen, daß an demselben Orte, wo eine Controverse entstanden, auch das Concil, um sie beizulegen, gehalten sei; wol aber finde sich in der Apostelgeschichte, daß, als zu Antiochien ein Streit über die Ceremonien ausgebrochen, derselbe nicht in Antiochien, sondern zu Jerusalem entschieden worden. Am Mittwoch sind die Fürsten bis zwei Uhr in der Nacht in der Versammlung gewesen, denn des Kaisers Orator, der mit meinem Herrn zu Abend speisen sollte, kam erst um diese Stunde von der Berathung mit ihnen zurück.

Am Freitag endlich, den 2. März, brachten die Kanzler des Kurfürsten und des Landgrafen in Begleitung der Kanzler der übrigen Fürsten dem Legaten Antwort. Des Kurfürsten Kanzler führte das Wort und sagte: Sie kämen im Namen und Auftrag aller in der Religionssache verbündeten Fürsten, Stände und Städte, um dem Legaten Bescheid zu geben; daß es so spät geschehe, daran seien wichtige und gar schwierige Geschäfte schuld, und dann sei des Kaisers Orator vor ihm da gewesen. Der Kurfürst, sein Herr, habe wegen des ihm von dem Legaten angesagten Concils an seine Verbündeten berichtet, und diese antworteten in Gemeinschaft mit dem Kurfürsten jetzt auf die Ansagung, daß sie verschiedentlicher Gründe wegen nicht auf jenes Concil kommen könnten, wie sie in der dem kaiserlichen Orator gegebenen Antwort eines Weiteren auseinandergesetzt, daß sie ihm, dem Legaten, dieselbe Antwort gäben, und im voraus gegen jede Replik protestirten, weil sie glaubten, daß darin durch gute Gründe Allem hinreichend genug gethan sei. Darauf legte der Kanzler die Antwort auf einen Tisch vor dem Legaten und fügte noch in seinem eigenen Namen hinzu, daß, weil neulich zwischen Sr. Ehrwürden und den Räthen des Kurfürsten ein Wortwechsel entstanden sei über die Annahme der Breves des Papstes, in Folge welches jene Breves auf dem

Tische liegen geblieben seien, so habe er sie damals zu sich genommen, damit sie nicht verloren gingen, und stelle sie jetzt dem Legaten zurück.

Der Nuntius erwiderte hierauf in Kurzem Folgendes: Es sei keiner Entschuldigung bedürftig, daß des Kaisers Orator zuerst abgefertigt worden, nam qui prior erat tempore, potior erat jure. Was die Antwort selbst anginge, so habe er keinen Auftrag gehabt, eine solche von dem ganzen zu Schmalkalden befindlichen Convente zu fordern, sondern nur von dem Kurfürsten zu Sachsen und einigen andern Fürsten. Doch wolle er, weil es jenen beliebt habe, im Namen Aller zu antworten, diese Antwort dem Papste überbringen. In Betreff der Breves, so wolle er dieselben zurücknehmen, da der Kurfürst nicht für gut befunden habe, sie anzunehmen als gesendet von Einem, der wol verdiene, daß man, was er schicke, aufbewahre. Dann, nachdem er die Antwort angesehen, fragte er noch, ob es Sitte sei, daß die Fürsten selbst unterschrieben, oder ihre Siegel beisetzten, worauf Jener erwiderte, das sei nicht Gebrauch und die Unterzeichnung von der Hand der Kanzler reiche hin. Mein Herr nun, als er diese Antwort erhalten, schrieb sie sogleich nach Rom, wohin er auch eine Liste der Fürsten und sonstigen Glieder des Convents in Schmalkalden, und Alles, was Luther und die Gegenpart über das Concil geschrieben, einsandte.

Am Samstag, den 3. März, reisten wir von Schmalkalden ab, nach Gotha. Dort überbrachten die Räthe des Herzogs meinem Herrn Briefe von demselben, worin ihm in gar strengen Worten verboten wurde, Ceremonien und Gottesdienst nach der alten Ordnung und gegen die neue zu verrichten, denn der Herzog habe die oberste Jurisdiction in geistlichen Dingen auf dem erfurter Gebiete und wolle nicht, daß gegen die neue Ordination gehandelt würde. Der Legat antwortete darauf: Das beträfe zukünftige und nicht gegenwärtige Dinge und gehe ihn daher nicht an. Als mein Herr zum ersten Male in der Stadt gewesen, hatte er nämlich dort Einige confirmirt, und auch jetzt kamen wieder Mehre, selbst aus dem Rathe, die es verlangten. Er aber schlug es ihnen ab. Luther war an demselben Tage, wie wir, nach Gotha gekommen, und die Seinigen hatten in den Predigten heftig gegen die Confirmationen geeifert und den Nuntius einen „Salber" genannt. In Gotha erhielten wir noch durch den Agenten der Fugger Briefe und Gelder aus Rom. Von dort aus gingen wir nach Pforte, und über Naumburg und Merseburg nach Halle, wo mein Herr mit dem Cardinal und dem kaiserlichen Orator, der auch dorthin gegangen war, viele und wichtige Unterredungen hatte. Auch kam der Herzog von Braunschweig dorthin, mit dem der Cardinal am Montage, den 12.

März, auf den Tag nach Zeitz ritt. Am 13. kamen wir auch dort an und mein Herr verlangte Audienz bei dem Markgrafen von Brandenburg und bei dem Herzog Georg zu Sachsen. Er sagte zuerst dem Letzteren das Concil an, und zwar auf lateinisch, weil der Herzog ihm gesagt, daß er ein wenig Latein verstehe; des Herzogs Kanzler, Simon Pistorius, ein gelehrter und wohlberedter Mann, antwortete darauf: Es sei seinem Herrn sehr angenehm, daß der Papst ein so großes Zutrauen in ihn setze, er habe noch stets getrachtet und werde noch stets trachten, es zu verdienen. Ein allgemeines Concilium, auf dem die Sitten und Laster aller Stände reformirt und gebessert und die Irrlehren beigelegt würden, sei nothwendig und wenn es nicht zu Stande käme, so müsse er am christlichen Glauben verzweifeln, denn weder er, noch die andern katholischen Fürsten könnten länger widerstehen, deswegen bitte er den h. Vater, Alles zu thun, damit dies Werk zu Stande käme. Was ihn selbst beträfe, so wollte er gern in Person auf das Concil kommen, wenn sein Alter und die Feinde, die ihn umgäben, es erlaubten. Aber er sei hochbejahrt, und wenn er sich entferne, so würde sein Land, das er bis jetzt noch unversehrt bewahrt, von seinen Feinden besetzt werden. Deshalb möge er entschuldigt sein, wenn er nicht komme, er wolle aber tüchtige Oratoren schicken. Als dies beendigt war, kam

noch der Doctor Julius Pflug insbesondere zum Legaten und bat ihn, er möge doch ja machen, daß das Concil zu Stande komme und an dem angesagten Tage eröffnet werde, denn es sei zu nothwendig und unentbehrlich; an die Hindernisse möge man sich nicht stoßen, selbst wenn es Krieg gäbe, denn das würde Alles am besten durch das Concilium selbst beseitigt werden können.

Der Kurfürst von Brandenburg empfing meinen Herrn an demselben Tage und erhielt die Ansagung des Concils. Er ist noch ein junger Herr, von hohem Wuchs und freundlichem Gesicht, mit einem blonden Bart. Der Nuntius sagte ihm, daß der Papst ihm besonders wohlwolle, einmal seiner eigenen Verdienste um den h. Stuhl wegen, dann aber auch wegen der seiner Vorfahren, und daß er ein festes Vertrauen in seine Beständigkeit setze. Der Kurfürst antwortete, daß er den Legaten gern in seinen eigenen Staaten empfangen haben würde, und daß er mit seinen Räthen sich unterreden und dann Bescheid geben wolle. Die Fürsten auf dem Tage zu Zeitz waren mit einem Streite beschäftigt, der zwischen dem Cardinale und dem Kurfürsten zu Sachsen über die Stadt Halle entstanden war, und den sie hier freundschaftlich beilegen wollten. Ein anderes Geschäft betraf die Erneuerung eines alten Bündnisses zwischen den sächsischen und den brandenburgischen Häusern, worin sie

sich gegenseitig gegen Alle und Jeden zu vertheidigen verpflichten, ausgenommen gegen den Kaiser und gegen den Papst. Die Lutheraner verlangten nun, daß der Papst nicht mehr ausgenommen werden sollte, und deshalb schien ihnen nicht viel daran gelegen, daß das Bündniß erneuert würde. Aber der Herzog Georg zu Sachsen verlangte, daß es von Neuem in der alten Form beschworen würde; der Kurfürst von Sachsen protestirte dagegen, daß er wegen dieses Bündnisses nicht von dem Bündnisse abgehen könne, das er mit den Evangelischen zu Schmalkalden geschlossen habe.

Am 18. sagte der Nuntius das Concil dem Herzoge von Braunschweig an, der ihm durch einen Rath des Cardinals, denn er war mit demselben sehr vertraulich befreundet, antworten ließ: er nehme die Ansage an, und wünsche, daß das Concil zur Vollendung komme, denn er sähe sonst nicht, wie man den Lutheranern widerstehen könne. Auf den kaiserlichen Reichstagen sei versprochen worden, daß das Concil in Deutschland gehalten werden sollte; doch wenn der Kaiser und der Papst es anderswo halten wollten, so habe er nichts dagegen und unterwerfe sich als ein gehorsamer Sohn, denn es gebühre ihm nicht, denselben Gesetze vorzuschreiben. An diesem Tage schrieb mein Herr auch noch an den Bischof von Meißen des Concils wegen und an den Jo. Kochläus, den

er einlud, dorthin zu kommen; ebenso sandte er die Ansagungsbulle an den Bischof von Prag. Am 21. schickte der Kurfürst von Brandenburg endlich Antwort: daß er als katholischer Fürst und gehorsamer Sohn Sr. Heiligkeit die Ansage des Concils annehme, und auch Oratoren mit hinreichender Vollmacht schicken wolle, für die er nur Sicherheit auf der Hin- und Zurückreise und Freiheit, Vorschläge zu machen, verlange. Nachdem er diese Antwort hatte verlesen lassen, unterhielt er sich noch lange mit dem Legaten und warf mehrere Fragen auf über Controverspunkte, besonders über das Abendmahl unter beiden Gestalten. Am folgenden Tage ließ auch der Markgraf Georg von Anspach den Nuntius zu sich bitten und legte ihm mehre Fragen vor, besonders über das Concil, ob es frei sein und wo es gehalten werden würde; der Kaiser habe ja immer versprochen, es solle in Deutschland geschehen, warum denn nun in Mantua? Der Nuntius erwiderte darauf, daß er nicht wisse, was der Kaiser versprochen habe, das müsse des Kaisers Orator wissen, den das anginge. Als sie nun den Orator befragten, antwortete dieser: der Kaiser habe das nicht versprochen, wol aber, daß das Concil in einer kaiserlichen Stadt gehalten werden solle, und das sei ja Mantua.

In Zeitz waren wir in einem Benedictiner-Kloster bei der Stadt logirt, denn in der Stadt selbst

war wegen der Menge der Fürsten und Reisigen kein Platz zu finden. Sie sagten uns, daß über 2000 Pferde in der Stadt lägen. Der Cardinal von Mainz war da mit großem Gefolge, der Kurfürst zu Sachsen, der im Schlosse wohnte, weil die Stadt unter seinem Schutze steht. Neben dem Schlosse ist die Kirche, aber so lange der Kurfürst da war, durften sie weder mit den Glocken läuten noch singen, wenn er schlief. — Dann war der Kurfürst von Brandenburg da mit einem großen Zuge, der Herzog Georg von Sachsen, der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Markgraf Georg von Anspach, der Landgraf von Hessen und viele Andere. Obgleich nun alle diese Fürsten wichtiger und nothwendiger Geschäfte wegen in Zeitz zusammengekommen waren, so brachten sie doch nichts zu Stande, sondern übergaben die Sachen an Schiedsrichter.

Am 24. kamen wir zu guter Zeit nach Leipzig und wurden theils im Thomaskloster, theils in einer nahegelegenen Herberge logirt. Der Wirth in der Herberge war zugleich Arzt und hatte einen großen Namen wegen seiner Kunst, und habe ich nie eine bessere Herberge gesehen auf der ganzen Reise; die Tochter vom Hause sprach lateinisch. Die Stadt gehört dem Herzoge Georg, der dort ein Schloß hat; sie ist wohlgelegen, mit schönen Straßen und schönen Frauen und hat Ueberfluß an allen Dingen, denn

dort ist der größte Handelsplatz von ganz Sachsen und zugleich auch eine Universität mit allen Facultäten, und die Scholaren leben daselbst für ein Billiges, deswegen war früher dort auch ein großer Zulauf, jetzt aber ist es stiller geworden wegen Wittenberg (nunc friget propter Wittebergam). Der Rector und die Bürger brachten sogleich nach unserer Ankunft dem Legaten Wein und andere Ehrengeschenke.

Der folgende Tag, der 25. März, war Palmsonntag. Der Herzog Georg lud meinen Herrn ein, der Procession, die mit großer Pracht auf dem Markte geschah, beizuwohnen. Das Offiz wurde gar andächtig und lieblich auf dem Markte, der groß und viereckt ist, gesungen und in den umliegenden Häusern sangen sie mit, das dauerte wol zwei Stunden lang. Der Herzog blieb immer entblößten Hauptes und hielt meinen Herrn bei der Hand. Am 26. nahmen wir vom Herzog Georg Urlaub und zogen über Merseburg und Eisleben nach Halberstadt. In Eisleben fanden wir den Georg Wizel, der eine große Gelehrsamkeit hat und früher einer der ersten unter den Lutheranern war, später aber sie verlassen und jetzt gegen sie schreibt, und soll Keiner stärker gegen sie sein, als er. Wie er noch mit ihnen war, hat er gleich den Andern eine Frau genommen, die behält er jetzt auch noch bei sich, sagt aber, daß er ihr nicht mehr bei-

wohne. Wizel ist bei dem Grafen Hoyer von Mansfeld, der ihn unterhält. Der Nuntius ließ ihn zu sich kommen und ermahnte ihn, auf dem Concil zu erscheinen, da einige Prälaten vorhätten, ihn dorthin mitzunehmen. Er sagte uns, daß er nicht ohne Gefahr ausgehen könne, weil an dem Orte Alle Lutheraner sind, was wir auch selber an uns erfuhren, denn sie tractirten uns gar schlecht. In Halberstadt sind wir nur kurze Zeit geblieben und haben nur den Dom gesehen, wo sie uns das Grab des Johannes Teutonicus, der über die Decretalen geschrieben, zeigten. Im hohen Chor im Dom sahen wir einen sonderbaren Gebrauch, den wir sonst nirgend gefunden. Dort sitzt nämlich an der inneren Seite, bei den Sitzen der Domherren, ein Mensch, den sie den „Adam" nennen, der muß immer da sein, ehe die Domherren die kanonischen Stunden beginnen können, und wenn er nicht da ist, dürfen sie nimmer beginnen. Der „Adam" ißt täglich, die Reihe herum, bei einem von den Domherren und das Capitel kleidet ihn jährlich mit einem grauen Wamms und einem großen albanesischen Hute und alle Jahre erwählen sie einen andern „Adam".

Von Halberstadt sind wir über Braunschweig nach Hildesheim gezogen, wo wir den Charfreitag über blieben und mein Herr an den Erzbischof von Bremen schrieb, daß er am dritten Ostertage in Ver-

den zu sein gedenke, und ihn bäte, dorthin zu kommen, damit er ihm das Concil ansagen könnte. Dann sandte der Nuntius ein päpstliches Breve und die Indictionsbulle an den Herzog Erich von Braunschweig. Am Ostertage Nachmittag versammelte er das Capitel und den Klerus und theilte ihnen die Mandate mit, die er vom h. Stuhle empfangen, in Betreff der Bischofswahl, und setzte ihnen einen Termin von 6 Monaten, innerhalb welches sie zu wählen hätten. Jene erwiderten darauf, sie hätten schon zweimal gewählt, zuerst ihren Propst, der habe aber nicht angenommen, dann den Bruder des Grafen von Schauenburg, der habe bis jetzt weder angenommen, noch ausgeschlagen; wenn es innerhalb der 6 Monate ihnen nicht gelänge, einen Bischof zu bekommen, so möge alsdann der h. Stuhl ihnen einen besorgen. Von Hildesheim gingen wir über Hannover nach Verden durch ein sumpfiges und ödes Land, auf beschwerlichen Wegen. Vor Verden kam uns der Erzbischof von Bremen mit ansehnlichem Gefolge entgegen. Der Erzbischof ist ein Bruder des Herzogs von Braunschweig, ein rechtschaffener Mann, gut und einfach in seinem Wesen, von langer Statur und unansehnlicher Kleidung, wie er denn eine große Pelzmütze nach Art der Laien aus dem Volke trägt. Er führte uns in das Haus des Cantors an der Domkirche zum Logiren, da er in Verden selbst nur eine

kleine Wohnung hat. Am Abend kam er zum Essen mit meinem Herrn, aber wir wurden traurig bewirthet, das Brot war schwarz und hart, die Gerichte bäuerisch zubereitet und trübes hamburger Bier. Am andern Morgen sagte der Nuntius dem Erzbischofe das Concil an und übergab ihm zugleich die fünf Breves für seine Suffraganbischöfe. Der Erzbischof ließ durch einen Franziscaner-Provinzial, der am Abend zuvor schon eine lange und monströse Gratulation gemacht, antworten, er nehme die Verkündigung an und werde selbst auf das Concil kommen. In Verden schrieb mein Herr noch an die Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden und sagte ihnen das Concil an, sich entschuldigend, daß er, von deutschen Fürsten aufgehalten, nicht persönlich habe zu ihnen kommen können; dann schrieb er dasselbe an den Erzbischof von Lund, und schickte ihm Breves für seine Suffragane; da aber der Erzbischof der lutherischen Lehre zugethan war, zwei seiner Suffragane aber, die Bischöfe von Schleswig und von Rügen, der katholischen anhingen, so sandte er besondere Schreiben an diese letzteren. Er sagte auch noch dem Erzbischofe von Drontheim in Norwegen und dem von Upsala in Schweden mit ihren Suffraganen das Concil schriftlich an. Dann schrieb er auch noch an die Stadt Lübeck und ermahnte den Rath, das Concil zu beschicken. Das Alles machte zehn Packete, die

trug ich zum Erzbischof von Bremen, der sie fortschickte, mir auch 2 Gulden für den Weg gab und beim Abschied sagte, das hülfe Alles doch nichts, denn die wären fast sämmtlich Lutheraner und würden nicht kommen.

Von Verden zogen wir über Minden und Osnabrück nach Münster. Je näher wir der letzteren Stadt kamen, desto mehr trafen wir an den Wegen und in den Dörfern Galgen und Räder, auf denen die falschen Propheten und Wiedertäufer gebüßt hatten. Der Bischof von Münster sieht eher wie ein Kriegshauptmann, denn wie ein geistlicher Fürst aus; er antwortete aber in unterthäniger und geziemender Weise, als ihm der Legat das Concil ansagte. Er hatte uns auf einem Schlosse bei Münster empfangen und am andern Morgen mit fast kriegerischem Aufzuge, er selbst in kurzem Mantel und Federhut, nach Art der Feldobersten, nach der Stadt geführt. Der Ruin und die Zerstörung aus dem letzten Kriege fing schon eine Strecke vor der Stadt an, sichtbar zu werden. Da war zuerst die Moritzkirche, die neben einem Festungsthurme gestanden, ganz und gar in Trümmern, und das Capitel fing eben an, sie wieder aufzubauen. Dann waren die Mauern, die an sich selbst schon sehr fest sind, noch ganz mit Verschanzungen aus Erde umgeben; rings um die Stadt hatten sie einen tiefen Graben geführt, der wol eine

gute Meile lang war, der war aber fast ganz zugeworfen und überdammt; vor den einzelnen Thoren waren noch die Reste übrig von den Thürmen und Schanzen, die davor gestanden, und überall konnte man noch sehen, wo die Kriegsknechte eingefallen waren, als sie in die Stadt eindrangen. Den Lambertusthurm hatten die Wiedertäufer allein unversehrt gelassen, weil er ihnen zur Warte diente, und an demselben Lambertusthurme sahen wir die Körper ihrer drei Häupter in eisernen Käfigen aufgehangen, in der Mitte und höher als die andern ihren König, neben ihm den Feldhauptmann Knipperdolling und ihren hauptsächlichsten Propheten.

Als wir am andern Morgen mit dem Legaten der Messe beiwohnten in der Domkirche, machte das Capitel unserm Herrn und uns Ehrengeschenke; unser Herr empfing Gold- und Silberzeug, ein Jeder von uns ein Goldstück. Die Kirche hat auch in der Belagerung viel gelitten, wie denn fast alle Kirchen zerstört wurden, während die Häuser der Bürger beinahe verschont blieben. Sie zeigten uns auch noch die Werkzeuge, mit denen jene Drei, ehe sie den Tod litten, gemartert wurden; dabei versicherten uns die Einen, Jene seien verstockt geblieben bis auf den letzten Augenblick und zuletzt ohne Reue gestorben, Andere dagegen und darunter einer von den Beichtvätern, die man zu ihnen gelassen, sagten, der König

habe Reue gezeigt, doch habe er gesagt, er habe nur gegen den Kaiser gesündigt, indem er sich zum Könige aufgeworfen, im Andern habe er nach dem alten und neuen Testament gehandelt, und er erwarte immer noch eine Offenbarung und die Befreiung der Kinder Israel. Von Anderen, die bei der Einnahme zugegen gewesen, hörten wir, daß Die in der Stadt in der Hungersnoth Kinder geschlachtet und gegessen hätten; von den Ehefrauen und Beischläferinnen des Königs erzählten sie uns auch vielerlei, eine von den vornehmsten von jenen soll, als die Stadt genommen war, vor Scham entflohen sein; von den Beischläferinnen wären noch viele in der Stadt, denn die Weiber waren bei dem Sturme verschont worden, aber sie werden von Allen sehr verachtet.

Von Münster aus gingen wir auf schlechten Wegen und bei noch schlechterem Wetter über Essen nach Düsseldorf, wo mein Herr dem Herzoge von Kleve das Concil verkündete. Der Herzog ist ein Mann von unansehnlicher Statur, wenig Bart im Gesicht, und, wie es scheint, noch weniger Verstand im Kopf, doch freundlichen Wesens dabei und in prächtigen Kleidern dahergehend. Sein Sohn dagegen ist ein Mann von kluger Miene, aber bescheidener Sitte. Die Herzogin, die zur Linken des Herzogs saß, ist eine wohlbeleibte Frau, die das Regiment führt, wie sie sagen. Sie war mit ihren zwei Töchtern zugegen,

von denen die älteste sehr schön und mit dem Herzoge von Lothringen versprochen ist, und dann waren noch 16 Hoffräulein mit der Herzogin. Ehe der Herzog auf die Intimation Antwort gab, fragte er, wie er es mit seinen Untergebenen in Betreff der Ansagung des Concils zu halten habe, ob freies Geleit Allen, die dorthin ziehen wollten, gegeben würde, und endlich, ob sich Einer, der auf dem Concil eine Proposition gemacht, zurückziehen könne, ehe das Concil zu Ende sei. Als ihm auf diese Punkte genügender Bescheid gegeben war, erklärte er, daß er die Ansage annehme, auch, da er selbst eines Schadens, den er am Beine habe, und des Zustandes seines Landes wegen nicht kommen könne, Abgesandte mit den nöthigen Vollmachten schicken wolle.

Am Donnerstag, den 19. April, sandte mein Herr mich voraus nach Köln, um ihm dort durch den Domdechanten eine Wohnung besorgen zu lassen. Der empfing mich aber sehr unfreundlich und sagte, das sei nicht seines Amtes und gehe nicht ihn, sondern die Bürgermeister der Stadt an. Trotz aller meiner Vorstellungen mußte ich doch zu diesen gehen, die mir auch, was ich suchte, in der Krone und im brabantischen Hause verschafften. Als mein Herr angekommen war und den Rath aufgefodert hatte, Einige aus seiner Mitte zu ihm zu senden, damit er ihnen die Aufträge, die er für die Stadt habe, mit=

theilen könnte, antworteten sie ihm, daß der Rath heute ein Fest habe und die Rathsherren sich vergnügen wollten, die Geschäfte also bis morgen bleiben müßten. Am andern Tage kamen denn auch die vier obersten Mitglieder des Raths, denen mein Herr das Concilium verkündete und die darauf erwiderten, die Stadt Köln habe jederzeit ihre Anhänglichkeit an den alten Glauben bewiesen, auch seinetwegen viel gelitten von Denen, die auf Neuerungen dächten; sie zweifelten nicht, daß der Rath die Verkündigung des Concils mit Dank annehmen und nach Kräften zur Förderung eines so heiligen Werkes beitragen würde. Da der Legat aber gesagt habe, wenn sie ein Anliegen an den h. Stuhl hätten, so sollten sie es ihm nur mittheilen, er wisse, daß der h. Vater thun werde, was in seinen Kräften stände, um ihnen nützlich zu sein, — so bäten sie ihn jetzt, den Papst zu ersuchen, daß er den Streitigkeiten unter den Geistlichen ein Ende mache, weil das Volk von ihnen aufgeregt und die Stadt dadurch sehr beschwert werde. Der Legat erwiderte darauf, er müsse jetzt zuerst zu dem Erzbischofe und den anderen Kurfürsten gehen, wenn er aber zurückkomme, wolle er sich der Sache annehmen. Gleich nachher kam der Rector der Universität mit einer Deputation und erhob eine große Klage über den Erzbischof, der ein heftiges Monitorium gegen den Rector erlassen hatte, um die

Auslieferung eines Gefangenen zu verlangen, der Mitglied der Universität war. Es wurde viel über diese Angelegenheit hin und her gesprochen, der Nuntius versprach, sich damit zu beschäftigen. Dann sagte er ihnen das Concil an und foderte sie auf, falls sie demselben etwas vorzulegen wünschten, das Nöthige vorzubereiten. Sie dankten und versprachen, darüber zu berathen und bei der Rückkehr des Nuntius ihm das Ergebniß mitzutheilen.

Am 22. April gingen wir nach Bonn, den Rhein entlang, zum Erzbischof, der uns seinen Coadjutor mit großem Gefolge entgegensandte. In seinem Palaste angekommen, wurden wir vor den Erzbischof geführt, der ein Mann ist von hoher Statur, vorgerückten Alters, mit einem langen weißen Barte, der ihm ein ehrwürdiges Ansehen gibt; er war in Seide und Pelzwerk gekleidet, trug kurzes Haar und ein Schwert. Als der Legat ihm das Concil angesagt, berieth er zuerst lange sich mit seinen Räthen, dann antwortete er, er habe mit Vergnügen vernommen, was der Papst beabsichtige, jedoch wenn er allein ohne die Anderen seine Zustimmung erklärte, so könne dies leicht ihm und seinem Lande gefährlich werden. Er wolle nun zwar Sorge tragen, daß die Anderen auch beistimmten, aber bevor er mit ihnen sich nicht besprochen, wage er es doch nicht, sich öffentlich dafür zu erklären. Darauf setzte einer seiner Räthe, der

Scholasticus von S. Gereon, eines weiteren auseinander, warum der Erzbischof nicht unbedingt beistimmen könne, besonders nicht in Betreff des Ortes, da auf den kaiserlichen Reichstagen ein Ort in Deutschland versprochen sei. Der Nuntius erwiderte sogleich, alle andere Fürsten, mit Ausnahme der Häupter der Lutheraner, hätten beigestimmt, selbst zwei oder drei Kurfürsten. Einige von den Mächtigsten hätten sogar erklärt, sie würden nicht auf das Concil kommen, wenn es in Deutschland gehalten würde, und der mächtigste von Allen habe Mantua genehmigt. Der Erzbischof nahm nun selbst wieder das Wort und sagte: Er wolle in keiner Weise einem so heiligen Werke entgegen sein, nur müsse er auf die Schwierigkeiten aufmerksam machen und auf die Gefahren, die davon unzertrennlich wären, und das wolle er in einem besonderen Gespräche sogleich thun; worauf wir und die Räthe des Kurfürsten uns zurückzogen An demselben Tage fand noch ein zweites Gespräch zwischen dem Nuntius und dem Erzbischofe statt, worauf der Letztere in sein Schloß nach Poppelsdorf, das wir von ferne sahen, wohin wir aber diesmal nicht kamen, zurückging. Am andern Tage versammelten sich die Stände des Erzbisthums, die der Erzbischof zusammenberufen hatte; mein Herr sah ihn nun nicht mehr, als in der Kirche.

Am 24. reisten wir weiter den Rhein aufwärts.

Weil es jetzt bequemer war, zu Schiffe zu reisen, so sandte mein Herr unsere neun Pferde und die drei Maulthiere nebst vier Leuten aus dem Gefolge nach Utrecht voraus, mit Empfehlungsbriefen an den Herzog von Geldern, daß er sie frei passiren ließe. Wir selbst stiegen in das Schiff des Erzbischofs, das gar groß und bequem eingerichtet ist und fuhren denselben Tag noch nach Andernach; den folgenden kamen wir zu guter Zeit in Koblenz an, wo wir in dem Schlosse des Erzbischofs von Trier logirten. Als der Nuntius dem Erzbischofe das Concil angesagt hatte, erwiderte dieser: Was der Papst beabsichtige, sei ihm durchaus genehm, und er wolle gern in dieser Angelegenheit thun, was die Mehrzahl der Kurfürsten beschließen würde, denn da er erst nach den Reichstagen, auf welchen diese Sache verhandelt sei, in das Kurfürsten-Collegium eingetreten, so wolle er sich nicht mit demselben in Widerspruch befinden. Jedenfalls müsse er zuvor sich mit seinen Collegen berathen, ehe er eine bestimmte Erklärung geben könne. Der Nuntius bewies ihm darauf durch die Antworten und Recognitionen der Kurfürsten, daß die Mehrzahl derselben, der römische König, der Cardinal von Mainz, der Kurfürst von Brandenburg schon ihre Zustimmung gegeben hätten. Der Erzbischof verlangte darauf Copien von den Erklärungen derselben, die ihm auch gegeben wurden.

Am Donnerstag, den 26. April, gingen wir auf das Schloß des Erzbischofs, das auf der andern Seite des Rheins, Koblenz gegenüber, liegt. Der Felsen, auf dem es gebaut ist, ist von Natur schon steil und schwer zugänglich, der Erzbischof befestigt ihn aber alle Tage noch mehr, sein Vorgänger hat vor ungefähr 10 Jahren, kurze Zeit nach dem Bauernkriege, die Befestigungen angefangen und die Felsen absprengen lassen, da wo sie Zugang erlaubten. Obgleich nun der Nuntius eine lange Unterredung mit dem Erzbischof hatte und von diesem nachdrücklich eine andere Antwort, als die, er werde sich nach der Mehrheit der Kurfürsten richten, verlangte, so blieb der Erzbischof doch beständig auf seiner Weigerung und gab keinen andern Bescheid. Auch weigerte er dem Erzbischof von Besançon und seinen Suffraganen die Intimationsbullen zu schicken, warum ihn der Nuntius ersucht, vorgebend, er kenne jenen Erzbischof nicht.

Am folgenden Tage zogen wir weiter den Rhein aufwärts nach Mainz und Worms, zu beiden Seiten ein herrliches Land habend, reich an Burgen und Schlössern. In Mainz verließen wir das Schiff und fuhren zu Wagen nach Worms, wobei wir durch Oppenheim kamen, das eine kleine reichsfreie Stadt ist, wo Jeder glauben kann, was er will. Der Kurfürst von der Pfalz befand sich auf einem

Schloß jenseits des Rheines, und als mein Herr mich mit Botschaft an ihn gesandt, ließ er antworten, der Nuntius möge sich nach Heidelberg begeben, wo seine Räthe seien. Am 2. Mai kamen wir auch dort an und logirten in der Herberg zum Hirsch, beim Markte. Bald nachher erschienen die Räthe des Fürsten, die dem Nuntius anzeigten, daß der Kurfürst nicht nach Heidelberg kommen könne, theils wegen mehrer schwierigen Geschäfte, theils wegen eines großen Unglücks, das vor kurzem dort stattgefunden. Der Blitz habe nämlich vor wenigen Tagen in das Schloß eingeschlagen und sei bis zu den Gewölben gedrungen, wo große Pulvervorräthe aufbewahrt wurden, die seien aufgeflogen und das Schloß davon gleichsam ganz und gar auseinandergerissen. Der Nuntius wollte zuerst auf diese Gründe nicht eingehen und verlangte den Kurfürsten selbst zu sehen. Als jene aber ihn versicherten, daß der Kurfürst in der That nicht anwesend sei, weil in dem ganz verwüsteten Schlosse Niemand wohnen könne, sie auch Auftrag hätten, seine Botschaft zu empfangen, so gab der Nuntius endlich nach und verkündete ihnen das Concil. Sie antworteten Namens ihres Herrn, die Absicht des Papstes sei ihm willkommen, und er antworte auf die Verkündigung, was er schon dem kaiserlichen Orator bei einer ähnlichen Gelegenheit geantwortet habe, daß er nämlich thun würde, was

die übrigen Kurfürsten thäten. Als der Legat von ihnen verlangte, daß sie diese Antwort schriftlich geben möchten, weigerten sie, und obgleich er wiederholt darauf zurückkam, schlugen sie es doch beständig ab.

Von Heidelberg gingen wir über Worms nach Mainz zurück, nachdem ich vorher noch an den Agenten der Fugger in Speyer geschrieben und ihm den Werth von 16 Goldgulden übermacht, für die er mir eine Anweisung auf Antwerpen schicken sollte. Bei Mainz sahen wir noch im Vorbeireisen ein Uebungslager, wo gegen 12,000 Kriegsknechte für den Kaiser geworben, bei einander waren. Am 10. Mai gelangten wir wieder nach Bonn, wo der Erzbischof sogleich einen seiner Schreiber sandte und meinen Herrn nach Poppelsdorf einladen ließ, da der Herzog Albert von Mecklenburg auf dem Schlosse sei und den Legaten zu sprechen wünsche. In Poppelsdorf angekommen, sagte mein Herr dem Herzog das Concil an, und erhielt von ihm eine Antwort, die ihn mehr befriedigte als irgend eine, wie er mir nachher erzählte: der Herzog erklärte unter Anderm, er sei ein großer Feind der Neuerer und wolle standhaft am alten Glauben halten. Bei Tische war auch die Herzogin, eine gar zierliche Dame, und nach Tische zeigte der Erzbischof meinem Herrn allerlei Merkwürdigkeiten und Misgeburten, von denen er eine große

Sammlung hatte. Dann war auch die Rede von den Rheinzöllen und der Erzbischof erließ die seinigen meinem Herrn. Es sind aber auf dem Rheine zwischen Mainz und Köln elf Zollstätten, die theils den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln, theils dem Pfalzgrafen bei Rhein gehören, eine ist dem Landgrafen von Hessen von wegen der Grafschaft Katzenellenbogen und eine gehört dem mainzer Domcapitel. Von Köln bis an das Meer sind noch mehr Zölle, von denen die meisten dem Erzbischof von Köln, einer dem Capitel einer Kirche in Emmerich zuständig. Der Erzbischof von Köln, der bei weitem die meisten hat, gab dem Legaten Freibriefe, ebenso thaten die übrigen Herren der Zölle, mit Ausnahme des Pfalzgrafen bei Rhein und des Landgrafen von Hessen, bei deren Zollstätten wir für den Wein, den man uns in Mainz zum Ehrengeschenke gegeben hatte, bezahlen mußten.

Als wir am 13. Mai wieder in Köln angelangt waren, kamen der Rector und die Universität von Neuem zum Legaten und brachten Antwort auf die ihnen früher gemachte Intimation. Die Universität, sagten sie, würde thun, was auf andern Concilien Seitens ihrer Gebrauch gewesen, besonders in Konstanz und Basel; sie hätten noch nicht die Zeit gehabt, die Acten dieser letzteren einzusehen, wollten es aber thun, obgleich in der Intimationsbulle die Uni-

versität gar nicht erwähnt würde. Dann verlangte der Rector noch, nachdem er sich wieder viel über den Erzbischof beklagt, daß der Legat ihn einstweilen von der Excommunication absolviren möge, die der Erzbischof gegen ihn geschleudert, weil er ihm nicht einen Gefangenen habe ausliefern wollen, der Mitglied der Universität sei. Der Nuntius antwortete darauf: er wundere sich sehr über Das, was der Rector in Betreff des Concils gesagt habe, besonders daß die Universität noch nicht Zeit gehabt, in den Akten nachzusehen. Keine einzige Universität sei in der Bulle namentlich angeführt, und daß er der kölner besonders das Concil verkündet, das sei, um sie besonders zu ehren, geschehen. Die Absolution könne er aber nicht ertheilen, ohne die andere dabei betheiligte Partei, den Erzbischof, vernommen zu haben. Damit waren sie sehr unzufrieden und fingen laut an gegen den Nuntius zu reden. Bald darauf kamen auch die Bürgermeister und Viele aus dem Rath und baten den Legaten, er möchte doch den Streit zwischen der Universität und dem Erzbischof, der alle Tage ärgerlicher und selbst für die Ruhe der Stadt gefährlicher werde, beilegen. Zu diesem Zwecke schlüge der Rath vor, den Rector einstweilen zu absolviren und den Gefangenen gegen Caution frei zu geben. Der Gefangene war aber auf Häresie angeklagt, und der Erzbischof wollte ihn in

seiner Jurisdiction examiniren, der Rector aber weigerte es, weil Jener zur Universität gehöre und daher unter seiner, des Rectors, Jurisdiction stände. Der Nuntius versprach ihnen, in diesem Sinne einzuschreiten und ich mußte sogleich an den Erzbischof schreiben und ihm diesen Ausweg vorschlagen. Am 14. Mai gingen wir von Köln den Rhein herab nach Düsseldorf, von da an Wesel vorbei nach Emmerich, und von dort gelangten wir spät in der Nacht, da wir fast beständig contrairen Wind gehabt, nach Arnheim. Dort sagte mein Herr am 18. Mai dem Herzog von Geldern das Concil an, in deutscher Sprache, der Herzog antwortete darauf französisch: Was ich für den Glauben gethan habe, das ist meine Pflicht gewesen; es freut mich, daß der Papst damit zufrieden ist. Dann fügte er hinzu: „Ihr glaubt vielleicht, daß ich Ursache und Veranlassung gegeben habe zu den Kriegen und Streitigkeiten zwischen dem burgundischen Hause und mir; aber wenn Ihr Alles wüßtet, so würdet Ihr klar einsehen, daß Jene mir zum Trotz und gegen meinen Willen mich wollen zum Soldaten machen. Mein Vater ist für das burgundische Haus als Kriegsoberster gestorben, ich selbst habe den Krieg mitgemacht und bin fünf Jahre lang gefangen gewesen, während welcher Zeit ich französisch gelernt, und habe selbst müssen meine Lösung bestreiten, die hunderttausend Gul-

den betragen. Außerdem wollten sie uns, die wir Waisen waren, unser väterliches Erbtheil nehmen, was wir doch ungern fahren ließen. Deswegen mag sich Niemand wundern, wenn ich da Hülfe und Schutz suche, wo ich welche finden kann. Doch gebe ich von Allem der K. Majestät keine Schuld, wol aber Denen, die von solchen Streitigkeiten leben." Der Saal, wo der Herzog uns empfing, war klein und unansehnlich, auf jedem Balken an der Decke war geschrieben: Il despecto fa il Gilpho Gebelino (Sic). In Betreff des Concils antwortete der Herzog durch seinen Kanzler: er werde sich in dieser Angelegenheit benehmen, wie es einem katholischen Fürsten gezieme und wie er bisher immer gehandelt habe. Nur könne er sich nicht in Person auf die Versammlung begeben, wegen der Gefahr, die seinem Lande aus seiner Abwesenheit entstehen würde. Aber er wolle seine Oratoren schicken. Der Herzog ist ein Mann von mittelmäßiger Gestalt, aber kräftig und wohlbeleibt, mit einem rothen Barte und geschorenem Haupte, er trägt aber immer eine Mütze von Haaren, die wie natürliches Haar aussieht, und hat beständig zwei zahme Löwen bei sich, mit denen er sich gar viel ergötzt.

Von Arnheim gingen wir nach Utrecht, wo wir die Pfingsten über blieben, mein Herr sich, müde von der Reise, ausruhte, auch Alle von seinem Ge-

folge neu kleiden ließ. Wir verweilten dort bis zum 29. Mai, wo wir nach Herzogenbusch und von da auf Löwen zogen.

In Löwen erfuhr der Nuntius, daß die Königin Marie von Ungarn, des Kaisers Schwester, sich von Brüssel nach Lille begeben habe, um die Nachrichten vom Kriegsschauplatz früher zu haben. Mein Herr wollte ihr nun sogleich folgen, als er in Brüssel die Nachricht erhielt, daß das Concil prorogirt sei auf den Monat November. Er sandte die Prorogationsbulle ohne Verzug an die Kurfürsten und Erzbischöfe von Köln, Trier und Mainz, und ging sodann nach Lille zur Königin, der er das Concil und dessen Vertagung ankündigte und von dort gegen den Anfang Juli nach Antwerpen in seine Heimath zurückkehrte, um von der langen Reise und dem mühseligen Geschäfte auszuruhen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

